

# 100 Jahre Breslauer Zeitung



1820 – 1920



EX-LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUEŁA SMÓŁKI

W OPOLU

F 95 b.

V, 139.



# 100 Jahre Breslauer Zeitung

1820 ÷ 1920

F 95 b.

Von

DR. ALFRED OEHLKE

Mit acht Bild-Beilagen



Verlag der Breslauer Zeitung, Dr. Alfred Oehlke in Breslau  
Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau





9445 s

07(438)(091) : 06,055.1



„Zbiory Śląskie“

Die Klischees wurden von der Graphischen Kunstanstalt  
Conrad Schönhals in Breslau hergestellt

Ak: K Nr 352/76/61



## Inhaltsangabe

|                                                                             |     |
|-----------------------------------------------------------------------------|-----|
| Vorwort . . . . .                                                           | vii |
| Einleitung . . . . .                                                        | 1   |
| Die Entstehung der Neuen Breslauer Zeitung . . . . .                        | 4   |
| <b>Karl Schall</b> . . . . .                                                | 4   |
| als Dichter 14., als Theaterkritiker 19., als Patriot 23.                   |     |
| <b>Die Erteilung der Konzession</b> . . . . .                               | 24  |
| Dr. Koreff 24. Das Konzessionsgesuch 25. Merckels Gutachten 26.             |     |
| Fürst v. Hardenberg erteilt die Erlaubnis 28.                               |     |
| <b>Grass, Barth &amp; Compagnie</b> . . . . .                               | 30  |
| <b>Die erste Nummer der Neuen Breslauer Zeitung</b> . . . . .               | 31  |
| Politik 32. Theater 34. Empfehlungs-Prospektus. Der Inseratenteil 35.       |     |
| Die erste Entwicklung . . . . .                                             | 38  |
| <b>Die Demagogenverfolgung</b> . . . . .                                    | 39  |
| <b>Der Inseratenteil</b> . . . . .                                          | 40  |
| <b>Die Zensur</b> . . . . .                                                 | 42  |
| Das Wöllnersche Zensuredikt 42. Hardenbergs Instruktionen 42. Ihre          |     |
| Anwendung durch die Breslauer Zensur 44. Die auswärtige Politik 46.         |     |
| Miscellen 49. Kunstkritik 50.                                               |     |
| <b>Theaterskandale</b> . . . . .                                            | 51  |
| Holteis „Nötige Erklärung“ 51. Schalls „Dramaturgisches Mancherlei“.        |     |
| Abwehr der Schauspieler. Der Streit Birey-Mosewius 52. Skandale             |     |
| im Theater 54. Schalls Redaktionsgehilfen 55.                               |     |
| Eugen Baron von Vaerst . . . . .                                            | 57  |
| Lebenslauf 57. „Kavalierperspektive“ 58. „Die Pyrenäen“ 62. Vaerst          |     |
| Erbauer des Breslauer Stadttheaters 63. „Gastrosophie“ 64.                  |     |
| <b>Vaerst Mitbesitzer der Neuen Breslauer Zeitung</b> . . . . .             | 65  |
| <b>Breslauer Zeitung statt Neue Breslauer Zeitung. Tägliches Erscheinen</b> | 66  |
| Neue Zensurverschärfungen 67. Die Revolution in Braunschweig 69.            |     |
| <b>Bis zu Schalls Tode</b> . . . . .                                        | 70  |
| Schall in Berlin 70. Das Cholerajahr 1831 71.                               |     |
| <b>Der Kampf um Schalls Erbe</b> . . . . .                                  | 71  |
| Schalls Tod. Die Bewerber um seine Nachfolge 72. Vaerst erhält              |     |
| die Konzession 75.                                                          |     |
| Die Breslauer Zeitung unter Vaerst . . . . .                                | 77  |
| Dr. Josef Nimbs 77. Der Tod von Kaiser Franz 79.                            |     |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <b>Die Schlesiſche Chronik</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 81  |
| Nachteilige Folgen für die Breslauer Zeitung 84. Folioformat 85. Verjüngung des Nachrichtenwesens 86. Hermann Barth Mitbesitzer 87. Das Feuilleton „unter dem Strich“. Änderung der Spaltenbreite 89. Sintram und Mosewius 90. Kudraß 91.                                                                                                                                   |     |
| <b>Die vormärzliche Zeit</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 92  |
| Die Biedermeier und Vormärzler 92. Das Erwachen des politischen Lebens 94. Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. 97. Streit in der jüdischen Gemeinde 99. Ende des Freistaates Krakau 100. Dr. Nimbs verantwortlicher Redakteur 101. Hoffmann v. Fallersleben 102.                                                                                                             |     |
| <b>Zwei journalistische Streitschriften</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 102 |
| Die Allgemeine Oderzeitung 102. Eine Ertragsberechnung 103.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |     |
| <b>Die religiösen Bewegungen: Christkatholiken, Protestantische Freunde</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 111 |
| <b>Die soziale Richtung. Der Kasematten-Wollf. Die Webernot</b> . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 114 |
| <b>Eisenbahnen</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 116 |
| <b>Der Handelsteil</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 117 |
| Der Breslauer Wollmarkt 117. Eisenbahnaktien 119.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           |     |
| <b>Das Inseratenwesen</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 119 |
| Die Schriftarten 120. Das Inserat einst und jetzt 122. Unentgeltlichkeit amtlicher Anzeigen 126.                                                                                                                                                                                                                                                                            |     |
| <b>Die Revolutionsjahre</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 127 |
| Vor dem Sturm 127. Der Vereinigte Landtag. Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen. Eine stürmische Sitzung 128. Die verbotene Tellaufführung. Abordnung an den König 129.                                                                                                                                                                                        |     |
| <b>Erster zensurfreier Druck</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 129 |
| Das neue politische Programm 130. Nimbs' Schaukelpolitik. Im Zeichen der Demokratie. Die Nationalversammlungen 133. Das Vereinsleben 134. Katzenmusiken. Ein prophetisches Wort 135. Demokratie und Patriotismus. Das Schattenreich in der Paulskirche 136. Die „Charte Waldeck“ 137.                                                                                       |     |
| <b>Dr. Julius Stein</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 138 |
| Die Steinschen Anträge 139. Das berühmte Kleeblatt (Stein, Elsner, Behnſch) 140. Der Majaufstand 142. Prof. Wilda 142.                                                                                                                                                                                                                                                      |     |
| <b>Die Professoren-Zeitung</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 143 |
| <b>Die Jahre der Reaktion 1850/58</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 147 |
| Erneute Knebelung der Presse. Die Zeitung im Riesenformat 147. Der Kautionszwang. „Der Verein zur Förderung und Wahrung der industriellen Interessen“ 148. Verkleinertes Format 149. Dr. Nimbs' Ausscheiden. Wilhelm Friedrich. Harkorts Mitarbeiterschaft 150. Beschlagnahme der Zeitung. Das Stempelsteuergesetz gegen die Presse 151. Erstauflührung des Tannhäuser 152. |     |
| <b>Das Feuilleton</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 152 |
| „Nahrung für das Herz“. Das „Sonntagsblättchen“. Gustave Roge 153. Pepita de Oliva 154.                                                                                                                                                                                                                                                                                     |     |
| <b>Zweimaliges Erscheinen am Tage</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 154 |
| <b>Die Telegraphie im Dienste der Presse. Wolffbüro. Geschichte des Telegraphenartils</b> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                         | 155 |
| Die erste Depesche in der Breslauer Zeitung 156.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |     |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| „Die Tatarennachricht“ . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 157 |
| Die Breslauer Zeitung als Regierungsorgan . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 159 |
| Hermann Barths Ausscheiden. Carl Zäschmar 159. Die Landräte<br>Abonentensammler für die Breslauer Zeitung 161. Das Feuilleton<br>endgültig „unter dem Strich“ 162.                                                                                                                                                                               |     |
| Im Verlag von Eduard Trewendt. — Dr. Julius Stein . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 163 |
| Rudolf v. Gottschall Feuilletonredakteur. Dr. Julius Stein Haupt-<br>mitarbeiter 164. Der italienische Krieg 1859. Nationalverein und die<br>nationale Politik 165. Ausbau des Handelsteiles 167. Regierungsantritt<br>König Wilhelms I. Der Militärkonflikt 168. Feste Haltung in der<br>polnischen Frage. Gründung der Fortschrittspartei 169. |     |
| Dr. Julius Stein Chefredakteur . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 171 |
| Das Ministerium Bismarck 172.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |     |
| Robert Schlehan . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 174 |
| Der Höhepunkt des Konflikts: Die Preßordonnanz . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 175 |
| Die Blut- und Eisentheorie. Der polnische Aufstand. Der Fürsten-<br>kongreß. Die Schleswig-Holsteinsche Frage 176. Verwarnung und<br>Preßprozeß 177.                                                                                                                                                                                             |     |
| Der dänische Krieg . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 178 |
| Die Zollverhandlungen. Laufende Romane 180.                                                                                                                                                                                                                                                                                                      |     |
| Julius v. Kirchmann . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 180 |
| Bismarck . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 182 |
| Neue Preßprozesse 182. Der Zwischenfall Bismarck-Virchow. Die<br>Depesche vom 22. Februar 1865. Der Gasteiner Vertrag 184. Die<br>Kriegskostenfrage. Biarritz 185.                                                                                                                                                                               |     |
| Der österreichische Krieg. Die Breslauer Adresse . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 186 |
| Franz Zieglers Rede in Breslau 186. „Endlich ein Lichtstrahl.“ Der<br>gelätschte Armeebefehl 187.                                                                                                                                                                                                                                                |     |
| Der Norddeutsche Bund . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 189 |
| Das Programm der Nationalliberalen 189. Die katholische Partei.<br>Die Luxemburgische Frage. Die Salzburger Konferenz 190.                                                                                                                                                                                                                       |     |
| Stille Jahre . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 191 |
| Gegen den Kultusminister v. Mühler 191.                                                                                                                                                                                                                                                                                                          |     |
| Eduard Trewendts Erben und der Schlesische Bankverein . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 193 |
| Eduard Trewendt . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 193 |
| Heinrich Fromberg 193. Die Sozialdemokratie 194.                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |     |
| Der Französische Krieg . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 195 |
| Elsaß-Lothringen 196.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |     |
| Das Unfehlbarkeitsdogma . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 196 |
| Im neuen Reich . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 196 |
| Das Kaiserreich. Der Friede. Die Pariser Kommune 197. Der Kultur-<br>kampf 198. Die Kreisordnung 199.                                                                                                                                                                                                                                            |     |
| Die Gründerzeit . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 199 |
| Laskers Anklagerede. Der schwarze Freitag (9. Mai 1873) 201. Folgen<br>für den Liberalismus 202.                                                                                                                                                                                                                                                 |     |
| Der Setzerstreik und die Normalzeitung . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 203 |
| Die Schlesische Presse . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 204 |
| Das Heraufziehen der Reaktion . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 208 |



|                                                                               |     |
|-------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <b>Der Ring der Nibelungen</b> . . . . .                                      | 214 |
| <b>Die Attentate und das Sozialistengesetz</b> . . . . .                      | 215 |
| <b>Die Schutzzollpolitik</b> . . . . .                                        | 217 |
| <b>Dr. Lion und Hans Trewendt</b> . . . . .                                   | 221 |
| <b>Carl Vollrath</b> . . . . .                                                | 226 |
| <b>Das volkswirtschaftliche Sonntagsblatt. Dreimal tägliches Erscheinen</b> . | 227 |
| Gemieteter Draht 228. Sozialpolitik 230.                                      |     |
| <b>Dr. Alexander Meyer</b> . . . . .                                          | 231 |
| <b>Dr. Emil Bohn</b> . . . . .                                                | 236 |
| Die übrigen Mitarbeiter jener Zeit 238. Die Schlachthoffrage 239.             |     |
| Gründung der Deutschfreisinnigen Partei. Kolonialpolitik 240.                 |     |
| <b>Dr. Julius Steins Ausscheiden. Ignaz Seckles</b> . . . . .                 | 241 |
| <b>Das Fernsprechwesen</b> . . . . .                                          | 242 |
| Redakteur und Diplomat 244. Bekenntnis zur Monarchie. Septennats-             |     |
| wahlen. Arbeiterschutzgesetzgebung. Ende des Kulturkampfes 246.               |     |
| <b>Kaiser Friedrich</b> . . . . .                                             | 247 |
| Die Erkrankung 247. Tod des alten Kaisers 248. Kaiser Friedrichs              |     |
| Tagebuch. Der alte Stein† 249. Gustav Freytags Pamphlet. Ibsen.               |     |
| Dr. Paul Hamburger 250. Ein neuer Preßprozeß 253.                             |     |
| <b>Der Rücktritt Bismarcks</b> . . . . .                                      | 253 |
| Zwiespalt in der Partei 254. Helgoland. Oberbürgermeister Bender 255.         |     |
| Die Polenfrage. Englandfreundliche Politik 256.                               |     |
| <b>Der Setzerstreik.</b> . . . . .                                            | 257 |
| <b>Emil Walter</b> . . . . .                                                  | 258 |
| Telegraphischer Kurszettel. Albert Träger 263. Die Caprivische                |     |
| Militärvorlage. Die Spaltung der Deutschfreisinnigen Partei 265. Der          |     |
| Wahlkampf von 1893 266.                                                       |     |
| <b>Herrmann Haber</b> . . . . .                                               | 267 |
| Die G. m. b. H. 268.                                                          |     |
| <b>Die kleine Ausgabe der Breslauer Zeitung</b> . . . . .                     | 270 |
| Lothar Lindner. Breslauer Streifzüge. Berthold Stein 271.                     |     |
| <b>Die Breslauer Zeitung von 1896 bis zum Weltkriege</b> . . . . .            | 274 |
| <b>Dr. Jon Lehmann</b> . . . . .                                              | 275 |
| Die „Literarische Rundschau“. Leitartikel mit den Namen der Ver-              |     |
| fasser 278. Der Handelsteil 279. Volontäre 280. Dr. Hermann Ham-              |     |
| burger 282. Die Leiter der Geschäftsstelle. Die Musikkritik 283. Die          |     |
| Kunstkritik 283. Mitarbeiter in Politik und Feuilleton 289.                   |     |
| <b>Besitzwechsel. Verlag der Breslauer Zeitung Dr. Alfred Oehlke</b> . . . .  | 289 |
| <b>Die Breslauer Zeitung im Weltkriege</b> . . . . .                          | 290 |
| Die Presse beim Ausbruch des Krieges 291. Feldpostbriefe 292. Die             |     |
| Zensur 293. Setzmaschine und Setzer 297.                                      |     |
| <b>Das veränderte Bild der Zeitung</b> . . . . .                              | 298 |
| Montagsblatt 300. Extrablätter 301. Papierteuerung und Papiernot 302.         |     |
| „Die am häufigsten erscheinende Zeitung des Ostens“. Das Inseraten-           |     |
| wesen 303. Personalschwierigkeiten 304. Die politische Haltung der            |     |
| Zeitung 306. „Deutscher Wert“ 307.                                            |     |
| <b>Die Breslauer Zeitung und die Revolution</b> . . . . .                     | 313 |
| Setzerstreik 314. Eisenbahnerstreik. Der neue Titelkopf 314.                  |     |

## Vorwort

Es lag längst in meiner Absicht, zu der Feier des hundertjährigen Bestehens der Breslauer Zeitung eine Darstellung ihrer Geschichte herauszugeben. Als dann aber der Zeitpunkt herankam, in dem dieses Werk in Angriff genommen werden mußte, standen wir im Weltkriege, und alle meine Bemühungen, einen Breslauer Gelehrten zu finden, der diese Arbeit auf sich genommen hätte, schlugen fehl. Die älteren Forscher waren mit anderen Arbeiten beschäftigt, und das jüngere Geschlecht stand unter den Fahnen. Die letzten Verhandlungen zogen sich bis in den August 1918 hinein. So mußte ich mich denn im letzten Augenblick entschließen, die Arbeit selbst zu übernehmen. Ich bin mir bewußt, getan zu haben, was irgend in meinen Kräften stand, um neben meinen beruflichen Arbeiten, die gerade während des Krieges und dann nach Ausbruch der Revolution sich noch mehr häuften, das Buch in einer Form zustande zu bringen, wie sie meinen eigenen Wünschen und berechtigten Anforderungen entspreche. Aber ich muß doch in Rücksicht auf die mir gar zu karg bemessene Zeit bitten, meine Arbeit mehr als eine journalistische, denn als eine gelehrt-wissenschaftliche anzusprechen. Aber auch so hätte ich die mir gestellte Aufgabe nicht lösen können, wenn mir nicht die unermüdliche Hilfe meiner Frau, Marie, geb. Plehn, zur Seite gestanden hätte, die mich namentlich bei dem Wälzen der vierhundert Vierteljahrsbände der Breslauer Zeitung mit unermüdlicher Ausdauer unterstützt hat. Ihr Name sollte eigentlich neben dem meinigen auf dem Titelblatte stehen.

Freundlichen Beistand fand ich bei dem Direktor der Stadtbibliothek, Prof. Dr. Hipp e und dem Direktor des Stadtarchivs, Prof. Dr. W e n d t, der sich namentlich auch der Mühe unterzogen hat, die Korrekturbogen durchzusehen, wie Geh. Studienrat Prof. Dr. F e i t den größten Teil meiner Handschrift überprüft hat. Auch der Direktor der Universitätsbibliothek, Geheimrat Dr. M i l k a u,

ist mir mit Literaturnachweisen bereitwilligst an die Hand gegangen. Mein Kollege Dr. Langenstraßen hat mich bei der Feststellung vieler Personalien und Einzeltatsachen unterstützt, und Dr. Oscar Wilda hat sich u. a. der Mühe unterzogen, die auf die Breslauer Zeitung bezüglichen Akten im Staatsarchiv, die schon von Dr. Leonhard Müller benutzt waren, nochmals durchzusehen, wozu Archivdirektor Geheimrat Dr. Wutke freundlichst die Erlaubnis erteilte.

Um das Lesen des Buches bequemer zu machen, habe ich die Angaben der Zeitungsnummern der einzelnen Jahrgänge im Druck fortgelassen; sie befinden sich in meiner Handschrift, die im Stadtarchiv niedergelegt ist und dort von Nachprüfenden und weiter Forschenden eingesehen werden kann. Auch die benutzte Literatur habe ich nur in Ausnahmefällen angeführt, unterlassen aber möchte ich doch nicht, hervorzuheben, welche wertvollen Dienste mir das treffliche Buch von Dr. Leonhard Müller „Die Breslauer politische Presse von 1742 bis 1861 nebst einem Überblick über die Dekade 1861 bis 1871“ (Breslau 1908), namentlich für die ältere Zeit, geleistet hat.

Vom Juli 1896 ab hören die Ereignisse für mich auf, Gegenstand objektiver Geschichtsforschung zu sein, da ich seitdem die Zeitung selbst geleitet habe. Ich habe mich daher für den folgenden Zeitraum bis zur Gegenwart auf einen Überblick beschränkt, bei dem ich mich besonders auf persönliche Erinnerungen stützte. Überhaupt bedarf es wohl kaum einer Entschuldigung, wenn ich die älteren Zeiten, aus denen ich den Fachgenossen und Zeitungslesern mehr Neues zu sagen hatte, ausführlicher behandelt habe, als die jüngeren Jahrzehnte, die uns auf Grund eigener Erlebnisse oder mündlicher Überlieferung bekannter sind als die weiter zurückliegenden Vorgänge und Persönlichkeiten, die für ihre Zeit und ihre Zeitgenossen von einschneidender Bedeutung waren und es verdienen, wiederum lebhafter ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden.

Breslau, im November 1919.

Dr. Alfred Oehlke.



Dr. Julius Stein





ie reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, sollte die oberste der Pflichten jedes Geschichtsschreibers sein. Freilich, die Wahrheit sagen wollen und die Wahrheit wirklich sagen, ist nicht einerlei. Wer Geschichte schreibt in dem bewußten oder unbewußten Bestreben, vorgefaßte Meinungen zu beweisen, der wird leicht in Gefahr geraten, von der schmalen Linie der Wahrheit abzuweichen. Er wird verleitet werden, den Quellenstoff seinen Zweckabsichten anzupassen, das Urteil im Dienste seiner Tendenz zurecht zu biegen oder gar, in Verschweigen und Abrunden, den Tatsachen Gewalt anzutun. Wir alle kennen Historiker von Ruf und Verdienst, bei denen die politische Voreingenommenheit das objektive Urteil mitunter derart überwuchert hat, daß man fast versucht werden möchte, ihren guten Glauben in Zweifel zu ziehen, wenn man nicht wüßte, wie leicht leidenschaftliche Einseitigkeit unwillkürlich zu Selbsttäuschungen verführt, die dann wohl dem Unbefangenen als absichtliche Täuschungsversuche erscheinen können.

Wer es unternimmt, die Geschichte seiner eigenen Zeitung zu schreiben, der wird einer solchen Gefahr besonders ausgesetzt sein, zumal wenn es sich um eine Jubiläumsschrift handelt. Eine solche Schrift soll doch eine Ehrenschrift sein für die Zeitung und alle diejenigen, die an ihr geschafft und ihres Lebens beste Kraft daran gesetzt haben. So scheint es. Aber die Gefahr ist doch nicht so groß, wie man vermuten sollte. Denn man weiß im voraus, daß eine Zeitung, die auf eine Geschichte von hundert Jahren zurückblickt, starke Wandlungen durchgemacht hat, daß sie immer und unter allen Umständen das Erzeugnis der lebendigen Gegenwart gewesen ist. Welche der vielen Strömungen in einem bestimmten Zeitabschnitt am stärksten aufgetreten sein mögen, wie die Zeitung sich zustimmend und ablehnend verhalten hat, immer wird sie bis zu einem gewissen Grade abhängig geblieben sein von dem Geiste der Zeit, aus dem

heraus jede Tagesnummer geboren wird. Und wie sich nun in den hundert Jahren, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und oft viel schneller, die Anschauungen und Interessen, ja das gesamte Charakterbild des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland und in der Welt, sei es in allmählichen Übergängen, sei es sprunghaft, geändert haben, so werden die Spuren dieser Wandlungen auch der Zeitung als täglicher Chronik der wechselnden Ereignisse mehr oder weniger scharf aufgeprägt sein.

Diese Tatsache ist für jemand, der sich mit der Geschichte der Presse beschäftigt hat, eine so geläufige, daß ihm das Vorurteil wunderbar vorkommt, das nicht nur im Laienpublikum, sondern auch bei berufsmäßigen, bedeutenden Geschichtsschreibern anzutreffen ist, als ob Zeitungen, deren politische Tendenz in der Gegenwart ihnen bekannt ist, dieselbe Richtung zu allen Zeiten verfolgt haben müssen. Steht doch selbst in dem bekannten Geschichtswerk von Heinrich von Treitschke, um ein Beispiel anzuführen, das Urteil gedruckt, daß die Schlesische Zeitung immer die gute konservative und die Breslauer Zeitung immer die schlimme liberale Tendenz verfochten hätte, und es bezieht sich dieses Urteil dazu noch besonders auf Jahre, in denen die Schlesische Zeitung ausgesprochen liberal und die Breslauer Zeitung ausgesprochen konservativ war!

Also nicht die Geschichte einer Partei, nicht die Geschichte bestimmter geistiger Strömungen will ich auf den nachstehenden Blättern schildern, sondern die Geschichte einer Zeitung, wie sie sich wirklich abgespielt hat, in guten und in bösen Tagen, mit wechselnden Tendenzen. Gerade dadurch hoffe ich, einen brauchbaren Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Presse sowie zur deutschen Kulturgeschichte zu liefern. Es soll nicht meine Aufgabe sein, darzutun, daß die Breslauer Zeitung in dieser oder jener Epoche von meinem heutigen persönlichen Standpunkt aus geurteilt, stets brav und gutgesinnt gewesen, sondern ich will rein objektiv schildern, wie sie sich in den wechselnden Zeiten als wirksame Triebkraft an ihrer Stelle jeweilig gezeigt hat.

Vorauszuschicken ist, daß die Breslauer Zeitung, als sie am 1. Januar 1820 ins Leben trat, politische Tendenzen überhaupt nicht hatte, sondern ausgesprochenermaßen sich von jeder Politik

in unserem Sinne fernhalten und ganz anderen Zwecken dienen wollte. Sie kehrte damit gewissermaßen zurück zu dem eigentlichen Zweck, den die Zeitungen hatten, als sie sich in ihren Uranfängen entwickelten, und woher auch der Name stammt: sie wollte nur berichten, was Wichtiges in der Welt vorgeht, und wollte versuchen, ihr Publikum so gut wie möglich zu unterhalten. Hätte die Zeitung politische Tendenzen verfolgt, so hätte sie nur servil sein oder ihre Meinungen verschleiern müssen, denn ihre Entstehung fällt in eine Zeit, in der die Preußische Regierung unter Metternichs Vormundschaft keineswegs gewillt war, selbständige politische Ansichten, die von der ihrigen abwichen, in den Tagesblättern zu dulden. Das Geburtsjahr unserer Zeitung fällt in die Zeit der schwärzesten Reaktion, in das Jahr nach den Karlsbader Beschlüssen.

---

## Die Entstehung der Neuen Breslauer Zeitung

Der Literat Karl Schall, der am 24. Januar 1819 um die Konzession einer neuen Zeitung in Breslau einkam, verfolgte denn auch, von den materiellen Vorteilen, die er sich von dem neuen Unternehmen versprach, abgesehen, ganz andere Zwecke. Gewiß, ein politisches Gewand mußte das neue Blatt haben, es mußte über das, was in der großen Welt vorging, irgendwie Bericht erstatten; denn das gehörte auch damals schon zu dem Wesen einer Tageszeitung. Aber worauf es ihm eigentlich ankam, das war nicht sowohl die politische, als die Theaterwelt: recht eigentlich eine Theaterzeitung wollte er gründen. Das kam freilich bald anders. Das Theater schwindet schon nach den ersten Jahren mehr und mehr aus den Spalten der Zeitung, weil Schall selbst sich allmählich dem Theaterleben zu entfremden begann, und die aufgeregten politischen Ereignisse, die sich im Auslande abspielten, verlangten einen immer breiteren Raum, aber doch ist es bezeichnend für die Jugendjahre der Breslauer Zeitung, daß ihre ersten Führer: Karl Schall, Freiherr von Vaerst und Dr. Nimbbs sämtlich vorübergehend oder dauernd im Nebenamte, zeitweise auch im Hauptamte, zugleich Theaterleiter gewesen sind und in der Geschichte des Breslauer Theaters eine bedeutsame Rolle gespielt haben.

Wer war nun dieser Mann, der die Breslauer Zeitung vor hundert Jahren gegründet hat, und wie kam er zu seiner Konzession?

### Karl Schall

Der Vater Karl Schalls, gestorben 1808, hatte an der Siebenkurfürstenseite des Breslauer Ringes ein gutgehendes Eisen- und Kurzwarengeschäft inne, das ihn zu einem wohlhabenden Manne machte. Aus seiner ersten Ehe stammte ein Sohn, der später in Surinam verschollen ist. Nach dem Tode seiner Gattin lernte



er auf einer Leipziger Messe eine französische Gouvernante kennen, die er heiratete, und die ihm am 24. Februar 1780 einen Sohn, unseren Karl Schall, schenkte. Der begabte, geistig angeregte Knabe besuchte das Friedrichs-Gymnasium bis zur obersten Klasse und trat dann, 1796, ohne innere Neigung zum Kaufmannsberuf, in das Geschäft seines Vaters ein. Die Ausbildung, namentlich in neueren Sprachen, wurde auch jetzt von dem lernbegierigen Jüngling eifrig fortgesetzt, der bald seine Zeit weit mehr mit schönwissenschaftlichen und dichterischen Beschäftigungen als mit seinen beruflichen Obliegenheiten ausfüllte. Nach einigen Jahren erschienen denn auch seine ersten poetischen Versuche in dem seit 1801 von dem Professor der klassischen Sprachen am Elisabeth-Gymnasium, Fülleborn, herausgegebenen *Breslauer Erzähler*.

Wichtiger aber ward für Karl Schall seine Freundschaft mit dem späteren Regierungsrat Karl Streit, der seit 1798 das Breslauer Theater leitete und Schall auf den Weg führte, für den er nach Neigung und Anlagen vorbestimmt schien: den Weg zum Theater. Schall ist niemals Schauspieler gewesen, obwohl er starke schauspielerische Anlagen besaß; er hat auch als Dramaturg keine besonderen Leistungen aufgewiesen, ebenso wenig ist er als dramatischer Dichter, wenn auch manche seiner Stücke in Breslau und anderwärts vielfach, oft auch mit Erfolg, aufgeführt wurden, zu einem Nachruhm gelangt. Selbst auf seinem eigenen Gebiete, dem der Theaterkritik, wird man ihm nur bedingtes Lob spenden können, ja, man wird ihn in seinen späteren Jahren sogar herb tadeln müssen; aber zum Theater gehörte er, namentlich in seinen jüngeren Jahren, mit Leib und Seele: die Bühne mit allem, was darum und daran hängt, mit allem Großen und Schönen, mit höchster Kunst in Dichtung und Darstellung, aber auch mit allem Kleinen und Kleinlichsten bis in die Regionen des gewöhnlichsten Klatsches vor und hinter den Kulissen — das war und blieb, wenigstens für den größten Teil seines Lebens, seine Welt.

Karl Schall war ein Breslauer Original, ein echtes Erzeugnis der schlesischen Biedermeierzeit, entschieden die bekannteste und volkstümlichste Persönlichkeit der Stadt in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Dazu verhalf ihm nicht wenig auch

seine auffällige äußere Erscheinung. Er glich Sir John Falstaff, wie er auf der Bühne leibt und lebt, zum Verwechseln. Bei ihm, als Genußmenschen in jeder Beziehung, spielten Essen und Trinken eine Hauptrolle. Sehr ergötzlich schildert uns Laube so ein Mittagsmahl von Karl Schall, das einen guten Teil des Tages ausfüllte, und bei dem er unglaubliche Mengen an Speisen und Getränken zu sich nahm. In der Zeit seiner Freundschaft mit Karl von Holtei nannten die Breslauer die beiden zur Unterscheidung Karl den Langen und Karl den Dicken. Dabei fehlte es diesem Falstaff nicht an körperlicher Grazie. Holtei erzählt darüber eine lustige Theateranekdote:

Schall hatte zwei Tänzerinnen getadelt und ihnen Mangel an Grazie vorgeworfen. Das begab sich im heißen Sommer. Eines Tages saß Schall mit einigen Freunden im tiefsten Negligé um den Kaffeetisch, als plötzlich jene beiden reizenden Töchter Terpsichores, begleitet von ihrer Gouvernante, eintraten und ihn mit der Bemerkung wegen des Tadels zur Rede stellten: „Wer tadeln wolle, müsse auch belehren können. Er möge ihnen doch, — und dabei wiesen sie spöttisch auf seine Korpulenz hin —, zeigen, wie sie tanzen sollten“. — „Unbedenklich kann ich dies, meine Schönen, erwiderte Schall sehr ruhig, und ich stehe sogleich zu Diensten, nehmen Sie Platz.“ Er griff nun zu seiner alten, stets an der Wand hängenden Geige, die er recht wohl zu spielen und mit Gesang artig zu begleiten wußte, strich ein Menuett und tanzte dazu, wobei nicht außer acht zu lassen, daß er in seiner Jugend für einen Breslauer Ballkönig gegolten hatte und auch in seinen späteren, dicken Jahren sich wegen seiner schönen Haltung beim Tanze noch gern loben ließ. Fessellos flatterte bald der enge Schlafrock um ihn her, der Eifer seines neuen Berufes als Tanzmeister verhinderte ihn, zu erwägen, wie notwendig eine schützende Hülle sei — den drei Mädchen blieb nichts übrig, als schreiend zu entfliehen<sup>1)</sup>.

Nicht minder anschaulich schildert Laube diese Mischung von Fettleibigkeit und Grazie. „Er fing oft an, eine Gavotte zu tanzen, die Arme auszubreiten und einen Fandango zu singen. Dabei wußte man immer nicht, welchem Eindruck man sich hin-

<sup>1)</sup> Auch von Schall selbst sehr launig erzählt in Nr. 56 vom 7. April 1824.

geben sollte, denn es war unglaublich komisch, wenn der erregte Sturm auf dem Meere seines Leibes durch die schlotternden Backen bis an die dicken Tränensäcke, die letzten Dünen, brandete, und es war rührend, wieviel verborgene Grazie aus den unfügsamen Formen schüchtern herausah . . . Auf einem kurzen, dicken Halse saß ein Ausbund von Kopf, der durchaus nicht zu rangieren war. Eine verworrene, dumpfe Fleischmasse, in welcher sich höchst zufällig ein paar kleine Augen befanden, die auf jeden Fall nur zum Heraussehen, nicht zum Hineinsehen eingerichtet waren."

Ein besonderer Genuß für seine Freunde war es, wenn Schall den Falstaff deklamatorisch vortrug. „Sein Vortrag, so schreibt Laube, strotzte von Wahrheit. Er hatte völlig das Äußere Sir Johns; wenn er in Wams, Hosen und Stiefel des dicken Ritters fuhr, da bedurfte es nicht der geringsten Zutat, keiner Watte und keiner Schminkel. Auch das kleine Auge, listig und lüstern lachend, und das selige Gelächter über jede Kleinigkeit, ein Gelächter, welches sich Selbstzweck ist, eine fraglose Lebenswelle heiteren Daseins."

Aber seine Vortragskunst war nicht auf diese eine Rolle beschränkt. Holtei, gewiß ein berufener Beurteiler auf diesem Gebiete, sagt von ihm, daß er als Rezitator auch Tieck überlegen gewesen sei, der doch selbst Goethe durch seinen Vortrag so zu fesseln wußte, daß der Altmeister darüber einmal Tag und Nacht vergaß. Überhaupt war Schall ein Gesellschafter ersten Ranges. „Er war," so schreibt Holtei, „unwiderstehlich für jeden, dem er gefallen wollte. Der Gründe, warum er es wollte, waren vielerlei. Eitelkeit stand obenan. Am liebenswürdigsten war er und am besten gefiel er mir, wenn er nicht darauf ausging, gefallen zu wollen, sondern vielmehr, wenn er nur gefiel, weil er Gefallen an dem fand, den er bezauberte, wenn der, welcher ihm gegenüberstand, auf sein Herz, sein warmes, volles, leicht überlaufendes Herz wirkte." Auch Heinrich Steffens bestätigt dieses Urteil: „Ich habe oft Schall in Berlin in die gebildeten Kreise von Männern und Frauen eingeführt, mit derselben Zuversicht, mit welcher man den durch Geist und angenehme Formen ausgezeichneten Mann einzuführen pflegt. Zwar scherzte man, wenn die ungestaltete Masse erschien, aber

indem er dadurch nicht eben auf die angenehmste Weise die Aufmerksamkeit auf sich zog, entdeckte man bald den geistig beweglichen und interessanten Mann; ja eben was bei der ersten Erscheinung abstieß, war schnell in ein Anziehendes verwandelt. Er sprach gewandt und zierlich, die chaotische Verwirrung der sich durchkreuzenden Gespräche, die leider in unseren Gesellschaften ebenso zerreißend untereinander tönen, wie zurzeit der die Straßen beherrschende Orgelkasten, wenn drei bis vier zusammentrafen und mit den verschiedensten Melodien sich zu überschreien versuchten, verstummten auf einmal; alles hing an seinen Lippen, und wenn wir uns trennten, empfing ich den Dank der ganzen Gesellschaft für die Einführung eines so interessanten Mannes."

Schall bewegte sich gern in auserlesener Gesellschaft und war nicht wenig stolz, in den Familien des damals aus seiner starren Abgeschlossenheit eben erst heraustretenden Adels zu verkehren und gern von ihm aufgesucht zu werden. Daneben lockten ihn die geistreichen Zirkel der angesehenen jüdischen Familien. In seiner Sprechstunde aber war die Redaktion das Stelldichein aller Welt von Bildung und feiner Lebensart. Dorthin kamen die Professoren, wenn sie zwischen ihren Vorlesungen eine freie Stunde hatten, um neue und fremde Bücher und Journale bei Schall einzusehen. Dann erschienen Offiziere, ehe sie zur Parade gingen, es kamen die Lebemänner, Landedelleute, Schauspieler, Schauspielerinnen und Schöngeister aller Art.

Sein reger Sinn für Freundschaft und seine religiösen Neigungen führten ihn, den aufgeklärten Katholiken, auch in den Kreis der Freimaurer. Er war seit 1814 Mitglied der Horus-Loge in Breslau, verkehrte aber auch in der Zepter-Loge, für deren Stiftungsfest er ein ansprechendes Lied verfaßt hat. Überhaupt verdienten die Gesänge, die er für Logenzwecke gedichtet hat, aus der Kahlert'schen Ausgabe seiner Gedichte wieder ausgegraben zu werden.

Daß Schall eine solche Anziehungskraft besonders auch auf die gelehrten Kreise ausübte, daß Männer wie Wackernagel<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> Wilhelm Wackernagel (1806—1869), einer der hervorragendsten Germanisten, 1828—30 in Breslau.

Steffens<sup>1)</sup>, v. Raumer<sup>2)</sup>, v. d. Hagen<sup>3)</sup> und viele andere seine Freunde und zum Teil seine Mitarbeiter wurden, wäre schwerlich möglich gewesen, wenn seine eigene Bildung nicht eine ausgedehnte und gut begründete gewesen wäre. Er hatte viel gelernt und lernte täglich zu, er wußte, wie Holtei bestätigt, viel und vielerlei. Er besaß eine schöne und reiche Büchersammlung, die er sorgfältig pflegte und reichlich benutzte, und seine Leidenschaft war es, Auszüge aus allen Büchern zu machen, die er las. Dabei war er ein sorgsamer Pedant, wie überhaupt dieser leichtlebige Mensch auf die peinlichste und kleinlichste Ordnung in allem hielt, was ihn umgab, selbst in den Schuldscheinen, die er nie bezahlte. Freilich hat er mit dem Wissen, das er sich so geistreich und zugleich pedantisch aneignete, eigentlich nie recht gewußt, wohin. Zum Lernen, Lesen, Insich aufnehmen niemals träge, war er es fast immer zum Arbeiten, zum Produzieren. Er hat viel an Zeitschriften mitgearbeitet und viel Kritiken geschrieben. Zuerst, wie erwähnt, in dem Breslauer Erzähler, dann in den Provinzialblättern, dann in dem Neuen Breslauer Erzähler, dann wieder in den Provinzialblättern und hauptsächlich in der Breslauer Zeitung. Er gab selbst, während er die Breslauer Zeitung leitete, noch zugleich mit Holtei und Friedrich Barth (1823) Deutsche Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater heraus und veröffentlichte 1824 im Verein mit Max Habicht und Fr. H. von der Hagen eine Übersetzung der arabischen Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“, in 12 Bändchen, die zu den besseren Verdeutschungen

---

<sup>1)</sup> Henrich Steffens (1773—1845), geborener Norweger, Naturforscher Philosoph, Dichter, rief 1813 die Breslauer Studenten zum Freiheitskampf auf. 1811—1831 in Breslau.

<sup>2)</sup> Friedrich v. Raumer (1781—1873), berühmter Geschichtsforscher. 1811 bis 1819 in Breslau.

<sup>3)</sup> Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856), verdienstvoller Germanist. Herausgeber der mittelhochdeutschen Minnesinger, in einer gewaltigen, fünf Riesenbände umfassenden Sammlung mit wertvollen Erläuterungen, und vieler anderer mittelhochdeutscher Texte, z. B. Gottfried von Straßburg, „Gesamtabenteuer“ u. a. m. 1811—1821 in Breslau.



gezählt wird<sup>1)</sup>. Er hat auch eine Menge von Gelegenheitsgedichten ernster und heiterer Art, von Rätseln und poetischen Schnurren geschrieben und eine stattliche Anzahl von Dramen auf die Bühne gebracht, aber allen diesen Erzeugnissen haftet eine gewisse Unfertigkeit an, und die literarischen Freunde, die mit ihm verkehrt haben, bestätigen einstimmig, daß diese Erzeugnisse nicht entfernt dem Geist und der Begabung entsprechen haben, über die Schall verfügte. Es fehlte ihm eben der Ernst der Arbeit. Am kürzesten und treffendsten charakterisiert ihn vielleicht Rudolf v. Gottschall, wenn er meint, daß „der Breslauer S. Künstler mit gesunder Laune, mit aufgestreiften Hemdärmeln und großem Löffel in die dampfende Suppenterrine des geselligen Lebens gegriffen, aber doch nur einige Brocken köstlichen Humors hervorgeholt habe.“

Sein zerstreutes Leben, der vorerwähnte Mangel an ernster und beständiger Arbeit war es, der ihn verhindert hat, mehr aus sich zu machen, als er seinen reichen Anlagen nach schließlich gemacht hat. Es wird davon noch die Rede sein. Dabei wand er sich beständig in Geldverlegenheiten. Das Vermögen seines Vaters hatte er bald vertan, und dann ging es ans Schuldenmachen, wobei er ein recht weites, allzuweites Gewissen hatte. So leicht seine Hand beim Ausgeben war, so verschwenderisch er bei seiner Genußsucht und bei seiner Gutmütigkeit mit dem Mammon um sich warf, so unbedenklich war er im Entleihen von größeren und kleineren Summen, und er schreckte gelegentlich auch nicht davor zurück, anvertrautes Geld zu eigenem Nutzen zu verwenden. Diese Züge vermochten aber auch in den Augen seiner Freunde, die unter dieser Schwäche litten, seinen Wert und ihre Liebe zu dem eigenartigen Manne, der mit einem besonderen Maßstabe gemessen sein wollte, um so weniger zu beeinträchtigen, als er selbst immer gern bereit war, anderen auszuweichen, wenn er gerade über Mittel verfügte. „Vom Honorarsatz für meine Rezensionen, so erzählt Laube, war nie die Rede. Von Zeit zu Zeit sah er mich mit glitzernden Augen an, lachte brausend und schrie: Wieder nichts in der Tasche? — „Nichts“.

---

<sup>1)</sup> Die Ankündigung findet sich in Nr. 36 des Jahrganges 1824 der Breslauer Zeitung. Das Buch erlebte eine ganze Reihe von Auflagen.

— Verderbliche Jugend — da! Nicht ansehen. Ich hab auch nicht viel. — Und so gab er mir zehnmal mehr, als ich verdiente, und so machte er mich zum Journalisten.“ Holte i, dem er in Geldangelegenheiten besonders übel mitgespielt hat, und der darüber manche Einzelheit berichtet, wird schon recht haben, wenn er in seiner milden und abgeklärten Beurteilung Schalls sagt: „Man muß ihn genau gekannt haben, um diese Flecken, wie sie auf seinem edlen Bilde haften, nicht in bester Meinung so zu verwischen, daß sie das ganze Bild entstellen. Es ist besser, sie stehen zu lassen, unbekümmert um falsche und gehässige Auslegung. Mit all' seinen Mängeln, mit all' seinen Geldnöten und unbezahlten Schulden trug er doch eine viel noblere Gesinnung, als tausend Philister, die vollkommen arrangiert sind und jede Rechnung bei Heller und Pfennig bezahlen.“

Inmitten seiner ewigen Geldverlegenheiten ereignete sich ein tragikomischer Zwischenfall. Er erhielt die Nachricht von dem Tode seines, in die Welt ausgewanderten Bruders und glaubte damit wieder der Besitzer eines erheblichen Vermögens geworden zu sein. „Aber da ergab sich, wie Laube schreibt, das Entsetzliche, daß er das Nichtgestorbensein eines geliebten Bruders mit Schrecken erfahren mußte, denn das Vermögen, das nun nicht mehr ihm gehörte, war bereits durch seine beweglichen Finger ausgewandert. Die zweite Auflage der Schall'schen Hinterlassenschaft war vergriffen.“ Dann machte er gegen Ende seines Lebens noch einmal einen größeren Lotteriegewinn, man spricht von 10 000 Talern; statt aber nun seine Verhältnisse zu ordnen, benutzte er die längst erwünschte Gelegenheit zu einem Ausflug nach Berlin — der zwei Jahre dauerte und von dem er mit völlig gebrochener Gesundheit zurückkehrte, um dann in Breslau zu sterben. —

Im Mittelpunkt seiner geistigen Bildung, und das spricht für die Gedicgenheit und die Gesundheit seiner Veranlagung, standen die beiden Sterne erster Größe: Goethe und Shakespeare. Er hat Goethe in Weimar aufgesucht und dort den besten Eindruck hinterlassen. Er war mit den intimsten Begebenheiten der Weimarer Periode wie mit den romantischen Sprüngen jener Zeit wohl vertraut. „Er war, sagt Laube, Goethe gefolgt wie ein Registrator seinem Chef folgt, bis in die kleinste, wichtigste Äuße-

rung. Sie war notiert bei ihm, als ob sie in den „Faust“ gehörte.“ — Shakespeare hatte er durch und durch studiert, und er hielt im Winter 1824 — eine damals unerhörte Neuerung in Breslau — „mit obrigkeitlicher Genehmigung“ an dreizehn aufeinanderfolgenden Sonntagvormittagen öffentliche Vorlesungen über ihn, die bei dem gebildeten Publikum große Teilnahme fanden. Aber auch hier schädigte er sich durch die Flüchtigkeit der Vorbereitung, sodaß er zwar ein Honorar von 150 Friedrichsdor einnahm, (der Zyklus kostete für jeden Zuhörer einen Friedrichsdor), aber an eine Herausgabe des Vorgetragenen im Drucke nicht denken konnte. Er hielt dann, 1825, auch Vorlesungen über dramatische Literatur überhaupt, beschränkte sich aber später, nach kurzen Einleitungen, auf das einfache Vorlesen dramatischer Meisterwerke oder auch kleiner Lustspiele, wobei ihm der Vortrag französischer Stücke besonders gelang, da er als Sohn einer Französin die Aussprache völlig beherrschte.

Schall konnte reizende Briefe schreiben, ganz im Biedermeierstil: Graziös, geistreich, plaudernd, wovon uns Kahlert<sup>1)</sup> einige Proben aus dem Briefwechsel mit der Rahel erhalten hat. Ungezählt aber waren die rosenroten Kärtchen, die er an das schöne Geschlecht, oft den Gegenstand seiner Anbetung wechselnd, gerichtet hat. Eine dieser Liebschaften hat auch eine literarische Bedeutung.

Goethe schreibt in seinem Aufsatz: „Über das Deutsche Theater“: „Die Laune des Verliebten wurde im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Produktion vierzig Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine

---

<sup>1)</sup> Carl August Timotheus Kahlert, geb. 1807 in Breslau, studierte zunächst Jura und wurde Auskultator und Referendar. 1833 gab er aber diesen Beruf auf, veröffentlichte eine noch heute wertvolle Schrift: „Schlesiens Anteil an der deutschen Poesie“, habilitierte sich 1836 als Dozent der deutschen Literatur in Breslau, wurde später außerordentlicher Professor und hielt hauptsächlich Vorlesungen über Aesthetik. Er mußte 1858 seine Lehrtätigkeit wegen eines fortschreitenden Rückenmarkleidens aufgeben. In Gödikes Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung nimmt das Verzeichnis seiner Schriften sechs Seiten ein.

unserer heiteren und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte das auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke, dieser Individualität zuliebe."

Der „geistreiche Mann“ ist unser Karl Schall, die „heitere, angenehme Schauspielerin“ nicht, wie Strehlke in der Hempel'schen Ausgabe meint, Minna Ambrosch, die spätere Gattin des Schauspielers Heinrich Becker (von Blumenthal) aus Weimar, mit dem zusammen sie 1809/10 in Breslau wirkte, sondern Frau Friederike Unzelmann geb. Petersilie (1785/1855). Sie hatte sich im November 1808 in Weimar mit dem Schauspieler Karl Wolfgang Unzelmann (geb. 1786), dem Schützling Goethes, vermählt, der seit 1802 in Weimar spielte. Der Weimarer Bühne gehörte seit März 1802 auch die Demoiselle Friederike Petersilie an und wurde von Goethe seit 1803 als Demoiselle Silie (mit Streichung des „Peter“) in den Theaterlisten geführt. 1809 von Unzelmann geschieden, kam sie im Oktober desselben Jahres nach Breslau, trat zuerst als Maria Stuart auf, spielte als zweite Rolle im November 1809 und darnach wiederholt die „Egle“ in Goethes „Laune des Verliebten“, sowie später Frauengestalten der Karl Schall'schen Lustspiele. Für diese Unzelmann also hat Karl Schall einige seiner Lustspiele gedichtet, die freilich nicht in das Gewand der Schäferspiele gekleidet sind, aber doch auf einem ähnlichen Motiv wie die „Laune des Verliebten“ beruhen. Er stand zu ihr längere Zeit in einem stadtbekannten, aber anscheinend platonischen Verhältnis. Holtei schildert sehr niedlich, wie Schall, der gefeierte Löwe der Gesellschaft, „Breslaus lustige Person“, wie Laube sagt, als unerhörter Liebhaber in Herzensqualen schmachtete. „Schall litt zu derselben Zeit (1815) nicht minder, wenn auch aus anderen Gründen und in ganz entgegengesetzter Beziehung, durch seine Verbindung mit einer Dame vom Theater, an die er unauflöslich gefesselt schien, und durch die Macht der Gewohnheit auch wirklich war, während er wie ich, der Mann wie der Jüngling, in einem Punkte völlig gleich standen, nämlich darin, daß keiner von uns beiden für die mannigfachen Martern, die aus unserem zärtlichen Umgange entsprangen, sich durch Genüsse zu entschädigen wußte, deren die ganze Stadt uns teilhaftig

wähnte. Niemand in Breslau mochte ahnen, und niemand hätte es geglaubt, daß Schall während der vieljährigen Liebschaft, die den Namen einer wilden Ehe trug, in keinem anderen, als einem platonischen Verhältnisse zu der sogenannten Geliebten stand, er, einer der verrufensten Epikureer Breslaus; daß er nichts als Grillen, Launen, Opfer duldete und brachte, daß er verzweifeln wollte und sich doch nicht losreißen konnte." — Mehr Glück, oder, wenn man so will, volles Glück genoß er dann mit der Schwester dieser Angebeteten, als er sich zu einem Wechsel in dem Gegenstand seiner Verehrung entschloß.

Sehen wir nun zu, was Karl Schall aus seinen Erlebnissen, seiner Bildung, seinem reichen Geiste und seiner poetischen Anlage als Dichter tatsächlich geschaffen hat. Mein Freund und Berufsgenosse Dr. Oscar Wilda hat für die Zwecke dieses Buches Schalls Gesammelte Werke einem Studium unterworfen und ist zu folgendem Ergebnis gelangt:

„Mit der außerordentlichen Macht, die Schalls Persönlichkeit auf seine Umgebung ausgeübt hat, einer Macht, die nach dem Zeugnis von Männern wie Laube und Holtei so stark war, daß selbst bedenkliche Eigentümlichkeiten seines Wesens und Charakters die verehrende Anhänglichkeit seiner alten und jungen Freunde nicht erschüttern konnten, kann sich die Wirkung des Dichters Schall nicht entfernt vergleichen. Er hat mit seinen Versen und seinen Lustspielen der Mitwelt Spaß gemacht und gefällige Unterhaltung geboten, ohne jedoch als originelle schöpferische Kraft sich zu erweisen und Anspruch auf literarischen Nachruhm zu erwerben. Wer in die von August Kahlert 1849 herausgegebene Sammlung der Verse Schalls nur einen Blick wirft, erkennt sofort, daß Schall ein Dichter, insbesondere ein Lyriker, in des Wortes eigentlichem Sinne nicht gewesen ist. Seine Gedichte sind fast durchweg Gelegenheitsgedichte —, aber nicht Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Sie sind nicht sowohl Ergebnisse einer inneren Nötigung, als vielmehr äußerer Anlässe, die Schalls erst im geselligen Verkehr sich so recht entzündendem Geiste Funken entlockten, die der Stimmung des Augenblickes heiteren Glanz und flüchtige Wärme zu geben vermochten. Aber auch die wenigen Gedichte, in denen Schall eigenstes Innenleben enthüllt, die merkwürdig spärlichen Ergüsse



eines Herzens, das doch so leicht in Flammen zu setzen war und das Glück gestillter, wie das Leid unbefriedigter Liebessehnsucht wohl kannte, erscheinen nicht als künstlerische Selbstbefreiungen, als Ausdruck eines starken, überströmenden Gefühles, sondern als Blüten eines durch die erotische Anregung belebten, aber durch keine Leidenschaft beschwerten, sinnreich und anmutig spielenden Geistes. Die Vorliebe für Rätsel, die in dem Gedichtbände einen so breiten Raum einnehmen, ist für Schall bezeichnend. Von seiner besten Seite zeigt er sich in seinen gern den Goetheschen Ton anschlagenden geselligen Liedern, und auf diesem Gebiete hat er auch einen von ihm mit Stolz geltend gemachten Erfolg davongetragen: den, in einer goldenen Schreibfeder bestehenden Preis, den die Berliner literarische Mittwochsgesellschaft für ein Loblied zu Goethes Geburtstag ausgesetzt hatte.

Als Lustspieldichter offenbart Schall Gaben, die bei strengerer Selbstzucht, bei einem zu energischer Konzentration sich zwingenden künstlerischen Arbeitsernste reichere und wertvollere Früchte hätten bringen können. Eine eigenschöpferische Kraft hat er nicht entfaltet, und den Kreis des Herkömmlichen hat sein Talent nicht überschritten. Er holte sich seine Anregungen mehr aus der Literatur als aus dem Leben, und seine Lustspiele, deren beste er zu einem Bande vereinigt herausgab, sind weder als Charakterkomödien, noch als Sittenbilder seiner Zeit von Bedeutung. Nur zweimal hat er unmittelbar in das Leben seiner Tage gegriffen, ohne jedoch in die Tiefe zu greifen. In dem Anfang 1809 nach dem Tilsiter Frieden geschaffenen, als dramatisches Gelegenheitsgedicht beachtenswerten Einakter „Das Heiligtum“ hat er, ohne freilich für die Stimmung jener Zeit der vaterländischen Not und Schmach einen unserem Gefühl genügenden Ausdruck zu finden, der unglücklichen Königin Preußens in schöner Weise gehuldigt, und dabei, was hervorgehoben zu werden verdient, in der Zeichnung eines ritterlichen Feindes vom Schlage des Grafen Thoranc eine von allem nationalen Haß freie, menschliche Unbefangenheit bewiesen, die freilich in der in den Tagen der Franzosenherrschaft gebotenen Vorsicht eine kräftige Stütze gefunden haben mag; und in dem 1815 erschienenen dreiaktigen Lustspiele „Theatersucht“ hat er

eine Modetorheit der deutschen Gesellschaft, die Komödien-spielerei der Dilettanten, dem Gelächter preisgegeben. Hier finden sich jene Beziehungen, die sein Biograph Kahlert wohl irrtümlich Schalls erfolgreichstem, eine französische Idee geschickt benutzenden Lustspiel „Die unterbrochene Whistpartie“ beilegt, worin die würdelose Franzosenliebhaberei gewisser Kreise, insbesondere der Frauen, die ihre Muttersprache verleugnen, und das Bestehen französischer Liebhabertheater in einer deutschen Residenz gerügt werden. Aber der spottende Sittenrichter Schall, dem hier insbesondere im letzten Akte Kotzebuewirkungen glücken, führt seine Aufgabe nicht gerade mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durch; letzten Endes handelt es sich auch hier, wie in den anderen Lustspielen, um eine Liebesintrigue, in der wahre Liebe und Rechtschaffenheit über heuchelnde Berechnung und bevormundenden Zwang den Sieg davontragen. Im übrigen ist Schalls Bühnendichtung nicht vom Leben seiner Zeit, sondern von literarischen Mustern beeinflusst, und er selbst weist wohl gelegentlich in selbstironischer Anwandlung darauf hin, so, wenn das verliebte Hannchen in „Theaterlust“ von dem „schwachköpfigen Vormund“ spricht, der „nach althergebrachtem Zusschnitt“ listig gewonnen werden soll, oder wenn er in dem Lustspiel „Trau, schau, wem?“, das die Intrigue eines Lustspieles von Jünger: „Maske für Maske“ einfach umkehrt, dem von seinem Nebenbuhler irreführten Grafen die Worte in den Mund legt: „Ja, ja, es ist der Spaß aus „Maske für Maske“: die Dame soll die Zofe, die Zofe die Dame spielen“ — in welcher Annahme der Genasführte sich bei seiner Auserwählten derart bloßstellt, daß er als Besiegter dem würdigeren Gegner das Feld räumen muß. Die Erwartung, daß der Dichter hier aus den Charakteren den anfangs betonten Gegensatz zwischen der ehrenfesten Mannesgesinnung einer Tellheimnatur und weiblicher Laune und Neugierde zum Lustspielkonflikt entwickeln und zielbewußt durchführen würde, wird hier ebenso enttäuscht, wie in dem recht sorglos hingeworfenen Einakter „Mehr Glück als Verstand“, in dem ein Bräutigam durch seine gelehrten Marotten sein Liebesglück gefährdet. Ein geprellter eigensüchtiger Vormund, ein Liebespaar, dessen Uneinigkeit sich ein intriganter Glücksjäger zunutze zu machen sucht, um zuletzt doch um den

Erfolg seiner Mühen sich betrogen zu sehen, sind auch die Träger der Handlung in dem in zierliche Formen gegossenen Lustspiele „Der Kuß und die Ohrfeige“, das mit den an die Schäferspiele gemahnenden Personennamen Dorant, Amint, Ergast, Rosalinde und seinen Alexandrinern ganz in der Sphäre eines leichten Bühnenspiels bleibt und in Breslau und Berlin besonderen Anklang fand. Was Schall sonst noch an Bühnenwerken geschaffen, wie die dramatisierten Anekdoten „Die blonde Perücke“, sein dramatischer Erstling, und „Der Knopf am Flausrock“, eine mehr geschwätzig als witzige Verwertung einer Kant-Anekdote, die Lustspiele „Das Kinderspiel oder die ehrlichen Leute“, „Eigene Wahl“, und das von ihm mehrmals fruchtlos umgearbeitete, verunglückte dreiaktige Lustspiel „Schwert und Spindel oder Ehret die Frauen“, ging schon an der Mitwelt eindrucklos vorüber. Zur Ausführung größerer literarischer Pläne ließ die epikureische Bequemlichkeit den Dichter nicht kommen. So lebt Schall in der Geschichte des Geisteslebens Breslaus und Schlesiens als eine bedeutsame Persönlichkeit seiner Epoche fort. Die deutsche Literaturgeschichte aber hat seinen Namen nicht festgehalten.“

\* \* \*

Ein besonderes Wort verdienen noch die zahllosen, von Karl Schall verfaßten und meist in den ersten Jahrgängen der Breslauer Zeitung abgedruckten Rätsel, namentlich Silbenrätsel. Auch hier die ganze Sorglosigkeit Schalls, der ohne Rücksicht auf den Ernst einer Zeitung nicht davor zurückschreckte, auch rein persönlichen Scherzen, die mit der Öffentlichkeit nichts zu tun haben sollten, in den Spalten seines Blattes Raum zu geben. An dem Hochzeitstage seines Freundes Karl Witte<sup>1)</sup> z. B. brachte die Zeitung eine Charade: „Die Erste ist keine niedrige Hütte, die Zweite geht mit schnellem Schritte, das Ganze macht heute Professor Witte“. So sind viele seiner Rätsel wertlos, ja nicht selten

<sup>1)</sup> Karl Witte (1800—1883), das Wunderkind, das mit zehn Jahren als Student in Leipzig eingeschrieben wurde, im zwölften Jahre eine lateinische Schrift über die „Konchoide des Nikomedes, eine Kurve vierten Grades“ verfaßte und mit vierzehn Jahren den Doktorgrad in Gießen erwarb, aber, man möchte sagen, trotzdem ein tüchtiger Gelehrter (Jurist und Danteforscher) wurde und ein hohes Alter erreichte. Er war seit 1823 Professor der Rechte in Breslau.

geistlos, aber andere sind wiederum recht hübsch. Einige Proben seien wiedergegeben:

Hast Du die erste Silbe an,  
 So hänge nur die zweite dran;  
 Sie kann Dir, Rater, nicht entgehen,  
 Mußt nur den Wald vor lauter Bäumen sehen.  
 Kannst Du nicht selbst das Ganze raten,  
 Nimm einen deutschen Advokaten.

\* \* \*

Fällst Du auf mich, verletzest Du Dich;  
 Lieg ich auf Dir, dankst Heilung Du mir.

\* \* \*

Den, der es hat, bedrängt's oft sehr,  
 Treibt von der Hoffnung ihn zum Zweifel,  
 Verliert er es, wünscht ers zum Teufel,  
 Gewinnt er es, hat er's nicht mehr.

\* \* \*

Ein keusches Mädchen läßt sich zwar sehr gern von mir um-  
 fassen,  
 Doch muß sie mich, dreht sie mich um, von Herzen fliehen und  
 hassen.

\* \* \*

Je kritischer ich bin, je größer ist die Qual,  
 Und umgekehrt bin ich egal.

\* \* \*

Ich bin dasselbe schnelle Wesen,  
 Du magst mich vor wie rückwärts lesen.

\* \* \*

Und nun noch die Breslauische Lokalcharade:

Die Qual so mancher Wahl liegt in dem ersten Paar;  
 Ein Spiegel ist es auch, doch der ist just nicht klar;  
 Auch eine Läuferin, die rastlos sich beweget,  
 Allein im Karneval oft still zu stehen pfleget;  
 Geboren ist das Paar im Preußenlande nicht,  
 Doch dient es diesem Staat, erfüllend manche Pflicht,  
 Es tötet freilich auch, denn oft ward ohne Wunden,  
 Ganz unverhofft der Tod in seinem Bett gefunden.

Die dritte Silbe pries man einst voll Göttermacht;  
 Doch heutzutage wird sie nur noch ausgelacht.  
 Ihr Wert in anderm Sinn wird dadurch nicht gemindert,  
 Daß sie die Menschen oft im Weiterkommen hindert.  
 In diesem letzten Sinn noch manche andre Stadt  
 Das Ganze einerseits gleich unserem Breslau hat.  
 Sprecht Ihr das Ganze so, daß Ihr die Silben trennet,  
 Ihr hinter einem Narr'n es billig rufen könnet.

Die Auflösungen sind der Reihe nach: Anwalt, Pflaster, Prozeß,  
 Gurt, Lage, Renner, Odertor.

Aber so vielseitig sich Schall auch schriftstellerisch betätigt hat, maßgebend für seine Beurteilung wird das bleiben müssen, was er als Theaterkritiker geleistet hat. Hier nun wird das Wort Laubes ausschlaggebend sein, Schall habe durch seine Zeitung, „die Schlesier modernisiert“. Das gilt besonders auch für das Theaterinteresse seines Publikums. Dadurch, daß Schall in seiner Zeitung das Theater in den Mittelpunkt stellte, wußte er das Interesse für das Kunstinstitut in der „Kalten Asche“ an der Ecke Ohlauer Straße und Taschenstraße mächtig zu beleben. Diese Neuerung machte Oper und Schauspiel mit einem Schlage zu dem wichtigsten Gegenstand für die Breslauer Bevölkerung und das Publikum, das aus der Provinz in die Hauptstadt kam, um das Theater zu besuchen, insbesondere auch den schlesischen Adel. Breslau wurde recht eigentlich eine Theaterstadt. Diesen Erfolg zu erzielen, war um so bedeutsamer, allerdings auch leichter, als das politische Leben ja damals völlig tot lag, und das musikalische und dramatische Kunstleben gewissermaßen keinen Wettbewerber innerhalb des öffentlichen Interesses hatte. Dies vorausgeschickt, wird man auf der anderen Seite die Tätigkeit Schalls als Kritiker nur mit großen Einschränkungen loben können. Gewiß, er besaß gediegene und ausgebreitete Kenntnisse der dramatischen Literatur, wie der Literatur überhaupt. Er hatte einen feinen Geschmack, er verstand gut zu schreiben, war auch musikalisch veranlagt und bis zu einem gewissen Grade durchgebildet, und vor allem: er lebte und webte, wenigstens, als er seine Zeitung begründete, ganz in der Theaterwelt.



Aber gerade hier setzen die Bedenken schon ein. Es ist eine alte Frage, ob und wie weit Theaterkritiker mit Schauspielern verkehren und sich um die Vorgänge hinter den Kulissen kümmern sollen. Die Meinung hat gute Gründe für sich, die dahin geht, ein Theaterkritiker soll sich ausschließlich auf das beschränken, was, wenn der Vorhang aufgezogen ist, vor seinen Augen und Ohren sich abspielt. Aber ich glaube, daß dieses Urteil zu weit geht. Der beste Theaterkritiker, den wir gehabt, unser Lessing, hat den Verkehr mit den Schauspielern nicht gescheut, und wenn ihm auch manche Unzuträglichkeiten aus diesem Verkehr erwachsen sind, so sind seine Kritiken doch unberührt davon geblieben. Ich glaube auch, daß der Kritiker von Schauspielern viel lernen kann, und daß es ihm keineswegs abträglich ist, von denkenden Darstellern zu erfahren, weshalb sie bewußt gerade so und nicht anders gespielt oder gesungen haben. Richtig ist freilich, daß es unter Umständen schwer ist, ein herbes Urteil über einen Künstler abzugeben, dessen Hand man oft freundschaftlich gedrückt hat. Es mag auch mitunter nicht leicht sein, eine bittere Bemerkung zurückzuhalten gegenüber künstlerischen Persönlichkeiten, die man als unsympathische Menschen kennen gelernt hat. Aber ich glaube, daß Charakterfestigkeit, Gewissenhaftigkeit und Takt hier ein genügendes Gegengewicht bieten können. Übel ist es freilich, wenn der Kritiker persönlicher Voreingenommenheit im guten oder im bösen Sinne auf sein Urteil über künstlerische Leistungen Einfluß verstattet.

Das aber traf bei Schall ohne Frage im Übermaße zu. Seine Kritiken waren nichts weniger als unparteiisch, und wo er eine vorgefaßte Meinung hatte, die nicht aus rein künstlerischen Gründen hervorgegangen war, da zeigte er sich nur zu oft ungerecht in Lob und Tadel. Dazu kam ein zweites: Er war selbst eine Zeitlang dramaturgischer Beirat unter der Direktion Streit gewesen. Er kannte also die Aufgaben und Sorgen eines Theaterleiters aus eigenster Erfahrung. Das verführte ihn aber, wozu sich so viele Kritiker verführen lassen, nicht nur Beurteiler zu bleiben, sondern zugleich Theaterdirektor zu spielen und in Jedes und Alles hineinzureden, was der Theaterkritiker dem Direktor überlassen sollte. Die gebotenen Leistungen zu

beurteilen, ist Sache der Kritik, die Frage, mit welchen Hilfsmitteln und Maßnahmen bessere Aufführungen zu erzielen und Verschlechterungen zu vermeiden sind, sollte der Theaterkritiker mit großer Vorsicht behandeln, dieweil er bei aller Vertrautheit mit den Kulissen die Fülle der Einzelheiten doch nicht so vollständig übersehen kann, wie der Theaterleiter, der ausschließlich in diesen Dingen lebt. Vorsicht und Zurückhaltung aber war nun garnicht Karl Schalls Sache, und außerdem war er verärgert darüber, daß er nicht selbst die Direktion des Breslauer Theaters von dem Verwaltungsausschusse der Aktiengesellschaft übertragen erhalten hatte. Rechnet man noch hinzu, daß Schall auch noch Theaterdichter war und auch der Umstand auf ihn Einfluß gewinnen konnte und gewonnen hat, ob, wie oft, und wie seine eigenen Stücke aufgeführt wurden, so mußte seine Objektivität noch mehr leiden, und das ist reichlich geschehen. Am schlimmsten erwiesen sich diese üblen Eigenschaften Schalls gegenüber dem tüchtigen Theaterpächter Bierey, den er durch die Maßlosigkeit seiner durchaus persönlich gefärbten Angriffe zum Rücktritt zwang, wie er schon dessen Vorgängern das Leben schwer gemacht und auch den Theaterdirektor Fischer gestürzt hat. Der Erfolg war nur, daß an Biereys Stelle nun lauter weniger fähige Theaterdirektoren traten und erst lange nach Schalls Tode, durch den späteren Besitzer der Breslauer Zeitung, Freiherrn v. Vaerst, der unser neues Stadttheater erbaute, wieder völlig geordnete Verhältnisse im Breslauer Bühnenwesen eintraten.

Holtei urteilt über Schall als Theaterkritiker: „Er hatte bei der Begründung der Neuen Breslauer Zeitung nicht wenig auf den Theaterartikel gerechnet, welchen die Schlesische Zeitung damals nicht gab, und durch den er diese, seine altbegründete Nebenbuhlerin zu überflügeln hoffte. Gerade dadurch verdarb er sich vieles. Schall verstand durchaus nicht, vor einem gemischten Publikum übers Theater zu reden. Bald wollte er gründlich gelehrt sein und wurde pedantisch und langweilig, bald wollte er scharf sein und wurde persönlich, dann wollte er witzig sein, und dann gelang es ihm nicht, und er wurde grob. Seine Theaterberichte hatten keine Haltung im Einzelnen und keine Farbe im Allgemeinen.“ Dieses Urteil ist entschieden zu scharf,



ja ungerecht, und Holtei erklärt unbewußt selbst am besten, weshalb er nicht berufen war, unbefangen über Schall als Kritiker zu urteilen, wenn er fortfährt: „Die Schauspieler, die durch Schalls Aufsätze sich gekränkt fühlten, waren gewöhnt, mich als sein Anhängsel zu betrachten, und gaben mir in den Proben und im Ankleidezimmer nicht selten zu verstehen, daß ich teil an den Kritiken hätte.“ *Hinc illae lacrimae.* Übrigens schrieb Schall nur in den allerersten Jahren des Bestehens der Zeitung die Theaterkritiken selbst, wie er die Vorstellungen immer weniger — nur drei- bis viermal jährlich — besuchte, und mitunter verschwinden die Besprechungen zeitweise ganz aus der Zeitung. Ja, man wird sagen müssen, daß Jahre hindurch, gerade durch Schall die Zeitung weniger ein Organ für Theaterkunst, als für Theaterskandale wurde, wie wir noch sehen werden. Später ließ Schall die Kritiken von Hermann Michaelson schreiben<sup>1)</sup>. Indes auch in den früheren Jahren war er, wenn er nicht selbst schrieb, allzu sorglos in der Aufnahme von Theaterbesprechungen, deren Unreife ihm bekannt sein mußte, und woran er dann seinen Spaß hatte. So z. B., als der junge Laube in einem sehr üblen Artikel Holteis „Leonore“ „verriß“, was dann zu einer ergötzlichen Szene führte, als Schall den gekränkten Dichter und den jugendlich selbstbewußten Kritiker mit einander bekannt machte. Laube wurde übrigens auf eigentümliche Art Theaterkritiker der Breslauer Zeitung. Schall öffnete natürlich auch gediegenen Beurteilern gern die Spalten seines Blattes, so dem Professor Wilhelm Wackernagel, der in dem damals tobenden Streit, ob Schiller oder Goethe der größere Dramatiker sei, gegen Schiller Stellung nahm. Das erregte den Widerspruch Laubes, der alsbald in den „Freikugeln“, einer dürftigen Zeitschrift jener Tage, heftig gegen Wackernagel auftrat und dadurch die Aufmerksamkeit Schalls auf sich lenkte, der nunmehr auch diesen jugendlichen Heißsporn unbedenklich zu Theaterkritiken für die Breslauer Zeitung heranzog.

So sind bei Karl Schall die Lichtseiten überall mit Schattenseiten gemengt, wobei die Lichtseiten nach dem Urteil aller, die ihn gekannt und über ihn geschrieben haben, z. B. auch August Lewald und Henrich Steffens, durchaus überwiegen.

<sup>1)</sup> Vergl. Seite 70.

Hinzugefügt sei noch, daß Karl Schall persönlich ein tapferer Mann war, was sich nicht nur zeigte, wenn er gelegentlich einen angriffslustigen Schauspieler aus seinem Zimmer herausprügelte, sondern auch dadurch, daß er als Patriot seine Schuldigkeit zu tun wenigstens versucht hat. Schall war in seiner Jugend, wie vorerwähnt, ein flotter Tänzer und ein gewandter Schlittschuhläufer gewesen. Es fehlte ihm also nicht an körperlicher Gewandtheit. Als aber die große Volkserhebung 1813 begann, war er mit seinen dreiunddreißig Jahren bereits sehr beleibt. Trotzdem wollte er im Dienste des Vaterlandes seine Schuldigkeit tun, er stellte sich in die Reihe der Freiwilligen und wurde zum Hauptmann in der Breslauer Landwehr erwählt. Er exerzierte, daß es eine Art hatte in seinem grauen Gehrock mit dem gelben Kragen und den Säbel in der Hand. Dann aber kam es zum Ausmarschieren, und hier befiel ihn schon im zweiten Nachtquartier jenes furchtbare Leiden, das ihn später dauernd so maßlos gequält hat und auch seinen Tod herbeiführen sollte: asthmatische Brustkrämpfe. Er mußte, so bitter es ihn ankam, in die Heimat zurückkehren. Im Ertragen dieser sich, namentlich in den späteren Jahren, immer häufiger wiederholenden und immer furchtbarer werdenden Erstickungsanfälle hatte er dann einen wahren Heroismus und einen unzerstörbaren Lebensmut gezeigt. Holtei erzählt, wie er einmal mit Schall, als dieser kurz vor seinem Tode jenen zweijährigen Ausflug nach Berlin gemacht hatte, mit ihm in ein Vergnügungslokal fuhr. Schall setzte Holtei gerade das Szenarium eines neuen, noch nicht geschriebenen Lustspieles „Der Weiberfeind“ auseinander, mit dessen Plan er sich trug. Da kam ein solcher Anfall über ihn. „Plötzlich stockte seine Stimme, der Atem wurde ihm kurz, eine dunkle Röte überlief sein Gesicht. Mit der linken Hand hielt er sich an einem Baume fest, mit der rechten griff er krampfhaft nach mir, krallte sich förmlich in den Kragen meines Rockes und mit halb vorgebogenem Oberkörper begann er nun zu keuchen und zu stöhnen, daß es Steine in der Erde hätte erbarmen mögen. Sichtbarlich rang er mit dem Ersticken; der Tod war ihm näher als das Leben.“ Endlich gelang es, den halb Sterbenden zum Wagen zu geleiten, da kam Schall zu sich, wischte den kalten Schweiß von der Stirne, und ehe Holtei noch Worte finden konnte, ihn teil-

nehmend anzureden, begann er: „Der siebente Auftritt des zweiten Aktes fängt also —“ usw. Ebenso heldenhaft ertrug er auch, nach Breslau zurückgekehrt, den weiteren schrecklichen Verlauf seiner Krankheit, bis er am 18. August 1833 verschied. Seine letzten Worte waren der mehrfach wiederholte Ausruf: „Zu Gott!“ Er wurde auf dem Friedhof an der Rosenthaler Straße begraben.

### Die Erteilung der Konzession

Das war also der Mann, der die Breslauer Zeitung ins Leben gerufen hat. Wir beantworten nun die zweite Frage: wie kam er zu der damals notwendigen Konzession?

Das ausschließliche Privileg der Schlesischen Zeitung war freilich durch das Gesetz über die Gewerbefreiheit vom Jahre 1811 erloschen. Aber als dann ein Buchhändler Scholz um die Erlaubnis einkam, eine zweite Zeitung für Schlesien gründen zu können, wurde er von der Regierung abschlägig beschieden. Niemand glaubte in Breslau, daß Schall glücklicher sein würde. Aber ein günstiger Umstand kam ihm zu Hilfe. Der vertraute Leibarzt des allmächtigen Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, Dr. Koreff, zu dem Schall in freundschaftlichen Beziehungen stand, verwandte sich bei dem Staatskanzler für ihn, und trotz des Widerspruches der Breslauer Regierungsbehörden wurde die Konzession an Schall erteilt.

Dr. Koreff hat also bei der Begründung der Breslauer Zeitung eine wesentliche Rolle gespielt, und darum scheint es angebracht, diesem auch sonst interessanten Breslauer Kinde an dieser Stelle ein paar Zeilen zu widmen. Johann Ferdinand Koreff war am 2. Februar 1783 in Breslau geboren, wo der Name seiner Familie unter den Ärzten des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt vorkommt. Er hatte Medizin studiert und schon auf der Universität bedeutende Verbindungen angeknüpft. Im Kreise der Dichter, der Philosophen, der religiösen Schwärmer, war er mächtig. Er war Phrenolog, Magnetiseur, alles zur rechten Zeit, wie Heinrich Steffens von ihm sagt. Er hatte sich dann nach Paris begeben und wurde dort bald ein sehr gesuchter Arzt. Auf dem Wiener Kongreß gelang es ihm, das Vertrauen des Fürsten Hardenberg zu erwerben und



sein Leibarzt zu werden. 1816 wurde er ordentlicher Professor in Berlin, schied aber 1822 aus dem Lehrkörper der Universität als Geheimer Ober-Medizinalrat aus, um sich nun wiederum nach Paris zu wenden und dort bis zu seinem Lebensende zu verbleiben. Besonders viel genannt wurde er durch seinen Prozeß gegen den Herzog Hamilton, dessen Tochter, die Gräfin Lincoln, er in Paris behandelt hatte.<sup>1)</sup> Er verlangte für sich und seinen ärztlichen Gehilfen ein Honorar von 400 000 Franken, während der Herzog geglaubt hatte, mit 24 000 Franken — etwa 100 Friedrichsdor für jeden Tag der Behandlung der verstorbenen Gräfin für jeden Arzt — die vergebliche Mühe Koreffs und seines Assistenten hinreichend vergolten zu haben. Infolge dieser übertriebenen Forderung wurde Koreff durch königliches Patent vorübergehend die Erlaubnis, ärztliche Praxis zu treiben, entzogen, er war aber doch bald wieder einer der gesuchtesten Pariser Ärzte, bis er dort, von der großen Zahl seiner Freunde aufrichtig betrauert, am 15. Mai 1851 verstarb.

Der geschäftliche Gang, den die Konzessions-Angelegenheit nun weiter nahm, war im Einzelnen folgender:

Unter dem 24. Januar 1819 reichte Schall sein Gesuch bei dem Staatskanzler ein. Er erörterte zunächst die Bedürfnisfrage und glaubte feststellen zu müssen, daß „die einzige in der volkreichen Hauptstadt der Provinz bisher erscheinende Zeitung, veraltet in der äußeren und inneren Form, gegen alle fremden Zeitungen auf eine den Einheimischen sehr unangenehme Weise zurücksteht“. „Nur aus wenigen, und zwar nur aus den bekanntesten und gelesenen Blättern liefert sie wörtliche Auszüge, meist ohne Wahl, Plan und Umsicht, und oft in so gedankenloser Zusammenstellung, daß es eine allgemeine Rüge geworden ist, ihre Redaktion einem kenntnislosen Abschreiber beizumessen. Kurz, sie genügt auf keine Weise den Ansprüchen, welche auch der gewöhnliche Leser an eine gute Zeitung macht.“ Schall setzt dann auseinander, weshalb er sich zur Herausgabe einer besseren Zeitung für seine Vaterstadt und seine schlesischen Landsleute für geeignet erachtet. Das Bild eines solchen Blattes schwebte ihm mit Klarheit vor Augen. Er weist auf seine Studien und

<sup>1)</sup> Bresl. Ztg. 268, 15. Nov. 1837.

seine Erfahrungen sowie auf seine vielfache Beschäftigung mit Geschichte und Politik hin, wobei es mit seiner politischen Vorbildung — Schall hat nie eigentlich politische Interessen gehabt — wohl nicht sehr weit her gewesen sein wird, und gelobt vor allem Gesinnungstüchtigkeit. „Ich würde nichts so sehr verabscheuen, als die gemeinen und niedrigen Künste derer, welche kein anderes Mittel kennen, ihren Blättern Leben und Reiz zu geben, als wenn sie dem verderblichen Kitzel, alle Schritte der Regierung zu meistern, Nahrung geben und dem Geist der Unzufriedenheit schmeicheln. Ich würde die Schranken, welche so zarte Verhältnisse als die politischen durchaus erfordern, stets ehren; die Schritte derer, die nur darauf ausgehen, bei der Menge blinden Fanatismus zu erregen, so weit es der geziemende, ruhige Ton und parteilose Ruhe erlauben, in ihrem wahren Lichte zeigen, und die so oft gegen Preußen gerichteten Sophismen auswärtiger Blätter zu entkräften suchen.“ Die Bitte ist dann am Schlusse dahin formuliert, „ihm die Erlaubnis zur Herausgabe einer neuen, eigentlich politischen, jedoch sowohl mit literarischem und artistischem als auch besonders mit einem Intelligenzblatt<sup>1)</sup> versehenen Zeitung zu erteilen und die oberen und unteren Behörden Schlesiens aufzufordern, sich dieser Zeitung bei ihren öffentlichen Bekanntmachungen sowie der älteren zu bedienen.“

Der Staatskanzler forderte von der Breslauer Regierung, d. h. von dem Oberpräsidenten Merckel, zunächst Bericht ein. Dieser Bericht fiel in einem Schall ungünstigem Sinne aus. Die Unzulänglichkeit der Schlesischen Zeitung wird zugegeben: „Eine gute politische Zeitung, so heißt es in dem vom 9. März datierten Bericht, ist allerdings hier schon lange allgemeiner Wunsch gewesen . . . . Die hiesige Korn'sche Zeitung ist aber schlecht und hat wirklich die in der Schall'schen Eingabe gerügten Mängel.“ Es wird auch darauf hingewiesen, daß das Anzeigenprivileg der Schlesischen Zeitung auf einer herkömmlichen Verbindlichkeit beruhe, derzufolge die behördlichen Bekanntmachungen dort unentgeltlich abgedruckt würden. Es könne diesen Behörden daher nicht, wie Schall verlange, angemutet werden, sich auch der neuen Zeitung zu bedienen, und das um so weniger, als Schlesien ein

<sup>1)</sup> Das heißt soviel als einem Inseratenteil, wofür eine besondere Genehmigung notwendig war.

eigenes Intelligenzblatt (Anzeigenblatt) habe und bei den Amtsblättern der vier<sup>1)</sup> schlesischen Regierungen sich zu diesem Behufe besondere Anzeigen befinden. „Uns liegt“, so heißt es dann weiter, „nun ob, das Vorhaben des p. Schall näher zu prüfen, welches nicht aus Gründen der Statt findenden Gewerbefreiheit, sondern aus Rücksichten eines hier vorwaltenden besonderen Staats-Interesses geschehen kann. Aus dem bürgerlichen und literarischen Charakter des p. Schall wird aber diese Prüfung nur erfolgen können.“ Der Bericht gibt dann, ganz im Geiste der Sorgfältigkeit und Gewissenhaftigkeit, wie sie in jener Blütezeit des preußischen Beamtentums die Behörden, soweit sie nicht durch den Taumel der Demagogenverfolgung verseucht waren, auszeichnete, eine eingehende Charakteristik Schalls, die indessen darauf berechnet ist, den Bewerber für die Herausgabe einer neuen Zeitung als ungeeignet erscheinen zu lassen. Es wird seine wissenschaftliche Erziehung hervorgehoben, seine guten Kenntnisse, besonders in den neueren Sprachen, er sei ein Mann von Geist, von vielem Lesefleiß, mancherlei Wissen und geselliger Bildung, aber von nicht gerade ausgezeichnetem Talent. Er habe eine besondere Vorliebe für das Theater, auch Lustspiele hätte er verfaßt, die indes mehr witzig als von komischer Kraft seien. Er habe sich auch in dramaturgischen Leistungen und anderen ästhetischen Kompositionen versucht. Dagegen seien ein besonderes Schriftwerk oder Aufsätze, worin er den ernsten Geist politischer Betrachtungen gezeigt habe, oder ein Beweis für ein gründliches Studium der Geschichte erbracht und überhaupt bekundet hätte, daß er die Zeit in ihrer Allgemeinheit begriffen habe, nicht bekannt geworden. Sein öffentliches bürgerliches Leben sei nicht fest begründet, seine Unangesessenheit (d. h. also, daß er nicht Hausbesitzer war) gewähre keine besonderen Sicherheiten für sein Unternehmen. „Von patriotischer Einseitigkeit ist er unseres Wissens frei, hat mehr in der Erscheinung gelebt, ohne persönliche Bedeutung, ohne im Einzelnen oder Ganzen für das Ganze nützlich tätig gewesen zu sein, oder für Vaterland, Gemeinwohl und Erkräftigung seiner Mitbürger mitgewirkt zu haben.“ Auch

---

<sup>1)</sup> Die vierte Regierung befand sich seit 1816 in Reichenbach, sie wurde schon im nächsten Jahre — 1820 — wieder aufgehoben.

auf sein lustiges Leben wird ein unfreundlicher Seitenblick geworfen, allerdings mit dem Hinzufügen, daß er, anziehend für die Gesellschaft, sich in bürgerlicher Ehre und mit äußerer Anständigkeit gehalten habe. Ein Unterhaltungsblatt, so lautet das Gesamtergebnis, herauszugeben, möge Schall wohl geeignet sein, zur Herausgabe einer ernstesten politischen Zeitung aber könne er nicht empfohlen werden.

Inzwischen scheint Schall durch Dr. K o r e f f s Vermittlung mit dem Staatskanzler persönlich verhandelt und auf diesen, wie das bei der ganzen Eigenart Schalls nicht anders sein konnte, einen vortrefflichen Eindruck gemacht zu haben. Der Staatskanzler strafte Merckel dadurch, daß er ihm eine Antwort überhaupt nicht erteilte, sondern Schall unter dem 29. Juni 1819 die Erlaubnis zur Herausgabe einer neuen Zeitung für Schlesien unmittelbar erteilte. „Auf das von Ew. Wohlgeboren, so heißt es in dieser von H a r d e n b e r g persönlich unterzeichneten Konzessionsurkunde vom 29. Juni 1819, unter dem 24. Januar ds. Jrs. an mich gerichtete Schreiben bin ich bereit, Ihnen die Erlaubnis zu erteilen, eine neue politische, mit literarischen und artistischen Zusätzen sowie auch mit einem Intelligenzblatt versehene Zeitung in Schlesien herauszugeben, und werde nach Ihrem Wunsche die Behörden auffordern, sich Ihrer Zeitung bei öffentlichen Bekanntmachungen so wie der älteren zu bedienen.“ Es folgen dann einige Ermahnungen: „Ich ersuche Ew. Wohlgeboren, durch die Wahl der Gegenstände, durch die in Ihrem Blatte auszusprechenden Gesinnungen, die Kritik, mit welcher Sie in der Aufnahme und Verbreitung von Nachrichten zu Werke gehen, und vorzüglich durch den Ton und die Weise der Darstellung sich des Vertrauens würdig zu machen, das ich durch diese Befugnis in Ihren Charakter, Ihren Patriotismus und Ihre Talente zu setzen mich bewogen fühle. Bleiben Sie stets dem Parteigeist fremd, in welcher Gestalt er auch die unbefangene Betrachtung für einseitige Zwecke zu gewinnen strebe, und suchen Sie durch eine würdige, besonnene Darstellung, frei von aller Polemik, das Gemälde der Welt auf eine, dem gebildeten Verstand genügende Art zu entwerfen, und die Gefühle des Patriotismus in den Herzen Ihrer Bürger lebendig zu ernähren.“ Man sieht, es ist nicht so-

wohl die Genehmigung zur Herausgabe einer politischen, sondern vielmehr einer unpolitischen Zeitung, eines bloßen Nachrichtenblattes „frei von aller Polemik“. Mehr hat aber Schall auch nicht verlangt. Trotzdem war man in der Breslauer Regierung sehr ungehalten über diese Entscheidung, weil man bestimmt auf eine Abweisung Schall's gerechnet hatte. Als der Oberpräsident Merckel unter dem 8. Juli pflichtgemäß die ihm nachgeordneten Behörden Schlesiens aufforderte, sich der neuen Zeitung bei öffentlichen Bekanntmachungen so wie der älteren zu bedienen, schreibt Regierungsrat Dr. P. F. G. Bothe, der Schwager Merckels, der mit diesem jenes gegen Schall gerichtete Gutachten unterzeichnet hatte, ärgerlich auf das Aktenstück: „Gelesen, mit der Bemerkung, daß die Regierung auf ihren Bericht vom 9. März gegen die Herausgabe dieser politischen Zeitung nach der ausgesprochenen Tendenz des Herausgebers nicht beschieden worden ist.“ — Man mußte sich aber fügen und suchte der neuen Zeitung durch Zensurschwierigkeiten das Leben möglichst sauer zu machen. Die erste Nummer ließ sich Oberpräsident Merckel persönlich vorlegen, als ständiger Zensor aber wurde Regierungsdirektor v. Kottwitz bestellt, mit dem bald mancher Strauß auszulechten war.

Schall war also nun ermächtigt, eine neue Zeitung in Breslau herauszugeben. Das Aufsehen, das diese Nachricht erregte, war ungeheuer, denn niemand hatte diesen Ausgang für möglich gehalten. Für Schall aber bedeutete der Eingang der Konzessionsurkunde den stolzesten Tag seines Lebens. Auch in späteren Jahren schritt er immer wieder an seinen Aktenschränk, um dieses kostbare Dokument hervorzuholen und seinen Freunden aufs neue zu zeigen, so oft sie diese Magna charta, wie Schall es nannte, auch schon gesehen haben mochten. Aber die Erlaubnis zu der Herausgabe einer Zeitung bedeutet doch nur eine Vorbedingung. Eine solche Gründung verlangt Umsicht, Geschick und vor allem Geld. Das letztere hatte nun Schall am allerwenigsten, obgleich er kürzlich durch den Tod seiner Mutter wiederum in den Besitz von einigem Vermögen gekommen war. Dieses aber war längst wieder durch seine Hände geflossen. Schall mußte sich also nach einem kapitalkräftigen Verleger umsehen, und er ging vor die rechte Schmiede.



## Graß, Barth und Compagnie

Die Firma Graß, Barth & Co., wie sie damals hieß, war die älteste bestehende Buchdruckerei Schlesiens. Sie hatte schon im Jahre 1804 ihr dreihundertjähriges Jubiläum feiern können, und in ununterbrochener Folge waren seit über zweihundert Jahren die Inhaber der Offizin im Wege geordneter Erbfolge auf einander gefolgt. Sie hatte ihren Sitz ursprünglich auf der Reifer-gasse, jetzt Neuweltgasse, gehabt, aber schon der Syndikus der Stadt Breslau, Dr. Andreas Assig und Siegersdorff, (gestorben 1676) hatte das Grundstück Mühl- oder Windgasse, Eckhaus 291, erworben, wo die Firma noch jetzt, Herrenstraße 20,<sup>1)</sup> ihren Sitz hat. 1729 hatte Dr. phil. et. med. Samuel Graß, zugleich Stadtphysikus, der mit einer Nachkommin der Vorbesitzer des Hauses verhehelicht war, die Druckerei übernommen, seine Söhne hatten das Geschäft fortgesetzt, eine seiner Enkeltöchter hatte sich 1799 mit Johann August Barth vermählt, sodaß die Firma alsdann Graß und Barth lautete, und wiederum durch Einheirat war C. S. Zäschmar, Mitbesitzer geworden, sodaß das Haus seit 1818 Graß, Barth & Co. firmierte. Eine Tochter Zäschmars hat später den Buchdrucker Wilhelm Friedrich geheiratet, woraus sich der Name der heutigen Firma Graß, Barth & Co. (W. Friedrich) erklärt. Wie die Rechtsverhältnisse zwischen Schall und der Firma Graß, Barth & Co. geordnet waren, ist nicht bekannt, sicher ist nur, daß Karl Schall schon nach einigen Jahren nebst einer freien Wohnung von zwei Zimmern in der Herrenstraße 20 nur ein festes Gehalt bezog, sodaß das geschäftliche Risiko ganz auf Rechnung der Druckfirma ging, während sie, wie sie später in recht unangenehmer Weise erfahren sollte, keineswegs Besitzerin oder auch nur Mitbesitzerin der Zeitung war. Auch über die Art der Werbe-

<sup>1)</sup> In den Akten über Einführung neuer Straßennamen vom 24. April 1824 heißt es: „Die Herrenstraße bleibt und schließt die Wind- und Mühl-gasse ein“. Die Bezeichnung Herrengasse galt bis dahin nur für den ersten Abschnitt von der Reuschen Straße bis zur Nikolaistraße. In der Breslauer Zeitung steht am Titelpf Nr. 64 vom 23. April 1825 noch Windgasse. In Nr. 65 vom 25. April lesen wir dann „auf der Herrngasse“, in Nr. 66 vom 27. April „auf der Herrenstraße“, und dabei blieb es.

arbeit vor der Herausgabe der ersten Nummer ist nichts bekannt, wir wissen nur, daß die Zeitung schon im Januar 1820 die für den Anfang durchaus ansehnliche Zahl von 500 Beziehern aufweisen konnte. Die Zeitung erschien sofort viermal wöchentlich, die Schlesische Zeitung dagegen nur dreimal. Eine tägliche Ausgabe verbot sich, weil die Berliner Post, von der die Redaktion natürlich ganz abhängig war, nicht öfter in Breslau eintraf. Die Donnerstagsnummer war außerdem regelmäßig schwächer, meist nur halb so stark, wie die übrigen drei Nummern.

### Die erste Nummer der Neuen Breslauer Zeitung

Die erste Nummer der Neuen Breslauer Zeitung, wie sie sich nannte, erschien also am 1. Januar 1820. Sie nannte sich Neue Breslauer Zeitung, weil schon im Jahre 1813 im Korn'schen Verlage, freilich nur vom 3. bis 28. Juni, zur Zeit der Besetzung durch die Franzosen, eine Breslauer Zeitung viermal, und zwar unter der Redaktion des französischen Kommandanten Demaison-neuf erschienen war.<sup>1)</sup> Das neue Blatt umfaßte zehn Seiten in Großquart, also ein und einviertel Bogen. Der genaue Titel lautete: Mit Allerhöchster Bewilligung.

### Neue Breslauer Zeitung

Expedition bei Graß, Barth und Comp.  
auf der Windgasse.

(Redaktion: K. Schall. — Dr. Loebell.)

Nr. 1, Sonnabend, den 1. Januar 1820.

In den Titelpfopf zwischen „Breslauer“ und „Zeitung“ ist eine Vignette eingeschoben, einen Adler darstellend, der mit den Fängen einen Doppelzweig umklammert, links eine Palme, rechts einen Lorbeer. Diese Vignette wurde nur fürs erste Jahr beibehalten, vom 1. Januar 1821 an finden wir an ihrer Stelle das Breslauer Stadtwappen, das den Titelpfopf der Breslauer Zeitung bis auf den heutigen Tag schmückt.

Wir sehen zwei Redakteure aufgeführt, neben Schall noch Dr. Loebell, den tüchtigen und liebenswürdigen Historiker, der

<sup>1)</sup> Breslauer Ztg. 1. Okt. 1836. Nr. 230.

später als Professor der Geschichte nach Bonn berufen wurde und dort 1863 verstorben ist. In weiteren Kreisen ist er namentlich bekannt geworden durch seine Bearbeitung der Becker'schen Weltgeschichte. Ob sich Schall die Redaktion einer Zeitung in dem Umfange, in dem sie zunächst erschien, so schwierig vorstellte, ob er sich überhaupt in seiner redaktionellen Tätigkeit nur auf den Theaterteil beschränken, oder ob er neben seinem noch einen anderen klangvollen Namen dem Publikum vorführen wollte, sei dahingestellt, jedenfalls hat Julius Stein recht, wenn er in seinem Jubiläumsartikel vom Jahre 1870 in der Breslauer Zeitung schreibt, daß diese Notwendigkeit eines Gehilfen für die Redaktion geradezu als eine Unbegreiflichkeit erscheinen müsse. Jede Nummer habe, wenn man sehr viel rechnen wolle, höchstens drei Stunden in Anspruch nehmen können, sodaß die ganze Arbeitszeit bei vier Nummern in der Woche also nur zwölf Stunden habe betragen können. Die jetzigen Redakteure hätten alle Ursache, die Lage ihrer Vorgänger für außerordentlich beneidenswert zu halten.

Die erste Seite ist dann ausgefüllt mit einem Widmungsgedicht „Zum neuen Jahre 1820“. Es sind sieben Strophen in Stanzen, nicht ohne einen groben Druckfehler. Das Gedicht ist im Geiste der Frömmigkeit gehalten: ein Gebet zu Gott, er wolle seine Kirche, den Staat und den König segnen, aber auch Kunst und Wissenschaft beschützen. Es ist K. S. gezeichnet. Die zweite Seite beginnt mit kurzen amtlichen Personalnachrichten aus der Staatszeitung, und nun kommt die „Politik.“ Zunächst England: Die einzelnen Artikel und Notizen sind ohne Überschriften mit geringen Sperrungen, nur durch einfache Absätze von einander getrennt. In England gährte es damals erheblich. Im Sommer 1819 war in Manchester ein Volksaufstand ausgebrochen, und das Militär hatte unter der Menge — es war zur Zeit des berüchtigten Ministeriums Castlereagh — ein grausames Blutbad angerichtet. Im laufenden Jahre 1820 wurde dann eine Verschwörung entdeckt, die auf nichts Geringeres ausging, als die Ermordung der Minister, Plünderung der Bank, Bewaffnung des Volkes und Umsturz der Verfassung. Die erste Notiz der Breslauer Zeitung nun aus London vom 18. Dezember des vergangenen Jahres teilt mit, daß weitere angekündigte Volksversammlungen nicht statt-



Carl Sigismund Zäschmar



Wilhelm Friedrich



Heinrich Fromberg



gefunden hätten, und daß die Neigung zum Aufruhr sich bloß auf das irregeführte Volk der Manufakturstädte beschränkte. Sodann wird berichtet, daß Lord Russel am 14. Dezember einen Antrag auf Beseitigung des Wahlrechtes in den sogen. „verfallenen Burgflecken“, in denen Wahlbestechungen vorgekommen seien, nach einer entgegenkommenden Antwort Castlereaghs im Wesentlichen zurückgezogen habe. Weiter wird erzählt von einer Bittschrift der englischen Buchhändler an das Unterhaus, wonach jemand, der zum zweiten Male überführt wurde, gotteslästerliche und aufrührerische Schmähschriften verbreitet zu haben, nicht sofort nach Neusüdwalles verschickt werden solle. Castlereagh sei so liberal gewesen, in Aussicht zu stellen, daß eine bloße Landesverweisung für ausreichend zu halten sei. Die vierte Notiz bezieht sich wiederum auf die englischen Unruhen und betrifft die Verhinderung von Waffenübungen an allen Orten, wo gesetzwidrige Umtriebe stattfinden. Dann folgt eine kleine Mordgeschichte aus England, und den Schluß bildet die Mitteilung, daß Schillers „Maria Stuart“ in einer sehr schlechten englischen Übersetzung und in einer ebenso schlechten Aufführung zum ersten Male im Coventgarden-Theater über die Bühne gegangen sei.

Das alles füllt die zweite und einen Teil der dritten Seite aus. Es folgt Frankreich. Wiederum allerlei politische Nachrichten, als Hauptstück ein Prozeß gegen angebliche Seeräuber, der mit der dritten Seite abschließt. Auf der vierten Seite beginnt Nordamerika. Eine Nachricht aus Newyork ist vom 18. November (!) datiert. Lord Cochrane habe neulich 142 000 Dollars konfiszieren lassen. Die Nachricht ist dem Hamburgischen Korrespondenten entnommen, und hier findet sich nun die erste, eigene redaktionelle Arbeit, in Gestalt einer Fußnote zu dieser Notiz, monumental lautend: „Werden die Nordamerikanischen Freistaaten diesen Flibustier-Unfug dulden?“ Das ist, wie man sieht, etwas wenig an eigenen geistigen Unkosten. Dem Auslande angefügt und den Übergang zum Inland machend, kommt dann auch, im ganzen sechs Zeilen, eine Notiz aus Deutschland. Sie ist der Vossischen Zeitung entnommen und lautet: „Glaubwürdigen Aussagen eines Reisenden zufolge soll Sand<sup>1)</sup> seit

\* 1) Die Ermordung Kotzebues durch Sand war am 23. März 1819 erfolgt.



länger als einem Monat völlig bewußtlos darniederliegen. Er kennt keinen seiner früheren Bekannten mehr und wird nun bald den Kampf zwischen einem reinen Jugendleben und der hartnäckigen Entkräftung des Lungeneiterns bestanden haben." Das ist alles, was die Breslauer Zeitung in ihrer ersten Nummer über das „ausländische“ Deutschland zu berichten wußte. Jetzt aber kommt das *Inland*, also Preußen. Auch hier beschränkt sich indessen die Redaktion auf die Wiedergabe eines Artikels aus der „Staatszeitung“ vom 27. Dezember, dahingehend, daß die preußische Regierung der Linderung, bezw. Beseitigung der Zollschränken freundlich gegenüberstehe, daß aber bei dem „Zustand und der Verfassung der einzelnen Deutschen Staaten“ wohl nicht viel zu erreichen sein werde. Damit ist der politische Teil der Zeitung auf der zweiten Halbspalte der vierten Seite zu Ende, und wir treten ein in Schalls eigentlichstes Reich.

Mehr als eine Seite wird ausgefüllt durch eine Einleitung in die Theaterkritik. „Die ganze Welt ist eine Bühne.“ Mit diesem Zitat aus „Wie es Euch gefällt“ beginnt die Abhandlung. „Warum sollte ein Zeitblatt“, so heißt es da, „das die Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutung aufzufassen und darzustellen und dabei auch der Wissenschaft und Kunst ihr Recht zu geben strebt, eine der interessantesten, bezeichnendsten Erscheinungen der Zeit unbetrachtet lassen, die einzige Kunsterscheinung, welche in unsren Tagen eine lebhafteste, allgemeine Teilnahme erregt? Nun kommt eine Geistreichigkeit im Biedermeierstil. „Ob diese Betrachtung auf Löschpapier angestellt wird, oder auf Schreibpapier, auf papier vilain oder auf papier velin, darauf kommt's wohl so eigentlich nicht an, wenn nur die Betrachtung selbst nicht vilain oder löschpapiern ist.“ Dann wird das Bedürfnis nach einer ständigen Theaterkritik in Breslau nachgewiesen. „Von dem wenigen, was etwa neuerdings in auswärtigen Blättern über unsere Bühne berichtet worden ist, muß das Meiste von Sachverständigen höchst dürftig, seicht und geistlos, und selbst das bei weitem Bessere — nämlich die Korrespondenznachrichten in der Zeitung für die Elegante Welt (in Leipzig) — sehr flüchtig gefunden werden.“ Die Schlesische Zeitung bekommt wieder einen Hieb: „Das, was ein hiesiges obskures Blatt, von dessen Existenz der größte Teil des wissenschaftlichen und gebildeten Publikums so

gut als gar keine Notiz hat und nimmt, dramaturgisch sich zu geben bemüht, muß man sich fast zu erwähnen scheuen, so sehr ist diese sogenannte Kritik unter der Kritik, und man darf dreist behaupten, daß in ganz Deutschland nichts dieser Art von gleichem Unwert existiert, welches bei dem vielen nichtigen Geschreibsel über das Theater viel sagen will." Die hierauf erörterte Frage hinsichtlich der Anonymität der Theaterkritiker wird offengelassen und zum Schluß die Tendenz hervorgehoben, durch die Kritik dem Theater und den Schauspielern sich nützlich und förderlich zu erweisen.

Den Schluß der fünften Seite macht ein Sonett, das nun das eigentliche Programm der Zeitung enthalten soll.

### Der neuen Breslauer Zeitung Empfehlungs- Prospektus.

Die Politik politisch zu berichten,  
Vom Neuesten den Fünftelsaft<sup>1)</sup> zu wählen,  
Hübsch treu und wohlgeordnet zu erzählen  
Von Süd, Nord, Ost und West der Welt Geschichten;

Dabey den Weitzen von der Spreu zu sichten,  
Mit Klugheit and're Blätter zu bestehlen,  
Kritik, Kunst, Wissenschaft nicht lassen fehlen,  
Poetisch aufzutischen in Gedichten;

Sich mühen um Intelligenz-Verbreitung  
Und nach Berichten von des Tages Helden,  
Von Austern, Tod, Geburten Euch zu melden,

Verheisst zum neuen Jahr die neue Zeitung;  
Schenkt Eure Huld und Gunst als mächtige Sporen  
So dem Verleger wie den Redaktoren.

Nunmehr folgt der Inseratenteil. Die Anzeigen sind recht buntscheckig durcheinander gewürfelt. Einen Hauptanteil haben literarische Ankündigungen. Wir finden da Eichhorns Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte angekündigt, Robinson

<sup>1)</sup> Diese haarsträubende Übersetzung für Quintessenz hat sich glücklicherweise nicht eingebürgert.

Crusoe, ein Handlungsadreßbuch, eine Tierarzeneikunde, Erbauungen für Israeliten usw. Mehr als eine Spalte nimmt die Empfehlung einer Breslauer Tapeten- und Fußdeckenfabrik (der Verfasser schreibt Fabrike) ein. Ein Arzt empfiehlt sich seinen Freunden und Gönnern zum Jahreswechsel und ingleichen Karl Schall und Wilhelm Loebell als Redakteure ihren Lesern. Redouten werden angezeigt, Maskenzüge, eine Pferdeauktion des ersten Kürassierregimentes, Weine und Zigarren, Tuchwaren, Spiritus, Holz, Ziegeln, Austern, Heringe, Wohnungen, drei Lotterieiinneher empfehlen ihre Lose zur Klassenlotterie, ein paar Handwerker bringen sich in Erinnerung usw. Das alles ist sehr dürftig, die Aufmachung und Anordnung durchaus ungeschickt. Heute würde die kleinste Provinzzeitung einen größeren Reichtum und mehr Geschmack aufweisen. Aus drei Hotels: dem Blauen Hirsch, der Goldenen Gans und den Drei Bergen, zu denen in den späteren Nummern noch andere Gasthäuser kommen, werden die eingetroffenen Fremden aufgezählt. Den Schluß machen Getreidepreise für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer.

Damit war die Zeitung mit ihrem Stoff zu Ende. Der Rest der neunten und die erste Hälfte der zehnten Seite, von der zwei Drittel ganz leer bleiben, ist mit einer Anzeige an das Publikum, in der zum Bezug der Zeitung aufgefordert wird, angefüllt.

Es fällt auf, daß an keiner Stelle der ersten Nummer gesagt ist, was die Zeitung eigentlich kostet und wie hoch sich der Anzeigenpreis beläuft. Erst in Nr. 7 wird, „um wiederholten Aufforderungen zu genügen“, bekanntgegeben, daß an Insertionsgebühren für die gebrochene Zeile ein Silbergroschen Courant berechnet werde, wobei für Geburts-, Todes- und Verbindungsanzeigen, die man unmittelbar hinter die eigentlichen Zeitungsartikel wünscht, ein halber Silbergroschen mehr für die Zeile zu bezahlen sei. Gewissermaßen entschuldigend wird hinzugefügt, daß die gewählte Schrift mehr zusammenlaufe, als die anderer Zeitungen, obschon sie, wie der Augenschein lehre, an Schärfe und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse. Und erst gegen den Schluß des Vierteljahres in Nr. 50 vom 27. März wird um Erneuerung der „Pränumeration“ für das nächste Vierteljahr gebeten, die mit Einschluß des gesetzmäßigen Stempels (im Betrage von 6 Silbergroschen) einen Taler 6 Groschen Courant betrage.

---

Ganz fehlt in dieser Nummer und in den folgenden, ein lokaler und provinzieller Teil. Berichterstatter in der Provinz kannte man noch nicht, und auf den Gedanken, durch die täglich in Breslau eintreffenden Fremden sich, wenigstens gelegentlich, über die Vorgänge in anderen Teilen Schlesiens unterrichten zu lassen, verfiel man nicht. Schall scheint diesen Mangel selbst gefühlt zu haben, aber die Gabe der Organisation auf diesem Gebiete ist ihm versagt geblieben. Wir finden im Januar 1821 in seiner Zeitung eine bewegliche Bitte an das Publikum, ihn mit Artikeln aus der Stadt und aus der Provinz über örtliche Vorkommnisse zu unterrichten, damit er solche Nachrichten nicht erst auf dem Umwege von neunundachtzig und einer halben Meile, nämlich über Berlin, erhalte, wie es schon vorgekommen sei, aber diese Bitte blieb, wie der weitere Inhalt der Zeitung zeigt, ohne jeden Erfolg.

---

## Die erste Entwicklung

So also sah der erste Versuch aus, mit dem das neue Unternehmen ins Leben trat. Über die folgenden Nummern können wir uns zunächst kurz fassen. Sie weisen im Gesamtzuschnitt keine wesentlichen Veränderungen auf, doch merkt man, daß die Zeitung an Boden gewinnt und die Redaktion sich allmählich mehr und mehr zurecht findet.

Die Theater- und Musikbesprechungen verraten nichts von „journalistischer Aktualität“. Sie ziehen sich wiederholt, und noch dazu mit Unterbrechungen, durch mehrere Nummern hin, eine Erscheinung, die uns heute, im Zeitalter der, allerdings viel umstrittenen Nachtkritiken, wunderbar genug anmutet. Aber die Zeitung war überhaupt mehr als ein in Fortsetzungen erscheinendes Buch — wovon wir in der heutigen Tagespresse noch einen Rest in den fortlaufenden Romanen haben — denn als eine Folge selbständiger und im Wesentlichen von einander unabhängiger Nummern gedacht. Schon die durchgehende Zählung der Seiten weist darauf hin. Das erste Vierteljahr umfaßt 628 Seiten, also 157 Bogen, d. h. bei 52 Nummern durchschnittlich rund drei Bogen auf jede Ausgabe; das zweite Vierteljahr geht bis Seite 1316, enthält also 688 Seiten, wonach der Umfang um 15 Bogen gewachsen ist. Die Sommermonate lassen mit 646 Seiten einen kleinen Rückgang bemerken, das Wintervierteljahr bis 1821 zeigt dagegen wieder eine Steigerung. Die gesamten vier Vierteljahrsbände des Jahrgangs 1820 weisen ein Gewicht von 3,77 kg auf, gewiß ein bescheidener Umfang. Im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung ist die Breslauer Zeitung dann um das Vielfache angewachsen. Ihr Gewicht betrug 1850: 11,15 kg, 1880: 20 kg, 1909: 30,5 kg und der Jahrgang 1913, der letzte vor Ausbruch des Weltkrieges, hatte mit 31,86 kg gegen 1820 fast den neunfachen Umfang erreicht.

Von der vierten Nummer an finden wir den ersten schwachen Anfang eines Handelsteiles, der später in der Breslauer



Zeitung eine so große Rolle spielen sollte, und zwar in der bescheidenen Gestalt von 32 Wechsel-, Geld- und Effektenkursen, selbstverständlich ohne jede nähere Erörterung.

Aber auch sonst wird die Zeitung bunter gemacht durch allerlei Scherze, Rätsel, Gedichte an Schauspieler und Schauspielerinnen, der Wochenspielplan des Theaters wird regelmäßig bekannt gegeben, Bücher werden besprochen, wenigstens ist die Neuauflage von F. H. von der Hagen's Nibelungen ausführlich angezeigt, und dieser Gelehrte macht sich, wie gleich vorweg genommen sei, um die junge Zeitung im letzten Vierteljahre besonders verdient durch fortlaufende, noch heute beachtenswerte „Wanderungen durch das alte Breslau“, die er auch im folgenden Jahre bis zu seiner Berufung nach Berlin fortgesetzt hat. Vor allem aber mehren sich die Inserate und besonders die Familienanzeigen, immer der deutlichste Beweis für die Bodenständigkeit einer Zeitung. So kommt das Blatt allmählich in besseren Gang, und wir können als ein Musterbeispiel für die gesamte Zeit der Schall'schen Redaktion etwa die Nummer 42 vom Montag, den 13. März, näher ins Auge fassen.

Sie umfaßt vier Bogen. Die Anordnung des politischen Abschnittes ist dieselbe, wie in der ersten Nummer. Das Ausland hat wieder den Löwenanteil, das Inland ist mit 10 Zeilen abgetan. Dazu aber kommt eine Neuerscheinung: bandwurmartig ziehen sich durch diese und die folgenden Nummern die „Aktenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland“, die im Hauptblatt vier Spalten einnehmen und in der Beilage noch in mehr als zwei Spalten fortgesetzt werden. Man liest da z. B.: „Die Bewirkung dieser Einheit Deutschlands war einer der Zwecke der Burschenschaft. — Wenn schon die Statuten dieser in ihrer hohen Schädlichkeit von jedem Unbefangenen jetzt allgemein anerkannten, strafbaren Verbindung diesen Zweck deutlich genug zu erkennen geben, so enthalten auch die Akten darüber nähere Äußerungen . . . . Der Sprecher des Festes R. . . drückt sie in der Inschrift in das Wartburger Stammbuch

„Ein Gott, ein Vaterland

Ein Kaiser, ein Reichsverband“

mit wenigen, aber deutlichen Worten aus.“ — So gehen die Beweise für die Gemeingefährlichkeit und die verwerfliche Ge-

sinnung der „Demagogen“ weiter von Nummer zu Nummer, von Seite zu Seite. Treitschke hat schon recht, wenn er diese Art der politischen Verfolgung durch die Schergen des Staates einfach als ruchlos bezeichnet, und für Schall ist es kein Ehrenblatt, daß er sich zum Sprachrohr dieser Ruchlosigkeit in seinem neuen Blatte hergegeben hat. Denn dazu zwang ihn die Zensur zweifellos nicht. Es bleibt nur die Frage offen, ob ehrliche, politische Beschränktheit, eine Art Antidemagogenpsychose, oder liebedienerische Charakterlosigkeit auf politischem Gebiet, vielleicht beides zusammen, die Triebfeder zu dieser häßlichen Haltung gewesen sind. Entschuldigung kann höchstens angeführt werden, daß dem Theater-Schall, dem gesellschaftlichen Lebemann, dem Leichtfuß in jedem Betracht, alle jene Dinge herzlich gleichgültig gewesen sein werden, und daß er einfach ohne viel Überlegung mitmachte, was mitzumachen damals in den Kreisen, in denen er gern verkehrte, — namentlich in den adligen Kreisen — zum guten Tone gehörte und „oben“ gern gesehen wurde.

In unserer Nummer 42 folgt dann eine Theaterbesprechung: die Aufführung von Klingemanns „Faust“, der schon am 1. März gegeben und am 7. wiederholt war, wird erst in dieser Nummer vom 13. März einer Kritik unterzogen; Holtei, der in dem Stück aufgetreten war, wird wohlwollend, mit einigem belehrenden Tadel besprochen.

In dem Anzeigenteil zählen wir sieben Familienanzeigen, darunter zwei gräfliche Verlobungen aus dem Hause der Grafen Schaffgotsch und Praschma, und eine Anzeige von Direktor und Lehrerschaft des Friedrichsgymnasiums. Neben den literarischen Anzeigen, die auch hier wieder einen breiteren Raum einnehmen, finden wir fast vier Seiten behördliche Inserate, und dann Kapitalgesuche, Stellengesuche, Lotterieberichten, eine Konzertanzeige, Verkäufe von Privaten und Geschäften und ein paar Mietsanzeigen; im Ganzen umfaßt der Inseratenteil immerhin sieben Seiten.

Es sei nun noch ein Blick auf die technische Aufmachung der Anzeigen geworfen. Wir wissen heute, daß eine reife und erfahrene Kunsttechnik dazu gehört, um jedes Inserat tunlichst wirksam zur Geltung zu bringen. Wir wissen, wie die Inserenten in Verbindung mit den Geschäftsstellen, und diese in gemeinsamer

Arbeit mit den Inseratenmetteuren und mit den Setzern alle Mühe aufwenden, um womöglich jeder Anzeige, mindestens aber jeder Abteilung der Anzeigen, durch die Formgebung zu ihrem Rechte zu verhelfen, und wir wissen auch, wie schwer es bei bestem Willen ist, die Ansprüche der Kunden immer zufrieden zu stellen. Davon war damals noch gar keine Rede. Fast mit-leidslos, höchstens einmal in der Schriftgröße abwechselnd, mit dünner Überschrift und schlichter Unterschrift, soweit solche vorhanden, sind die Inserate nur durch einfache Linien von einander getrennt, und oft ganz wahllos aneinander gereiht; je nach dem freibleibenden Raume werden Anzeigen ganz anderen Inhaltes hie und da eingefügt, um sich an der unpassendsten Stelle ihres Sonderdaseins zu erfreuen. Nur ganz ausnahmsweise hebt eine Einkästelung in geschwungenen Linien eine Anzeige besonders hervor. Freilich, die beschränkte Zahl der Annoncen sicherte damals, namentlich bei einer neuen Zeitung, die mit größter Aufmerksamkeit von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen sein wird, wohl jeder Anzeige die gewünschte Beachtung. Aber auch sonst: das Inserat hat damals noch einen ganz anderen Charakter als vielfach heute. Damals waren die Anzeigen noch nicht eigentlich Hilfsmittel im Konkurrenzkampfe. Der Inserent teilte auf diesem Wege seinen Kunden eben nur mit, daß diese oder jene Ware bei ihm zu haben sei. Es war keine Anpreisung, sondern nur eine Benachrichtigung. Erst viel später wurden die Anzeigenteile der Zeitungen Lockmittel, mit denen ein Kaufmann vor anderen einen möglichst großen Kundenkreis für sich zu gewinnen suchte, etwa so, wie es Bellamy in seinem „Rückblick“ so ergötzlich schildert.

Eine Unglaublichkeit, die sich durch diesen und die folgenden Jahrgänge hindurchzieht, ist eine Tabelle der „metereologischen Beobachtungen“, die schon in Nummer 10 beginnt. Stolz verkündet die Redaktion, daß sie in der Lage sei, diese Beobachtungen vom Professor Jungnitz, von der Sternwarte in Breslau, ihren Lesern bieten zu können. Die genaue Tabelle umfaßt beinahe eine halbe Seite, und berichtet über das Wetter einer ganzen Woche. Aber diese Mitteilungen über die Tage vom 9. bis 15. Januar finden sich erst in der Nummer vom 17., und wenn einmal gerade der Platz mangelte, wurde dieser Bericht auch

noch auf eine der nächsten Nummern verschoben, sodaß wir beispielsweise den Wetterbericht für die Zeit vom 5. bis 11. März erst in der Nummer vom 15. mitgeteilt finden. Es muß für die Breslauer und Schlesier ungemein interessant gewesen sein, nun endlich zuverlässig zu erfahren, welches Wetter und welchen Wind sie vor zehn Tagen gehabt hatten!

## Die Zensur

Wenn man den oben besprochenen politischen Teil der Zeitung nach den damaligen Umständen gerecht beurteilen will, so wird man in Betracht ziehen müssen, daß den Redakteuren in der Tat, soweit die innere Politik in Betracht kam, durch die Zensurbestimmungen jede und alle Freiheit genommen war und daß sie auch hinsichtlich der äußeren Politik sich in den engsten Fesseln befanden.

Die Ermordung Kotzebues durch Sand hatte bekanntermaßen einen wilden Sturm der Reaktion unter Metternichs Leitung zur Folge. Die Karlsbader Beschlüsse, bei dem Bundestag durchgepeitscht, traten in ihr Recht, und Preußen suchte es Österreich in der Unterdrückung jeder freien Rede, nicht nur an den Universitäten, sondern zumal auch in der Presse zuvor zu tun. Das berühmte Wöllner'sche Zensuredikt vom 19. Dezember 1788 genügte schon nicht mehr, obwohl die beiden Hauptbestimmungen darin lauteten: erstens: Alle Schriften müssen der Zensur vorgelegt und dürfen ohne deren Erlaubnis weder gedruckt noch verkauft werden; zweitens: Die Zensur hat die Aufgabe, demjenigen zu steuern, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist oder zur Kränkung der persönlichen Ehre oder des guten Namens anderer abzielt. — Der Staatskanzler v. Hardenberg erließ jetzt unter dem 8. Januar 1820 eine neue Instruktion an die Zensoren, in der ausführlich angegeben wurde, über welche politischen Angelegenheiten den Zeitungen zu berichten gestattet sei, und über welche sie zu schweigen hätten. Es hieß darin: „Es muß von Seiten der Herren Oberpräsidenten vorzüglich darüber gewacht werden, daß in den in ihren Bezirken erscheinenden Zeitungen und politischen Schriften

nichts aufgenommen werde, was der Bundesversammlung oder einzelnen Bundesgliedern zu einer begründeten Beschwerde Anlaß geben könne . . . . . Sollte irgendein Schriftsteller sich unterfangen, die verabredeten Beschlüsse tadeln zu wollen, so muß eine solche Verirrung durchaus gehindert werden. Auch die in einzelnen Staaten des Deutschen Bundes ergehenden Verordnungen müssen ohne Bemerkung mitgeteilt werden; ebenso kann kein Tadel gegen diejenigen Minister und Beamten geduldet werden, welche das Zutrauen der deutschen Fürsten besitzen." Die Berichte über die Verhandlungen in den Volksvertretungen, soweit es solche gab, werden zum Teil zwar freigegeben: „Jedoch muß selbst in solchen Fällen mit der gebührenden Schonung verfahren und dasjenige, was zugunsten oder zur Rechtfertigung der Minister gesagt wird, im gleichen Umfange aufgenommen werden." Das Eintreten für repräsentative Verfassungen liege außerhalb des Fassungskreises des großen Publikums und gehöre somit nicht in Flugschriften, am wenigsten aber in Zeitungen. Der Umstand, daß Artikel schon in anderen Zeitungen gedruckt seien, und dort also die Zensur passiert hätten, berechtige keineswegs zu deren Nachdruck. „Eine Ausnahme verdient jedoch der von bekannten, wohldenkenden Männern redigierte Österreichische Beobachter, dessen Artikel immer aufgenommen werden können, jedoch, wenn es nötig ist, mit Angabe der Quelle." Hierauf folgen ausführliche Anweisungen über das Verhalten der Presse gegenüber dem Auslande. In Frankreich müsse das Regiment Ludwigs XVIII. unbedingt gelobt werden. „Es darf nicht länger der Wahn unterhalten werden, als wenn die königlich französische Familie von der Nation als ihr mit Gewalt aufgedrungen angesehen würde. Die mannigfaltigen Beweise von Menschenliebe und Wohltätigkeit, welche alle einzelnen Glieder dieser Familie bei jeder Gelegenheit liefern, und welche von royalistischen Blättern aufgenommen zu werden pflegen, sowie die Beispiele der Liebe und Anhänglichkeit für diese erhabenen Personen, welche so häufig angeführt werden, dürfen nicht länger, wie bisher allgemein der Fall war, verschwiegen werden . . . . Artikel aus den Zeitungen Constitutionel, Indépendant, Censeur, Renommée, Minerve usw. dürfen nur mit größter Behutsamkeit aufgenommen werden." Es werden dann Verhaltensmaßregeln in dem gleichen Sinne auch



für Spanien, England, Italien usw. erteilt. Aber diese Instruktion genügte Hardenberg noch nicht, er ergänzte sie noch durch eine zweite vom 25. April 1820, in der u. a. verboten war, die Bezeichnungen „ultra“ für die „Wohlgesinnten“ und „Liberalen“ für die anderen zu verwenden. Das Wort Liberalen solle nicht ohne den Zusatz gebraucht werden: „die vorgegebenen, oder sich selbst so nennenden“. Vor allem wird, die Vorgänge in Spanien gaben dazu den Anlaß, verboten, die spanische Konstitution von 1812, die bekanntlich damals bei den Liberalen aller Länder — und mit Recht — als das Muster einer guten Verfassung galt, irgendwie zu empfehlen, und wie Hardenberg in der ersten Instruktion vor gewissen Pariser Blättern gewarnt hatte, so empfiehlt er jetzt den *Moniteur*, das *Journal des Débats*, *Quotidienne* und das *Journal de Paris*. „Diese Beschränkung, so meint der Erlaß naiv, wird den Redakteuren der Zeitungen keinen lästigen Zwang auferlegen, da ja jene vier Blätter immer die neuesten und in der Regel die wahrsten Nachrichten liefern, da hingegen die Hamburger Blätter gewöhnlich falsche Gerüchte verbreiten.“ In einem Postscriptum hatte Hardenberg noch eigenhändig die Bemerkung angefügt, daß sich hinsichtlich der spanischen Angelegenheiten die Redakteure von Zeitungen auf die bloße Erzählung von Tatsachen zu beschränken hätten.

Auf dieser Grundlage also wurde die Zensur auch gegen die Breslauer Zeitung geübt, und sie hatte auf Schonung wenig zu rechnen, denn schon am 8. Juli 1819 hatte der Oberpräsident *Merkel*, verärgert durch die Konzession, die Schall erhalten hatte, sich an den Staatskanzler bezüglich Erteilung von Verhaltensbefehlen gegenüber der neuen Zeitung gewandt und bissig hinzugefügt, „daß fast zu bezweifeln sei, daß der Herausgeber der neuen Zeitung imstande sein werde, den von „Ew. Durchlaucht ihm vorgeschriebenen Modifikationen vollkommen zu genügen . . . auch dieses Unternehmen in der Folge mancherlei Mißhelligkeiten und Kollisionen herbeiführen dürfte.“ Schall hatte denn auch bald Ursache zu Beschwerden. Wegen der geringsten Kleinigkeit mußte er vorher anfragen, und wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir lesen, welche Nachrichten damals als bedenklich galten. So (21. Januar 1820) die Mitteilung der offiziellen Nachricht, daß die Karnevalsfestlich-

keiten in Hessen nicht stattfinden werden, weil der Kurfürst gestorben sei. Am 24. Mai 1820 eine Nachricht über die Geburtstagsfeier der Prinzessin Louise von Preußen, Gemahlin des Fürsten Radziwill, welche im Garten von Monbijou mit einer theatralischen Darstellung unter Mitwirkung von mehreren Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses stattfinden solle, Mitteilungen über eine bevorstehende Reise des Königs nach Pommern und Rügen und dann nach Karlsbad und Teplitz; eine Nachricht, daß Prinz Carl, der dritte Sohn des Königs, sich nächstens auf längere Zeit nach Breslau begeben werde, und dann endlich die allerdings wichtigere Nachricht, daß das Todesurteil an Karl Sand am 20. ds. Mts. vollzogen sei.

Am 2. April hatte Schall angefragt, ob er den königlichen Bescheid auf eine von den Professoren der Breslauer Universität an den König gerichtete Vorstellung wegen der neuen, die deutschen Universitäten betreffenden Maßregeln zum Abdruck bringen dürfe. In jener Eingabe hatten die Professoren versichert, daß eine Veranlassung zu dem zweiten Beschluß des Bundesrates vom 20. September v. Jrs., (Verwarnung vor Unterstützung „demagogischer Umtriebe“), an ihrer Universität nicht wahrnehmbar gewesen und von keinem der Universitätslehrer solche Umtriebe genährt worden seien. Der König hatte darauf erwidert, es genüge keineswegs, daß die akademischen Lehrer dieses Übel nicht absichtlich nähren, sondern ihre Pflicht sei es, demselben kräftig entgegenzustreben, und um dieses den Universitäten zu erleichtern, hätten die genommenen Maßregeln die Allgemeinheit erhalten, in welcher sie dastehen. Merckel erwidert nun Schall auf sein Gesuch, den königlichen Bescheid veröffentlichen zu dürfen, abschlägig: „Da das Königliche Handschreiben an den Universitätsrektor, Senat und sämtliche Professoren gerichtet sei, könne die Bekanntmachung auch nur von Seiten des gesamten corporis academici und mit Vorwissen und Genehmigung des königlichen Regierungsbevollmächtigten und Kurators stattfinden, umsomehr, als, allgemeiner Ordnung nach, Kabinettsordres ohne höchste Genehmigung nicht zur Publicität gebracht werden dürfen.“ Dagegen durfte eine Nachricht betreffend die Aufhebung mehrerer Regierungen (Berlin, Aachen usw.) aber nur „in der Form einer Privatnachricht“ gegeben werden. Die gleich-

zeitige Beschwerde Schalls über die Verzögerung der Bescheide auf seine Anfragen wurde entgegenkommender beantwortet: es wurde eine Beschleunigung verheißen,

Im Mai 1820 sah sich Schall aber doch genötigt, eine Beschwerde an das Oberzensurkollegium über den Zensor, Regierungsdirektor von Kottwitz einzureichen, der den Abdruck einer Privatkorrespondenz von Berlin nicht eher gestatten wollte, als bis der Inhalt in der Berliner Spener'schen Zeitung gestanden habe. Durch dieses Verfahren werde die Breslauer Zeitung unter die Berliner Zeitungen erniedrigt, die doch ebenso wenig einen offiziellen Charakter hätten, sie sinke demnach in vielen Fällen zu einem bloßen Abdruck jener Blätter herab und verliere zu ihrem geistigen und leiblichen Schaden bei dem größten Teil ihres Publikums, welches die Berliner Blätter auch lese, alles Interesse. Die Antwort des Oberzensurkollegiums vom 9. Juni 1820, unterzeichnet von Raumer, lautet grundsätzlich dahin, daß über die Aufnahme oder Zurückweisung einzelner Zeitungsartikel unmöglich allgemeine Grundsätze festgestellt werden könnten und die Entscheidung dem Zensor überlassen bleiben müßte, „zu dessen richtiger Einsicht wir jedoch das Vertrauen haben, daß er durch zu große Ängstlichkeit weder den Zeitungen ihr Interesse benehmen, noch auch sie in irgendeine Abhängigkeit von einer anderen, nicht offiziellen Zeitung versetzen werde. Im vorliegenden Falle sei der Zensor im Recht gewesen, da die Nachricht, um die es sich handle, (es war jene Mitteilung, betreffend das Gartenfest der Prinzessin Louise) offenbar teils ganz unwahre, teils voreilige Nachrichten enthalte. Im übrigen möge sich die Redaktion bei künftigen Beschwerden zunächst an das Oberpräsidium, als erste Instanz, wenden.

\* \* \*

So war die Presse, und mit ihr die Breslauer Zeitung, in ihrer Freiheit aufs ärgste geknebelt, und doch war jene Zeit eine politisch höchst bewegte, zumal im Auslande.

In England war der verblödete König Georg III. am 29. Januar 1820 gestorben, und ihm folgte der letzte und schlechteste der George. Nach einer bösen Jugend voller Laster und Schandtaten, war er 1795 mit der deutschen Prinzessin Karoline von Braunschweig vermählt worden, die sich

dann später ihres Gemahls völlig würdig erwies. Sie hatte sich, nachdem sie der, freilich üblen Ehe gründlich satt geworden, 1814 auf Reisen nach dem Festlande begeben und unterhielt ein weltkundiges, höchst anstößiges Verhältniß mit ihrem Kammerdiener, aber auch mit anderen. 1820 kehrte sie nun zum Schrecken ihres Gemahls nach London zurück, der sich nicht anders helfen zu können vermeinte, als indem er gegen sie einen Ehescheidungsprozeß bei dem Oberhause anstrebte, der zu dem Schmutzigsten gehört, was in den Familien gekrönter Häuser vorgekommen ist. Die Königin siegte schließlich insofern ob, als ihre Verurteilung nur mit neun Stimmen Mehrheit erfolgte, und Castlereagh nun nicht wagte, den Prozeß an das Unterhaus zu bringen. Die Sympathien Englands waren merkwürdigerweise, bis zur Begeisterung gesteigert, auf seiten der Königin, und als sie bei der Krönungsfeier, am 20. Juli 1821, von der Schwelle der Westminsterabtei zurückgewiesen wurde und am 21. August plötzlich starb, wurde sie fast wie eine Heilige gefeiert.

In Italien, neben Preußen der eigentlichen Domäne für Metternichs Umtriebe, brach im Juli 1820 der Aufstand gegen König Ferdinand von Neapel aus. Der Kongreß zu Laibach, wohin sich der König begab, beschloß ein bewaffnetes Einschreiten Österreichs gegen die Aufständigen, das denn auch den Erfolg hatte, den eidbrüchigen König wieder einzusetzen. Ebenso wurden die Revolutionen in Piemont und der Lombardei durch Österreich niedergeschlagen. — In Portugal herrschten in jenen Jahren unter dem gutartigen, aber von seiner Gemahlin Carlotta und deren üblem Sohn Dom Miguel zum Verfassungsbruch genötigten König Johann VI. ebenfalls fortwährende Unruhen, und nicht minder in Spanien, in das, auf Betreiben Metternichs und der von ihm geleiteten Monarchen der heiligen Allianz, nach den Beschlüssen der Konferenz zu Verona, an der auch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen persönlich teilnahm, die Franzosen einrückten, um den unfähigen König Ferdinand wieder einzusetzen. Dazu begann dann noch im Jahre 1821 der Aufstand der Griechen und die Zeit der europäischen Griechenschwärmerei.

Man begreift, weshalb Hardenberg, als Werkzeug Metternichs, in Sorge war, daß die deutsche Presse ihren Sympathien für alle

diese Volksbewegungen Ausdruck geben könnte, man begreift aber auch, daß ein junges Blatt, wie die Breslauer Zeitung, der Politik einen breiteren Raum verstatten mußte, auch wenn das zunächst weniger in ihrer Absicht lag. Es war eine hochpolitische Zeit, die ihre Spalten unwillkürlich mit Politik anfüllte. Die Auslandsnachrichten sind freilich nur berichtender Art, nicht kritisch verarbeitet, höchstens leicht oder grob in Metternich'schem Sinne gefärbt, aber an fortlaufenden, sehr ausführlichen Berichten fehlt es nicht. Der Londoner Prozeß gegen die Königin z. B., deren Zurückweisung bei der Krönung, ihr Tod, die Trauer Englands darüber, werden bis ins Einzelne verfolgt, und ebenso bringt sie ausgiebige Kunde über die bunten Vorgänge in den anderen Ländern außerhalb Deutschlands und Preußens, sodaß man erstaunt ist, wie reichhaltig die junge Zeitung auf politischem Gebiet, trotz der erschwerenden Zensurverhältnisse, tatsächlich ist.

Ein Ereignis freilich wird recht spät und recht spärlich gewürdigt: es ist der Tod Napoleon Bonapartes am 5. Mai 1821. Die Behandlung dieser Meldung ist allgemein bezeichnend für die Art des journalistischen Nachrichtendienstes in jener Zeit. Nummer 100 vom 27. Juni bringt folgende Nachricht: „London, 15. Juni. Seit vorgestern erhält sich das Gerücht, daß der außerordentliche Mann, den mancher auch jetzt noch fürchtet, wenn er gleich auf einem Felsen sitzt, daß nämlich Buonaparte nunmehr seine Laufbahn geendigt habe und mit dem Tode abgegangen sei. Das Gerücht erhält sich nun schon zwei Tage und weder ist es bestätigt noch widerlegt.“ Man sollte nun meinen, daß bei einer Nachricht von so ungeheurer Bedeutung schon die folgende Nummer endgültigen Aufschluß geben mußte. Aber weit gefehlt. Erst am 2. Juli, also in Nummer 103, findet man die schlichte Notiz, datiert aus London, vom 19. Juni: „Von dem Ableben Buonapartes hat man bis jetzt Weiteres nicht vernommen“! Dann aber endlich, in der Nummer 112 vom 18. Juli, liest man: „London, 6. Juli. Buonaparte ist nicht mehr! — Er starb am Sonnabend, den 5. Mai, um 6 Uhr abends.“ Darin sind dann einige Mitteilungen über den Verlauf der Krankheit und dergleichen geknüpft. Von einer Würdigung der ungeheuren Persönlichkeit dieses Mannes finden wir auch nicht eine Zeile. Erst in späteren Nummern wird ausführlich, aber auch nur Tatsäch-



liches aus Napoleons Leben und letzter Zeit erzählt. So wurde damals eine Zeitung gemacht. Überhaupt ist es interessant, zu beobachten, wie lange die Nachrichten liefen, um ihren Platz in der Zeitung zu finden. Meldungen aus Konstantinopel brauchen, um in die Breslauer Zeitung zu gelangen, häufig 40 Tage, aus Italien und Spanien 24 bis 28 Tage, aus Toulouse 21, aus London 16, aus Paris 14, aus Stockholm 17, aus Frankfurt a. M. und Weimar 10, aus Hamburg 8, aus Wien 6, aus Berlin 4 bis 5 Tage. Die Nachricht von dem am 26. November 1822 in Genua erfolgten Tode des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg findet sich in der Breslauer Zeitung erst am 12. Dezember und eine Würdigung dieses Gönners unseres Schall erst in der nächsten Nummer vom 14. Dezember.

Bereichert wurde das Blatt schon im ersten Jahre seines Bestehens durch die Einführung einer neuen Rubrik: „Miscellen“. Wir würden heute „Vermischtes“, „Kleine Chronik“, „Aus aller Welt“ oder dergleichen sagen. Es sind Anekdoten, Schnurren, aber auch ernstere unterhaltende Mitteilungen aller Art, die mit Geschick und Geschmack zusammengestellt sind. Solche Kleinarbeit mochte dem großen Plauderer und geistreichen Neuigkeitskrämer Schall besonders gut liegen, und sicher hat er seinen Lesern durch diesen Teil seiner Zeitung einen stets angenehmen und unterhaltenden Lesestoff geboten.

Frägt man nun, woher die Zeitung ihre Nachrichten entnahm, so ist zunächst festzustellen, daß ihr Originalmitteilungen politischen Inhaltes vollkommen fehlen. Sie entlehnt alles aus Blättern, die damals Berichterstatter im Auslande unterhielten. Nur selten wird dabei die Quelle angegeben, aber wir wissen, welche Zeitungen vor allem in Betracht kommen. Zunächst die allerdings von der Zensur gerade in jenen Jahren besonders arg mißhandelte Cotta'sche Augusburger Allgemeine Zeitung, dann die Allgemeine Preußische Staatszeitung, die Spenersche und die Vossische Zeitung in Berlin, der Hamburgische Korrespondent, die damals freilich noch weniger bedeutende Kölnische Zeitung, endlich Wiener, französische und englische Zeitungen. Die Zahl der Blätter (Zeitungen und Zeitschriften), die eine Redaktion damals hielt, war garnicht gering: ein Sachverständiger aus den vierziger Jahren setzt die Ausgaben dafür in einem Jahre auf nicht

weniger als tausend Taler an; das wäre selbst für eine große Zeitung in der Gegenwart sehr viel. Freilich kostete die „Times“ allein damals jährlich 116 Taler.<sup>1)</sup>

Ausgegeben wurde die Neue Breslauer Zeitung in den ersten Jahren, außer in der Hauptexpedition auf der Windgasse, auch in der Buchhandlung Josef Max & Comp. (Paradeplatz, Goldene Sonne, jetzt Ring 6). Die Buchhandlung durfte dafür ihre literarischen Neuerscheinungen, oft eine ganze Seite und darüber lang, ankündigen und gewann dadurch einen Vorsprung vor ihren Wettbewerbern.

Der Umfang des Jahrganges 1821 beträgt 2880 Seiten, ist also um 268 Seiten stärker als der des ersten Jahrganges. Die letzte Nummer des Jahres kündigt für die Folge an, daß die Zeitung in einer neuen, größeren und deutlicheren Schrift werde gedruckt werden. Das tritt dann auch mit dem 1. Januar 1822 in die Erscheinung, die neue Schrift bietet ein breiteres, kräftigeres Bild, und auch das verwandte Papier ist von besserer Beschaffenheit.

Für den Jahrgang 1822 ist als Bereicherung des Inhaltes der Zeitung zu vermerken, daß sie über die Schlesische Kunstausstellung in Breslau, die von der Vaterländischen Gesellschaft unter dem General v. Röder und Goethes Zögling Fritz v. Stein als jährliche Einrichtung ins Leben gerufen war und diesmal erstmalig in dem neuen Hause an der Sandbrücke, an dem Platze der Vinzenzkirche und des Oberlandesgerichtes, ihre Schätze zeigte, (früher hatten diese Ausstellungen in der Alten Börse, am Blücherplatz, stattgefunden), durch Professor v. d. Hagen in vier längeren, über mehrere Spalten gehenden Artikeln ausführlich, interessant und gründlich berichten läßt, sodaß also das Kunstinteresse auch auf diesem Gebiete in der neuen Zeitung zu seinem Rechte kam. An die Stelle v. d. Hagens trat dann Prof. Witte unter dem Pseudonym Filodemo Licio, dessen scharfe Urteile allerdings mancherlei Widerspruch erfuhren.

Während wir aber in den ersten Jahrgängen noch ziemlich regelmäßig sowohl kurze Anzeigen wie längere Besprechungen der Breslauer Theatervorstellungen finden, ja diese der Zeitung

<sup>1)</sup> Bresl. Ztg. Nr. 120. 1. Aug. 1825.

recht eigentlich ihren Charakter verleihen und ein besonderes Zugmittel für sie sein sollen und auch gewesen sind, durchblättern wir den Jahrgang 1823 vier Monate, ehe das Theater, von der regelmäßigen Veröffentlichung des Spielplanes abgesehen, auch nur erwähnt wird. Dann aber folgt eine ganze Reihe von Theaterartikeln, freilich bedenklichster Art.

### Theaterskandale

Karl v. Holtei erscheint in Nr. 66 mit einer „Nötigen Erklärung“ auf dem Plan. Es handelt sich um Folgendes: Nach Breslau war die damals berühmte Seiltänzertruppe *Tourniaire* gekommen, geleitet von dem Schwiegersohn *Tourniaires*, *Foureaux*, einem Meister auf dem Seile, und in seinen Vorstellungen unterstützt von seiner feschen und geschmeidigen Gattin, dem Gegenstand der Verehrung Holteis, was dieser indes in seiner „Nötigen Erklärung“ mitzuteilen vergißt. Auf Holteis Betreiben, oder wenigstens unter seiner Mitwirkung, war nun ein Vertrag zustande gekommen, daß diese Artistengesellschaft eine Vorstellung: „Die Räuber in den Abruzzen“ im Stadttheater geben, und hervorragende Bühnenkräfte, darunter Schall's *Friederike Unzelmann*, ferner Holteis Frau (geb. *Rogée*) und der beliebte Schauspieler *Schmelka* mitwirken sollten. Als die Sache aber ruchbar wurde, erhoben die übrigen Schauspieler Einspruch dagegen, weil sie eine Schädigung ihres, damals noch hart um sein Ansehen kämpfenden Standes in diesem Zusammenwirken von ernster Schauspielkunst und bloßer Glieder gelenkigkeit erblickten. Der Leiter des Theaters sah sich genötigt, von dem Vertrag zurückzutreten, und *Foureaux* gab sich damit zufrieden, ohne Entschädigung zu verlangen. Nicht so Holtei, damals an dem Stadttheater als Theaterdichter und Sekretär angestellt. Das große Kind, wie er sich selbst in seinen Erinnerungen aus diesem Anlaß nennt, über die Maßen erbittert, ließ seinem ganzen Groll bis zu Beleidigungen die Zügel schießen und schloß mit dem Ausruf: „Wie manchem Mimen wäre es dienlich, wenn er bei *Foureaux* in die Schule ginge!“ Dieses Vorgehen hatte Holteis Entlassung und das Ausscheiden auch seiner Frau aus dem Theaterverbände zur Folge. *Schall* aber, mit Holtei und dessen Gattin auf engste befreundet, glaubte nun seinerseits

Partei ergreifen zu müssen. In der Beilage zu Nr. 70 der Breslauer Zeitung erschien mit dem Titel „Dramaturgisches Mancherlei“ eine langatmige Abhandlung, welche unter den vier Rubriken: „Die Schauspieler, Die Bühnenleitung, Das Publikum, Die Bühnenkritik“ einen ganzen Monat lang die Leser mit der ärgerlichen Sache beschäftigte. Möglich, daß Schall so etwas wie Lessing's Hamburgische Dramaturgie dabei vorgeschwebt haben mag. Es finden sich denn auch in diesen Betrachtungen durchaus feingeistige und kluge Bemerkungen über die Aufgaben des Schauspielers und Art und Mittel, wie er seine Kunst aufzufassen und zu üben habe, aber die Absicht, zu beleidigen und das Breslauer Bühnenpersonal persönlich zu treffen, ist so deutlich, und der immer wiederkehrende Vergleich mit dem Kunstreiter und Tänzer wird so zu ungunsten des Mimen entschieden, daß man hier nur von einem Mißbrauch der Zeitung sprechen kann.

Es erschien denn auch in Broschürenform eine Entgegnung von den Vereinigten Schauspielern, welche, ruhiger im Ton gehalten als der Angriff, einen guten Eindruck erweckt. Die Flugschrift schließt mit der Frage: „Was veranlaßte Herrn Schall, der so lange über das hiesige Theater geschwiegen, plötzlich so rücksichts- und schonungslos, so völlig unverhüllt gegen die hiesigen Schauspieler aufzutreten? Etwa Kunsteifer? Aber dann hätte er ja ohne Zweifel an bestimmte Leistungen angeknüpft und dabei den doppelten Vorteil gehabt, teils seine Verurteilung zu begründen, teils die einzelnen Schauspieler namhaft zu machen. Doch wie konnte Herr Schall sich auf Leistungen beziehen, da er ja in der letzten Zeit in Jahresfrist kaum drei oder viermal das Theater besucht hat?“

Man empfängt, wenn man den ganzen Handel im Rückblick objektiv beurteilt, nur einen für Schall und Holtei sehr ungünstigen Eindruck.

Aber schon das folgende Jahr 1824 brachte neue Skandale. Die ersten Monate nahm Schall eine abwartende Haltung ein. Im Mai aber geriet der neue Theaterleiter B i e r e y in einen Streit mit dem Kapellmeister und Begründer der Breslauer Singakademie M o s e w i u s.<sup>1)</sup> Dieser durchaus treffliche Mann und hochbegabte

<sup>1)</sup> Vergl. Seite 90.

Musiker wollte sich dem nun zum Direktor emporgestiegenen bisherigen Kollegen nicht unterordnen und beantwortete auf einer Probe eine dienstliche Vorhaltung Biereys in einer so groben und herausfordernden Weise, daß dieser sich gezwungen sah, die Beleidigungsklage gegen Mosewius anzustrengen und den Vertrag des Mosewius'schen Ehepaares zu kündigen. Schall, auch mit Mosewius eng befreundet, ergriff wiederum lebhaft Partei, und von nun an finden wir in der Zeitung nur noch die gehässigsten Angriffe gegen alles, was Bierey unternahm. So heißt es in der Beilage zu 101 vom 28. Juni: „Wird es am Ende noch wahr werden, daß der Pächter am sichersten ist, sich in pekuniärer Hinsicht recht heraufzubringen, wenn er unser Theater recht herunter bringt?“ Es folgen dann zahlreiche Anspielungen, z. B. auf Pistolenknalle, d. h. Drohungen und Vorbereitungen zu regulären Theaterskandalen während der Vorstellungen, die aber vorläufig noch nicht zur Ausführung gelangen. Erst 1825 erreichte der Streit seinen Höhepunkt.

Die ersten Monate bringen gar keine Erwähnung des Breslauer Theaters, bis wir in Nr. 40 vom 10. März die Notiz finden, daß Herr Maierhofer aus Wien auf der Münchener Bühne in einem Leopardenfell aufgetreten sei und in Gemeinschaft mit einem Hunde einen Tierkampf vorgeführt habe. Hierzu bemerkt Schall: „Wie sehr ist zu bedauern, daß dieser Bestienspieler nicht hier in Breslau engagiert ist! Welch' ein Gewinn für Herrn Bierreis (sic!) Menagerie und Kasse.“

Bierey, Pächter des Stadttheaters, hatte unter schwierigen Verhältnissen die Leitung der Bühne übernommen. Er mußte mit einer jährlichen Einnahme von etwa 50 000 Talern alle Ausgaben decken und hatte dabei doch für einen abwechslungsreichen Spielplan gesorgt. Schall und sein Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter, Dr. Grattenauer, macht nun die seltsame Entdeckung, daß es eine Schande sei, Theaterpächter zu sein, weil ein solcher nie für die Kunst, sondern immer nur für seinen Geldbeutel sorgen werde. Es ist uns heute unbegreiflich, daß das Breslauer Publikum diese Albernheit ernst nahm und der Name „Pächter“ geradezu wie ein Schimpfname auf Direktor Bierey angewandt wurde. Schall aber tadelte nun, oder ließ tadeln, alles und jedes, was Direktor Bierey bei der Entlassung oder Anstellung



oder Beschäftigung von Künstlern und Künstlerinnen und hinsichtlich des Spielplanes unternahm. Aber er ging noch zu handfesteren Dingen über. In Nummer 40 findet sich die Notiz: „In der übermorgenden Zeitung denke ich einen Artikel zu geben, überschrieben: „Pfeifen und Pochen dürfen oder nicht?“ Der angekündigte Artikel wird wegen angeblichen Rummangels wiederholt zurückgestellt, um die Spannung zu steigern. Endlich, in Nummer 44, lesen wir: „To hiss or no to hiss, that ist the question.“ Hierauf folgt eine ziemlich langweilige Auseinandersetzung darüber, ob die Ablehnung einer Vorstellung durch lärmende Kundgebungen seitens des Publikums zulässig sei oder nicht. Eine Fortsetzung wird verheißen, statt dieser aber finden wir in Nummer 50 zunächst nur ein „Eingesandt“ mit der stürmischen Forderung nach dem Pfeif- und Pochartikel, „sonst machen wir Skandal“. Also der Volksstimme nachgebend, läßt sich nun Karl Schall vernehmen, und zwar in dem Sinne, als ob Skandalieren im Theater bei schlechten Stücken und Aufführungen eine Art sittlicher Pflicht sei. Das wirkte. Die Studenten ließen sich das nicht zweimal sagen, und nun wurde das Stadttheater der Schauplatz wüster Radauszenen, denen die Polizei behaglich schmunzelnd zusah, wie sie auch vorher nichts zur Verhütung dieser angekündigten Skandale getan hatte. Man war damals anscheinend der Meinung, irgendwie müsse sich das Publikum doch austoben, und solche Entladung der Gemüter sei eine heilsame Ablenkung von politischem Unfug, als den man jede freiheitliche Regung auf diesem Gebiete unbedingt ansah. Dem also wehrlosen Theaterdirektor blieb nichts übrig als eine Beleidigungsklage gegen Schall, die denn auch mit dessen Verurteilung endete, ohne ihm sonderlich zu schaden. Im Gegenteil ward er in den Augen Breslaus noch um eine Schattierung interessanter und erst recht der Held des Tages. Ich finde nicht, daß irgend jemand aus den großen, vornehmen Kreisen, in denen Schall verkehrte, gegen ihn und für den mißhandelten Direktor Partei genommen hätte. Die niedrigen Gehässigkeiten gegen Bierey werden vielmehr unvermindert in der Breslauer Zeitung fortgesetzt: das Publikum muß also doch wohl Geschmack daran gefunden haben.

Als ein Musterbeispiel dafür, wie Schall es in seiner Redaktion trieb, sei Folgendes festgestellt: Am 7. Februar 1824 fand ein Konzert des Violinvirtuosen Mazas statt. Am 14., also eine volle Woche später, kündigt Schall gemütlich an, daß die Besprechung aus dieser Nummer wegen Raum Mangels weggelassen werden müsse. Am 16. dasselbe Spiel. Endlich, am 19., nachdem inzwischen noch eine Nummer erschienen war, kommt dann wirklich die Besprechung. Es kann gar kein Zweifel sein, daß an dieser Verzögerung nur die Arbeitsunlust von Schall die Schuld trägt, der sich erst eine volle Woche nicht überwinden konnte, die Kritik zu schreiben, und sich dann nochmals fünf Tage Zeit nahm. Denn jeder Fachmann sieht auf den ersten Blick, daß mindestens ein Teil der Nummern vom 8. bis zum 19. einfach „gestopft“ war, wie man sich ausdrückt, d. h., das vorhandene Material reichte zur Füllung nicht aus, und es mußten Lückenbüßer eingestellt werden. Daß bei dieser Bequemlichkeit, um es milde auszudrücken, Schall nach Dr. Loebells Ausscheiden andere Gehilfen brauchte, läßt sich denken. Als solche standen ihm zur Seite Professor Witte, Prediger Eggeling, Dr. Grattenauer und Julius Krebs. Eggeling, 1797 in Breslau geboren, war 1823 Prediger bei St. Trinitatis geworden und hatte von 1825 ab zugleich die vormals Oelsner'sche und dann Reiche'sche, berühmte Privatschule geleitet, an der er schon vorher als Lehrer tätig gewesen war. 1832 wurde er Diakonus bei St. Elisabeth und 1835 Senior bei St. Bernhardin. Er betätigte sich besonders auch in dem 1816 gegründeten, sehr regsamen Bildungsverein, und in seiner „Conduitenliste“ ist von ihm gesagt, er sei wissenschaftlich gebildet, ein tüchtiger Jugendlehrer, ein gern gehörter Kanzelredner, treu und gewissenhaft und von einem Lebenswandel ohne Tadel. Er starb schon am 3. Mai 1840. Mit Schall war er vielleicht in der gemeinsamen Eigenschaft als Freimaurer in besonders nahe Beziehungen gekommen. — Dr. Karl Wilhelm Grattenauer war 1773 in Stargard geboren, war zunächst Justizkommissar (d. i. Rechtsanwalt) und Notar in Berlin und dann in Breslau. Er machte hier zu Anfang des Jahrhunderts unliebsames Aufsehen durch eine vielgelesene antisemitische Hetzschrift, was ihn aber nicht hinderte, später seine kätliche Feder auch in entgegengesetztem

Sinne in Bewegung zu setzen und dann in der Breslauer Zeitung nochmals einen antisemitischen Vorstoß zu wagen, wobei er aber in dem Blatte selbst eine Zurückweisung erfuhr. Er war Redakteur des Schlesischen Intelligenzblattes und starb 1838. Für die Zeitung lieferte er durch die folgenden Jahre bis zu seinem Tode häufig volkswirtschaftliche und Handelsartikel, die von entschiedener Sachkenntnis zeugen und einen ersten Anfang auf einem Gebiete bedeuten, das die Zeitung erst später ausbauen sollte. — Julius Krebs endlich war am 30. November 1803 in Breslau geboren, beabsichtigte, sich der katholischen Theologie zu widmen, doch nötigten ihn die Verhältnisse, Schriftsetzer zu werden. Er legte 1827 eine eigene Druckerei in Landeshut in Schl. an und gab eine Wochenschrift Neues Schlesisches Gebirgsblatt heraus. Nach Breslau zurückgekehrt, wurde er Korrektor bei Graß, Barth u. Co. und redigierte eine Zeitschrift, Der Bote aus Oberschlesien. Zugleich war er in Schalls letzten Lebensjahren dessen Hilfsredakteur. Nach dessen Tode verließ er Breslau, wurde Korrektor bei Brockhaus in Leipzig, dann Redakteur in Münster, Zeitz und Leipzig, bis er 1838 nach Breslau zurückkehrte und hier journalistisch und belletristisch tätig war. Die letzten zehn Jahre seines Lebens — er starb am 14. Januar 1856 — brachte er in Brieg zu. Er verfaßte Romane, Novellen, Erzählungen, Märchen und Gedichte und wahrscheinlich stammt aus seiner Feder auch das heute noch wertvolle Buch: Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert der preußischen Herrschaft<sup>1)</sup>).

---

1) Siehe Seite 81.

---

## Eugen Baron v. Vaerst

Im Jahre 1825 veranlaßten Geldschwierigkeiten Karl Schall, sich nach einem Mitbesitzer für die Breslauer Zeitung umzusehen. Er fand Hilfe bei dem Baron von Vaerst, welcher sich gleichzeitig die Mitredaktion bei der Zeitung sicherte. Schon hier sei die eigenartige Persönlichkeit Vaerst's, in dessen alleinigen Besitz die Breslauer Zeitung nach Schalls Tode 1833 übergang, im Zusammenhang gewürdigt.

Christian Eugen Baron v. Vaerst ist Schall seelenverwandt und doch so ganz anders als er. Beide Genußmenschen, beide heitere Männer der Gesellschaft, beide feingebildet, für beide sind Wissenschaft und Kunst nur Mittel zum Zweck der Lebensverschönerung, beide eng mit einander befreundet und die fröhlichsten Stunden mit einander verlebend, mit einander plaudernd, trinkend, dichtend und überhaupt die Seelen austauschend. Und doch bleibt Schall bei aller Abgeschliffenheit und aller Feingeistigkeit etwas Zigeunerhaftes eigen, ein gewisser Grad von Unvornehmheit, ja Roheit. Er erhebt sich über die philisterhafte Mitwelt doch nur um einige Grade, um ihr zu imponieren, um sich über sie lustig zu machen, sie freilich gelegentlich auch zu leiten; Vaerst ist in seinem ganzen Wesen, von Natur, im Auftreten, in Gesinnung und in seinen Neigungen auch im Reiche der Geister ein adliger Kavalier, zugleich freilich oft genug ein unsteter Abenteurer.

Vaerst wurde am 10. April 1792 zu Wesel als Sohn eines Offiziers und Enkel des Generalleutnants v. Wolframsdorf geboren. Seine in Wesel begonnene Schulbildung wurde in Bayreuth fortgesetzt, wo er durch die Bekanntschaft mit Jean Paul die ersten Beziehungen zur schöngeistigen Literatur anknüpfte. In Breslau zum Infanterieleutnant befördert, machte der junge Offizier den russischen Feldzug von 1812 unter General Yorck mit. Offenen Auges und mit offener Seele um sich schauend, gewann er auf diesem abenteuerlichen Feldzug

Eindrücke, die sich in seinen Schriften noch dreißig Jahre später geltend machten. In den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 erwarb er sich das Eiserne Kreuz und andere hohe Ordensauszeichnungen und wurde mit dem Range eines Hauptmanns in die Garde versetzt. Aber bei seiner Neigung zu schönggeistigen Studien duldete es ihn nicht in der militärischen Laufbahn. Auf Reisen wurden die alten Bayreuther Beziehungen aufgefrischt, in Berlin wurde Vaerst mit E. T. A. Hoffmann bekannt, mit dem er in dauerndem Freundschaftsverhältnis verblieb. Den Winter 1821 brachte er in Gesellschaft des Malers Höcker auf der Heuscheuer zu, um in einem gemieteten Bauernhause, fern von allem Treiben der Welt, den Studien obliegen zu können, für welchen Zweck eine kleine Bibliothek mitgenommen worden war. Diesen Aufenthalt hat Schall poetisch verherrlicht und Willibald Alexis zum Gegenstand seiner Novelle „Acerbi“ gemacht. Von 1821—1825 lebte Vaerst meist in Breslau und schloß Freundschaft mit Holtei, Schall und Professor Witte, den Männern der Breslauer Zeitung. In dieser Zeit entstand ein zierliches Büchlein: „Hundert Sonette von E. Baron v. Vaerst und zwei Freunden“, von denen einer Prof. Witte ist. (Breslau, 1825.) Vaerst eröffnet den Reigen mit einem Sonettenkranz. Die überaus verschlungene Form von fünfzehn, durch wiederkehrende Reime verbundenen Sonetten, wobei jede Zeile dem Sinn nach abgeschlossen sein muß, erfordert eine Technik und einen Reichtum poetischer Einfälle, der immerhin zu bewundern ist, wenn auch individuelle Ursprünglichkeit bei solchem Kunsterzeugnis kaum erwartet werden darf. 1824 brachte er einige Zeit in Weimar in dem Kreise Goethes zu, dem er von Jean Paul empfohlen war. In den folgenden Jahren finden wir unseren „Zeitungsverleger“ meist auf Reisen. Er lebte ein Jahr in Dänemark, ging dann über Paris nach England, über Holland nach Italien, wo er drei Jahre zubrachte und gern geblieben wäre, wenn ihn nicht die Liebe zu seiner alten, erblindeten Mutter 1830 heimgeführt hätte. Paris aber hatte es dem jungen Weltenbummler am meisten angetan, und seine Schilderungen der alten Zauberin werden fast zu Hymnen.

Das treueste Bild von sich hat Vaerst in einem höchst merkwürdigen Buche „Kavalierperspektive“ gegeben, das



sich noch heute in gewissen Teilen wie eine geistreiche Plauderei, in anderen wie ein spannender Roman liest. Wie man die Welt aus der Vogelperspektive sehen kann, so will sie Vaerst von der Hochschau des Kavaliers aus betrachten. Er schreibt unter dem Namen eines Chevaliers de Lelly, der das Buch angeblich seinem lieben Freunde und Vetter Eugen Baron Vaerst widmet. — Das Buch ist halb Lebensphilosophie, halb Lebensgeschichte. Ein Lehrer der Lust will er sein, den Genuß und die Freude will er als höchste Lebensgüter preisen und sich gegen alles wenden, was das Leben einengt, arm macht, verdüstert durch trockenes Moralisieren. Man hat mitunter den Eindruck, als habe Vaerst dem Jungdeutschland vom Ende der achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts und ihrem Herrn und Meister, Nietzsche, einige ihrer besten Gedanken vorweg genommen. Er spricht zwar nicht direkt von einer Herrenphilosophie, aber wendet sich um so schärfer gegen die Sklavenphilosophie des Stoikers Epiktet mit seinem unerträglichen: „Dulde und enthalte Dich“, und er beruft sich auf Goethe und sein stolzes Wort: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände soviel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt.“ — Auch sein Wahlspruch: „Allgemeinste Anerkenntnis jeder Eigentümlichkeit“ liegt in der Richtung jener Lehre Zarathustras, wonach dessen Jünger dadurch, daß sie ihm nicht nachfolgten, erst zeigten, daß sie seine wahren Jünger seien. Er vermißt eine Literatur für frohe und glückliche Menschen, für reiche, lebenswürdige Müßiggänger, für die übermütige Jugend und für angehende Verschwender. So etwas möchte er schaffen, ein Werk edler Lust. Bitter wendet er sich gegen Bücherwürmer und Stubenhocker, die so gelehrt sind, daß sie den Stuhl in allen Sprachen der Welt nennen können, nur nicht wissen, wie sich darauf setzen; gegen jene Leute, die nirgends zu Hause sind, als in ihrer Stube, mit ungesundem Körper, das Gesicht durch Stubensitzen, alle Sinne durch Trägheit verwahrlost, Idioten in jeder heiteren Kunst des Lebens, an denen sich nichts kundgibt als Kurzsichtigkeit durch Bücherstaub und Engbrüstigkeit durch Lampenduft. Solche Menschen verderben auch die Jugend. Warum predigt man ihr Zählung, gemeines Maßhalten, Krämergewicht, warum will man

ihr Feuer im Käfig fangen und bietet elende Stallfütterung für Freiheit. „Ist die Welt keine edlere Rennbahn als die Reitbahn des Stallmeisters?“ Ihm gefällt eine Jugend, die kein Hindernis achtet und nach Unmöglichkeiten strebt, und sein Gebet ist: „Heiliger Übermut! Verlaß mich nie!“ Wer nie nach dem Entferntesten greift, nie nach oben schaut und dort hinaus will, den Enthusiasmus vergißt über dem Egoismus und schon in der Jugend wie ein Invalide denkt und lebt, wie kann der Großen erjagen, da er nur nach Erbärmlichem schleicht!“ Erinnern wir uns da nicht an Otto Erich Hartlebens köstliche Verse: „Die jubelnd nie den überschäumten Becher gehoben in der heiligen Mitternacht“? Nur war Hartleben blutjung, als er solchen Überschwang in die Welt hineinjubelte, Eugen v. Vaerst hatte schon die Vierziger überschritten, als er so dachte und schrieb. Mit seiner Natur in Harmonie leben, scheint ihm des Lebens höchste Aufgabe. Aber ein intensives Leben will er führen, frei und lustig in die Breite; mag es kurz sein, wie das Leben der heiter prangenden Rose. Weder der Mensch noch sein Leben werden nach der Elle gemessen; wenn man gut lebt, so ist das Leben immer lang genug. Der Genuß reizt zum Erwerb. „Dadurch, daß ich in meiner Jugend in einem Tage verbrauchte, was für einen Monat bestimmt war, bin ich dahin gelangt, daß ich im Jahre verzehre, was ein Monat trägt.“ Vaerst war schon von Hause aus wohlhabend und wußte seine Glücksgüter dann noch zu vermehren und zu erhalten. Er redet also nicht als Theoretiker, sondern aus praktischer Erfahrung. Wenn er sich von dem Genuß leiten läßt, so sucht er und findet er aber keineswegs einen nur äußeren, vielmehr bleibt edle Geistigkeit immer das Höchste ihm zu Erstrebende. Aber Freude und Lust sind die kräftigsten Röhren, woraus gesundes Leben springt. Sie geben gleich der Mittagssonne Glanz, Licht und Wärme. Das Genießen ist ihm nichts anderes als ein Gehorchen höherer Bestimmung. Er ist des Glaubens, daß durch Genuß die Humanität mehr gefördert wird als durch Philosophie. Der Zauber des Schönen wirkt lebendiger auf jedes empfängliche Gemüt als ein Moralsystem. Und solche Auffassung muß mit der gesamten Persönlichkeit verwachsen sein. Wenn Goethe von der Vornehmheit gesagt hat, daß sie im Wesentlichen im Ablehnen bestehe, so bezeichnet

Vaerst Vornehmheit als das sichere Gefühl für das Schöne und Schickliche. Die Formen des Erhabenen und Schönen sind ihm nichts anderes als Gesundheit, wogegen alles Häßliche einen qualvollen Zustand ausspricht, schuf doch die Natur die großartigsten Menschen zugleich als die schönsten.

Vaerst hat diese Lehren nicht nur gepredigt, er hat sie auch gelebt, er ist ein Abenteurer wie Casanova, nur daß das Erotische bei ihm eine geringere Rolle spielt als bei dem italienischen Glücksritter, und daß er keineswegs ein Sklave der Gesellschaft war. Er fühlte sich in den wildesten Schluchten der Pyrenäen, zu Schiff in den tobendsten Fluten ebenso wohl wie in den elegantesten Salons der Pariser Welt oder in dem Lager der Karlisten. Er hat einen großen Teil, und zwar gerade die entlegensten und gefährlichsten Gegenden Europas durchreist und weiß prächtig darüber zu schreiben, wobei er auch den süßen Reiz der Einsamkeit zu genießen versteht, wie wenige. Ein großes Loblied singt er auf die Einsamkeit im holden Nichtstun. „Ich nenne den süßen Hang zum Nichtstun das edelste Vergnügen, weil ich weiß, daß zum Nichtstun viel innerer Fonds gehört. Nie war ich mehr beschäftigt, als in der vollkommensten Ruhe, nie weniger allein, als in der abgeschlossensten Einsamkeit, unter Fels und Stein, zwischen denen ich allein während zweier glücklicher Winter lebte. Wer nichts in sich trägt, hält das Nichtstun nicht lange aus.“

Im Jahre 1827 verließ er Deutschland um einer Geliebten willen aus Gründen, die man bei ihm selbst nachlesen mag: sie waren echt kavaliermäßig und nicht im guten Sinne. Er begibt sich nach Paris. Durch Zufall lernt er schon in den ersten Tagen eine hochstehende Dame der großen Gesellschaft kennen, zieht in deren Hause bei einem Maskenball die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wird von Großspekulanten an der Börse für ihre Dienste gewonnen, wobei er zunächst fünfhundert Louisd'or monatlich zu standesgemäßem Auftreten erhält. Die Spekulationen gehen ins Ungeheure, wobei die dreiprozentige Rente die Hauptrolle spielt. Die Börsenwirkung der Auflösung der Nationalgarde durch Minister Villèle (April 1827) war richtig vorausgesehen worden, auch andere Spekulationen glückten; Vaerst war, während er zugleich der Löwe der Gesellschaft wurde, auf dem Wege, unermeß-

lich reich zu werden. Er will eine Verstandesehe eingehen. Der Kauf eines großen Grundbesitzes in Frankreich ist vorgesehen, da trifft die Nachricht von dem plötzlichen Tode des englischen Ministerpräsidenten Canning ein (8. August 1827), die einen furchtbaren Kurssturz hervorruft, der Vaerst zwar nicht bankerott macht, aber doch die angeschwemmten Reichtümer wieder hinwegweht. Der Heiratsplan zerschlägt sich, er wird schwer krank, verläßt Paris, kommt aber doch wieder zurück, setzt aber nun das alte Leben nicht mehr fort. Das alles erfahren wir als angebliche Erlebnisse aus dem eigenartigen und anziehenden, mehr auf Dichtung als Wahrheit beruhenden Buche dieses interessanten Mannes.

Von seinen späteren Reisen, die ihn wiederholt nach Spanien führten, erzählt Vaerst in einem zweibändigen Werke: „Die Pyrenäen“ (Breslau, Graß, Barth & Comp. 1847), das er am Schlusse einer Reise verfaßte, welche er im Oktober 1844 von Breslau aus antrat. Aus Gesundheitsrücksichten wollte er den Winter im Süden zubringen und schloß sich dem Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt und dessen Begleiter, dem Baron Rheinbaben, mit dem er befreundet war, auf seiner Reise durch Südfrankreich an. Vaerst, den wir noch kennen lernen als Erbauer und zeitweiligen Leiter des Breslauer Stadttheaters, hat überall, wo er verweilt, in Frankfurt, Mainz, Lyon, Marseille sowie später in Saragossa ein aufmerksames Auge auf Zusammenspiel, Vorzüge und Gewohnheiten von Bühnenpersonal und Publikum. Aber nicht nur diese Seite interessiert ihn: die ganze Eigenart des Landes, das Treiben seiner Bevölkerung bieten dem feingebildeten, des Reisens gewohnten Manne Gelegenheit zu Beobachtungen und Vergleichen in Fülle. Eigentlich sollte die Fahrt nach Madeira gehen. Aber Unordnung im Schiffsverkehr läßt unsere Reisenden in Barzelona landen und längere Zeit in Catalonien verweilen. Trotz der zahllosen Räuberbanden, welche die Reisenden brandschatzen, kommt unsere Gesellschaft ohne jede Belästigung in der Postkutsche über die Pyrenäen, um den Winter in einem köstlichen Klima in Pau in einem sonnigen Landhause zu verleben. Da Vaerst durch sein Leiden ans Zimmer gefesselt ist, ergibt er sich eingehenden historischen und geographisch-literarischen Studien, deren Ergebnisse er in seinem Buch niederlegt. Was

er aber über die Pyrenäen erzählt, ist keineswegs nur aus Büchern gewonnen, sondern in besseren Zeiten, vor zehn und zwanzig Jahren, hatte er dieses wilde, unzugängliche Gebirge auf schwierigen, abenteuerlichen Wanderungen durchstreift, durchklettert und lieb gewonnen. Und diese Liebe zu den Bergen und Schluchten und ihren Bewohnern gibt dem Buch die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung.

Auf seiner zweiten spanischen Reise (1838) hatte sich Vaerst eine zeitlang im Carlistischen Hauptquartier in der nächsten Umgebung des spanischen Thronprätendenten aufgehalten, der ihm Gunst und Vertrauen schenkte und es sich mit seinen Anhängern gern gefallen ließ, daß man den deutschen Journalisten als diplomatischen Vertreter einer europäischen Großmacht betrachtete. Doch nur als Berichterstatter deutscher, französischer und englischer Zeitungen genoß Vaerst die Gastfreundschaft des Prinzen Don Carlos, dem er persönlich ergeben war. Die Breslauer Zeitung besaß damals jedenfalls in ihrem Verleger einen Mitarbeiter ersten Ranges, und jene Briefe aus dem Carlistischen Hauptquartier bleiben noch heute für den Geschichtsschreiber, der jene, Spanien verwüstenden Bürgerkriege erforscht, eine wertvolle Quelle.

Nach Schalls Tode war Vaerst vorübergehend in Breslau, um, wie wir noch näher sehen werden, den Besitz der Breslauer Zeitung völlig an sich zu nehmen. Aber bald ging er, nachdem er den geschäftlichen und redaktionellen Betrieb der Zeitung in sichere Hände gelegt hatte, wiederum auf Reisen.

Der weitaus wertvollste Dienst, welchen Vaerst, neben der Auffrischung der Breslauer Zeitung, der Stadt Breslau geleistet hat, war der Neubau des Breslauer Stadttheaters, an der Stelle, an der wir es heute noch sehen. Lange schon war der alte Musentempel, Ecke Ohlauer- und Taschenstraße, höchst unwürdig und ungenügend befunden worden. Bereits im Jahre 1836 hatte Vaerst sich erboten, aus eigenen Mitteln den Neubau des Theaters herzustellen, falls ihm der Magistrat den Bauplatz (den Kreuzhof, Konvent der Johanniter), sowie Baumaterial und Arbeitskräfte überlassen wollte. Es bedurfte jahrelanger Verhandlungen, bis endlich ein Zuschuß von 40 000 Talern aus der königlichen Schatulle angewiesen und der Bau im Jahre 1840 in Angriff



genommen wurde. Vaerst bewarb sich um die Pacht, schaffte den größten Teil der Dekorationen an und stiftete einen Fundus von 30 000 Talern. Indes mußte er der Theaterleitung bald wieder entsagen, da seine geschwächte Gesundheit ihm eine anstrengende Tätigkeit nicht mehr gestattete.

Im Jahre 1847 zog er sich auf das Landgut seines Bruders nach Herrenstadt bei Soldin zurück<sup>1)</sup> Die körperlichen Leiden aber beeinträchtigten keineswegs die rege Tätigkeit dieses lebhaften Geistes. Sein letztes Werk, das 1851 erschien, trägt nicht den Stempel eines siechen Mannes. Der Titel heißt: „Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel“. Es beginnt wie ein Kochbuch, ist aber ein solches, das überall auf den tiefsten Grund geht, das Chemie, Physik, Botanik und Physiologie in seine Kreise zieht. Es handelt sich nicht nur darum, was und wie man kochen und essen soll, es ist eine vollständige Kulturgeschichte. Über zwanzig Seiten sind dem Preise des Wassers gewidmet, was man von dem Verfasser der „Kavalierperspektive“ kaum erwartet hätte; auf den Wein kommen dreißig Seiten, auf den Kaffee und Thee je zehn Seiten, der Salat aber beansprucht volle vierzig Seiten. „Wer einen guten Salat zu bereiten versteht, sagt Vaerst, wird unstreitig ein gutes Buch zu schreiben imstande sein.“ In anmutigen Plaudereien wird ein erstaunliches Wissen ausgebreitet; historische Betrachtungen vertiefen das Interesse. Nicht die Genüsse des Gaumens und des Geruchsinnes allein sind berücksichtigt, auch die Gemütsstimmung findet ihr Recht. So wächst sich die originelle Arbeit zu einer philosophisch-ästhetischen Betrachtung aus, Anekdoten beleben überall die anmutige Darstellung, und wer vielleicht meinen sollte, daß die Tafelfreuden eine so große Mühewaltung doch nicht verdienen, wie sie Vaerst hier aufwendet, der muß sich aus diesem Buche

---

<sup>1)</sup> Jener Bruder Eugen v. Vaersts, Hermann, war am 15. Nov. 1798 geboren, auch er hatte die Feldzüge 1813—15 mitgemacht und war mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. 1848 war er Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, 1862 war er als Mitglied der Fortschrittspartei Berichterstatter der Budgetkommission im preußischen Abgeordnetenbause und wurde dann auch in den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt. Man rühmte die Lauterkeit seines Charakters und seine maßvolle Ruhe. Er starb am 22. Juli 1877.



Karl Schall



Dr. Joseph Nimbs



Karl Schall und Eugen Baron v. Vaerst

überzeugen, daß ein feingebildeter, geistvoller Schriftsteller auch einem solchen Stoffe einen höheren und bleibenden Wert zu verleihen vermag.

Der Ausgang Vaersts war ein überaus qualvoller; zwei Jahre brachte er in Lähmung und Blindheit zu; in dieser Unbeholfenheit außerstande, seinem Leiden, wie er es wünschte, selbst ein Ende zu machen. Er starb am 16. September 1855 auf jenem Landgute seines Bruders in der Neumark<sup>1)</sup>.

Wir besitzen im Lichtabzug ein Bild von Robert Siegert (1786 bis 1869), das Vaerst und Schall gemeinsam in einer Maskerade darstellt. Steffens urteilt darüber: „Eines der vorzüglichsten Gemälde des bekannten Malers Siegert stellt Schall als einen sitzenden Dominikaner dar, neben ihm steht sein Freund, der Baron v. Vaerst, dieser als Schriftsteller, aber mehr durch seine seltsamen Schicksale bekannt gewordene Freund als schlauer Jesuit. Das Bild ist ein höchst gelungenes; es gehört zu den besten Genrebildern der neueren Zeit.“ Wir hoffen, unseren Lesern durch die Wiedergabe dieses Bildes eine Freude zu machen.

### Vaerst Mitbesitzer der Breslauer Zeitung

Da Schall sich in ewigen Geldverlegenheiten befand und Anleihen bei jedermann zu machen pflegte, der sich hierzu bereit finden ließ, so kam er bald auch in materielle Abhängigkeit von Vaerst, und dieses Verhältnis führte, wie erwähnt, dazu, daß jener 1825 Mitbesitzer der Breslauer Zeitung wurde, anscheinend, ohne daß die, wenn auch nicht rechtliche, doch eigentliche Verlagsgesellschaft, Graß, Barth & Comp., darum wußte oder es doch hindern konnte. Anfang des Jahres 1825 begab sich Schall persönlich nach Berlin und erlangte bei dem Minister des Innern, v. S c h u c k m a n n, daß sein und Vaersts entsprechendes Gesuch unter dem 10. Januar genehmigt wurde, wobei beiden der Umstand zugute gekommen sein wird, daß Vaerst in Hofkreisen wohlgekommen und erst kürzlich zum Kammerherrn ernannt worden war. Die Breslauer Regierungs-

<sup>1)</sup> Die Breslauer Zeitung vom 23. IX. 1855 vermerkt den Tod ihres früheren Besitzers und Redakteurs nur beiläufig mit dem Zusatz, „daß sie einen Nekrolog nicht gebracht habe in der Erkenntnis, daß die dürftigen Notizen eines äußeren Lebensumrisses nicht genügen, um das Charakterbild eines so außerordentlichen Mannes zu geben“. (I)

behörden waren über diese Verhältnisse offenbar nicht unterrichtet, sonst hätten sie wohl nicht den Versuch gemacht, die erfolgte Konzession nachträglich rückgängig zu machen. Auf dem Entwurf des Aktenstückes, datiert vom 22. Januar, in dem das Oberpräsidium der Breslauer Regierung von dem ministeriellen Entscheid Mitteilung macht, ist ärgerlich vermerkt: „Der von Vaerst steht als bekannter Spieler nicht im guten Ruf.“ Gleichzeitig ging an das Ministerium eine Warnung im gleichen Sinne ab. Der Minister antwortete aber unter dem 29. Januar scharf abweisend: Der Freiherr v. Vaerst sei ihm in einem minder nachteiligen Lichte und als Mann von unverdächtiger politischer Gesinnung bekannt. Es hätte daher seinerseits einer Nachfrage über ihn nicht bedurft. Wenn die dortige Regierung ihre Behauptung, daß Vaerst ein bekannter Spieler sei und sich als solcher von jungen, unerfahrenen Menschen bereichere, gehörig begründen könne, so möge sie ihn deshalb vor Gericht stellen. Dem Oberpräsidenten Merckel blieb nun nichts übrig, als sich mit seinem Dienstleister zu entschuldigen, durch den er nicht „dem höheren und weiseren Ermessen, welchem wir unbedingt zu vertrauen gewohnt sind“, habe vorgreifen wollen. Im übrigen muß er gestehen, „daß die Quellen, worauf sein Urteil über den v. Vaerst beruhen, nicht derart seien, daß darauf ein gerichtliches Urteil sich gründen lasse.“ Jene Quelle war, wie wir aus den Akten ersehen, der Polizeipräsident Heinke, der in seinem Bericht vom 9. Februar mitgeteilt hatte, was in Breslau über Vaerst an stadtkundigen Gerüchten umlief: Er spiele viel an großen Spielorten, in Dresden habe er von einem russischen Fürsten, der hunderttausend Rubel verloren, dreißigtausend Rubel gewonnen; in Breslau sei er zwar bei allgemeinen Spielgelagen nie betroffen worden, doch solle er an verbotenen Spielen in Privatzimmern teilnehmen und dergl. mehr.

## Breslauer Zeitung statt Neue Breslauer Zeitung Tägliches Erscheinen

Im Wesen der Zeitung änderte sich indes durch diesen Mitbesitz zunächst nichts. Erst vom Beginn 1828 erschien die Zeitung, und nunmehr unter dem Titel *Breslauer Zeitung* (statt *Neue*



Breslauer Zeitung)<sup>1)</sup>), ebenso, wie die Schlesische Zeitung, täglich, d. h. sechsmal in der Woche ohne Erhöhung des Bezugspreises von 1 Thaler 7½ Silbergroschen für das Vierteljahr. Die kleine, inzwischen eingetretene Steigerung um 1½ Silbergroschen war durch die seit dem 1. Januar 1825 eingeführte Zensurgebühr (5 Silbergroschen für den Zeitungsbogen) veranlaßt worden. Das tägliche Erscheinen der Zeitung erregte ziemliches Aufsehen; denn es gab damals nur wenige Zeitungen, die öfter als höchstens viermal in der Woche herausgegeben wurden. Die Spenersche und die Vossische Zeitung sowie die Allgemeine Preußische Staatszeitung erschienen erst seit 1824 täglich; die Kölnische und die Magdeburgische Zeitung folgten erst 1829 nach, und ein so bedeutendes Blatt wie der Hamburgische Korrespondent erschien noch die ganzen zwanziger Jahre hindurch nur viermal die Woche. — Indessen ward der Umfang der Zeitung durch das Anwachsen von vier auf sechs Nummern wöchentlich keineswegs vermehrt: während der Jahrgang 1827 4384 Seiten aufgewiesen hatte, zählte der folgende sogar nur 4130 Seiten.

Das öffentliche politische Leben lag noch immer völlig darnieder. Ja, die Presse war sogar in noch engere Fesseln geschlagen worden. Am 31. Oktober hatte der Bundesrat unter dem Eindruck der Juli-Revolution und der Vertreibung des Herzogs von Braunschweig noch *e r n e u t e V e r s c h ä r f u n g e n* erlassen. Punkt 5<sup>2)</sup>) lautete: „Die Zensoren der öffentlichen Blätter politischen Inhaltes sollen auf das bestimmteste angewiesen werden, bei Zulassung von Nachrichten über stattgefundene aufrührerische Bewegungen mit Vorsicht und mit Vergewisserung der Quellen, aus welchen derlei Nachrichten geschöpft sind, zu Werke zu gehen, und die bestehenden Bundesbeschlüsse vom 20. September 1819 sich gegenwärtig zu halten. Dabei soll sich die Wachsamkeit derselben auch auf jene Tagesblätter richten, welche, auswärtigen Angelegenheiten fremd, bloß innere Verhältnisse behandeln, indem auch diese bei ungehinderter Zügellosigkeit das Vertrauen in die Landesbehörden und Regierungen schwächen und dadurch direkt zum Aufstand reizen.“

<sup>1)</sup> Siehe Seite 31.

<sup>2)</sup> Breslauer Zeitung, 6. Dezember 1830.



König Friedrich Wilhelm III. kannte in seiner Furcht vor der Presse und der daraus entspringenden Sucht, jede freie Meinungsäußerung niederzuhalten, keine Grenzen. Als Vorbild galt ihm dabei das System Metternich. „In Österreich versteht man es am besten,“ so lautete sein Wort. Eine Kabinettsorder vom 6. Oktober 1830 entsprach dieser engbrüstigen und hartherzigen Auffassung: Das Oberzensurkollegium wurde zu noch größerer Wachsamkeit gegenüber der Presse aufgefordert. Aber auch das genügte noch nicht. Am 28. Juni 1832 erfolgten die berüchtigten sechs Artikel „Zur Bändigung der deutschen Revolution“. Diese Artikel richteten sich zunächst gegen die altständischen Verfassungen und betonten die unbedingte Oberhoheit der Fürsten gegenüber den Rechten jener ohnehin krüppelhaften Volksvertretungen. Aber mit dieser Lahmlegung der Landtage und ihrer Redefreiheit wurde zugleich auch die Presse aufs neue in verschärfte Fesseln gelegt und ihr jede Spur von Freiheit in politischen Erörterungen abgeschnitten. Auf jene sechs Artikel folgten dann noch weitere Bundesratsbeschlüsse, zu denen dann noch die Bestimmungen der Wiener Ministerkonferenz vom 12. Juni 1834 kamen. Für die Presse sollte durchaus nur die Ruhe des Kirchhofes herbeigeführt werden.

Nun muß man allerdings sagen, daß die Fürsten jener Zeit alle Ursache hatten, die öffentliche Meinung zu fürchten, denn niemals ist eine Sammlung sittenloser, hartherziger, unfähiger und böser Fürsten in ständiger Folge so dicht aufeinandergefolgt wie in Europa vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Revolutionen von 1848. Jedenfalls aber war die Presse in jener Zeit bei der vollständigen Fesselung, in der sie sich befand, nicht imstande, ihren Lesern ein annähernd wahrheitsgetreues Bild von der wirklichen Lage der Dinge, weder im Auslande noch im Inlande, zu geben, soviel Nachrichten, wenigstens aus dem Auslande, sie auch anhäufte. Das Publikum mußte schon zwischen den Zeilen lesen, und über die Zustände im Inlande waren selbst Andeutungen und Mitteilungen, die irgend ein Urteil über die wirklichen Vorgänge und Zusammenhänge ermöglicht hätten, streng verpönt. Darum sind die Zeitungen jener Jahre hinsichtlich aller innerpolitischen Angelegenheiten so entsetzlich leer, und das hat sich grundsätzlich erst nach 1848 geändert.

Hier sei nur eine Probe von der Haltung der Breslauer Zeitung in einem bestimmten Falle angeführt, und zwar bei jener oben erwähnten Revolution gegen Herzog Karl von Braunschweig im September 1830.

Die Vertreibung des Herzogs Karl von Braunschweig und die Niederbrennung seines Schlosses erfolgte am 7. September 1830. Die Bevölkerung hatte darauf den Bruder Karls, Herzog Wilhelm, als dessen Stellvertreter auf den Thron berufen. In der Breslauer Zeitung findet sich nun zunächst nur am 21. September über den Einzug Wilhelms in Braunschweig eine Notiz; über die Flucht Karls aber kein Wort. Am nächsten Tage aber weiß sie dann zu berichten: Braunschweig, vom 15. September. „Als Herzog Wilhelm, der auf Anzeige von dem uns betroffenen Unglück (!) in der größten Eile hierher gekommen ist (und den Weg von Berlin nach Richmond binnen zweiundzwanzig Stunden zurückgelegt hat), am 10. Ds. unter dem lautesten Jubel durch fast sämtliche Straßen der Stadt ritt, lag huldvolle Milde, doch auch tiefer Ernst auf seinem Gesicht. Und das wohl mit Recht, denn mit welchen Empfindungen mußte der Fürst seine Vaterstadt betreten, in der noch nie so etwas Entsetzliches vorgefallen ist! Noch hat der Herzog die Ruinen des Schlosses seiner Väter nicht gesehen, dessen überaus schönes Mittelgebäude unser unvergeßlicher Karl Wilhelm Ferdinand in einer bedrängten Zeit errichten ließ. Herzog Karl, der an dem schrecklichen Abend des Siebenten verkleidet und zu Pferde entkam, hat, soviel man hier weiß, sich über Hildesheim, Minden und Osnabrück nach Holland begeben, um sich daselbst nach England einzuschiffen. Ein Teil seines Gefolges ist über Hamburg eben dahin abgegangen. In dem Kabinett des Herzogs hat der meuterische Haufe ungefähr 15 000 Thaler in Gold vorgefunden und gestohlen.“ Dazu bemerkt nun die Redaktion der Breslauer Zeitung: „Da sieht man recht, von wem die Unruhen ausgegangen sein müssen. Wenn auch die Politik zuweilen lange Finger macht, so sind die Leute, die lange Finger machen, noch lange keine Politiker. Hoffentlich werden sie ihrer schweren Strafe nicht entgehen.“ — Das war die Art, wie damals Politik gemacht und das Publikum über die wahren Vorgänge in Unwissenheit erhalten oder — belogen wurde.

## Bis zu Schalls Tode

Am 1. Januar 1830 feierte die Breslauer Zeitung den Erinnerungstag ihres zehnjährigen Bestehens durch ein Gedicht von Schall: „Der Redakteur an seine Zeitung“, unterzeichnet: „Dein Vater und Dein Redakteur“. Die letzte Strophe lautet:

Allzeit ein rechtes Medium;  
Sei nicht zu laut und nicht zu stumm,  
Zu klassisch nicht, nicht zu romantisch,  
Zu ernsthaft nicht und nicht zu fantisch,  
Nicht zu servil, zu liberal,  
Nicht zu total, nicht zu lokal.

Wertvoll sind die in jenen Jahren in zwanglosen Fortsetzungen erscheinenden Bücherbesprechungen aus der Feder verschiedener bewährter Verfasser, unter ihnen Professor Wittes. Auch die Theaterartikel werden abwechselnd von verschiedenen Kritikern geschrieben. Man findet die Decknamen „Paris“ und „Schnief“, von denen Schall in Nr. 50 vom 1. März 1830 erklärt, daß sich unter ihnen nicht der Name H. Michaelson verberge, der sonst für die Zeitung die Theatervorstellungen besprochen hatte, und Artikel mit dem Zeichen — s. Welchen Anteil Laube an diesen Besprechungen hat, der damals in Breslau studierte und, wie erwähnt, auch zu der Zahl der Theaterkritiker der Breslauer Zeitung gehörte, läßt sich nicht mehr feststellen.

Als Schall seine lange Reise nach Berlin — man kann fast von einer Übersiedlung sprechen — antrat, lag die Redaktion im Wesentlichen in den Händen des Schulamtskandidaten Rudolph Hilscher. Schall schrieb aus Berlin für seine Zeitung ausführliche Theaterbriefe, die auch heute noch Interesse haben und die vielfach lebendiger und gründlicher sind, als es die Besprechungen waren, die er in Breslau geliefert hatte. Ein Trost wird es für die Breslauer Theaterwelt gewesen sein, daß Schall auch an der Berliner Schauspielkunst des Unzulänglichen gar viel zu rügen hat, und daß selbst Devrient, den Schall seinerzeit, als der große Künstler noch im Werden war und von anderen noch wenig günstig beurteilt wurde, recht eigentlich entdeckt hatte, jetzt bei Schall nicht gerade gut wegkommt. Er findet, daß gewisse Mängel, die Devrients Kunst auch früher schon angehaftet

hatten, mehr und mehr in den Vordergrund getreten seien. Schall sucht aber von Berlin aus seiner Zeitung auch noch in anderer Weise als nur durch seine Theaterbriefe nützlich zu sein, indem er die Nummern der Preußischen Staatszeitung durch besonderen Eilboten befördern ließ, sodaß diese wichtige Quelle schon am zweiten Tage nach ihrem Erscheinen in der Breslauer Redaktion eintraf.

Das Jahr 1831 war das große Cholerajahr, in dem diese Krankheit zum ersten Male in Europa auftrat. Die Zeitung ist angefüllt mit Berichten über das Fortschreiten der Seuche vom Süden und Osten her, mit Anordnungen der Behörden und mit literarischen Anzeigen über das Wesen und die Bekämpfung der furchtbaren Krankheit, sowie mit Anpreisungen von allerlei Schutz- und Heilmitteln, die uns vielfach recht seltsam anmuten: so finden wir Seife, Chlor- und Räucherungsapparate und anderes mehr warm gegen die Cholera empfohlen. Am 20. September meldet der Polizeibericht noch, daß bisher kein Cholerafall in Breslau vorgekommen sei, doch schon am 3. Oktober macht der Oberpräsident v. Merckel (er war 1828 geadelt worden) bekannt, daß zwei Todesfälle zu verzeichnen seien. Vom 8. Oktober bis zum 25. November wurden die Zeitungen vor ihrer Ausgabe desinfiziert: das Hauptblatt trägt einen „Sanitäts-Stempel“, und in den Beilagen ist am Kopfe der Vermerk: „Desinfiziert“ gedruckt. Diese Vorsichtsmaßnahmen halfen leider wenig. Erst am 23. Dezember wird die Seuche für erloschen erklärt, doch kamen auch dann, ebenso wie im folgenden Jahre, noch einige Todesfälle vor, wurde doch noch am 3. August 1832 der tüchtige Oberbürgermeister von Breslau, Freiherr v. K o s p o t h, ein Opfer der Cholera. Im Ganzen waren bis zum 26. Dezember 1831 an der Seuche 1307 Personen in der Stadt erkrankt und davon 689 gestorben.

### Der Kampf um Schalls Erbe

Zum 1. Januar 1833 widmete Karl Schall seiner Zeitung noch ein Neujahrsge-dicht, ganz im Sinne des damaligen „Calmirens“, wie der Lieblingsausdruck Friedrich Wilhelms III. lautete, mit dem er jedem Fortschritt und jeder freien Regung entgegenzutreten pflegte. Es heißt in Schalls Schwanengesang:

Und was mit Fug und Recht Erneuerung begehrt,  
 Von oben mög' es sich und ruhig umgestalten;  
 Von allem, was besteht in langbewährtem Wert,  
 Gelt' auch am Neujahrstag der Spruch: „Es bleib' beim Alten!“

Am 18. August machte dann ein milder Tod dem qualvollen Leiden Schalls ein Ende, und die Zeitung widmet ihm am 20. August einen kurzen, aber würdigen Nachruf. Über die Beisetzungsfeierlichkeiten auf dem Kirchhof an der Rosenthaler Straße finden wir keine Notiz.

Schon die folgende Nummer 195 weist eine wesentliche Änderung auf. Bisher war die Rubrik: „Deutschland“ in der Zeitung ganz hinten nach dem gesamten übrigen Auslande, zu dem es gerechnet wurde, gestellt gewesen. Jetzt beginnt das Blatt, wie bisher, mit den allerdings äußerst dürftigen Nachrichten aus dem Inlande, und dann folgt sofort „Deutschland“. Es ist also doch wenigstens ein Anfang zu einigem Verständnis darüber angedeutet, was eine politische Zeitung dem Vaterlande schuldig ist.

Als Schall starb, weilte Vaerst gerade in dem Seebade Scheveningen. Aber er hatte bereits vorher Schritte getan, um sich nach Schalls Ableben den Alleinbesitz der Zeitung zu sichern. Als künftigen Redakteur hatte er einen Dr. Ernst Friedrich Melzer in Aussicht genommen, der von 1828—1843 Dozent der Staatswissenschaften an der Universität war<sup>1)</sup>, und auf seiner Durchreise durch Berlin hatte er bei dem neuen Minister, Freiherrn v. Bren n<sup>2)</sup>, vorgesprochen, nicht ohne vorher den Versuch gemacht zu haben, sich auch die Gunst des schlesischen Oberpräsidenten v. Merckel zu sichern, was ihm freilich, wie der Erfolg zeigte, mißlungen war. Kaum war die Nachricht von Schalls Tode bekannt geworden, als sich die erblindete Mutter Vaersts zu Merckel, obwohl dieser Erholung auf dem Lande suchte, begab, um die Konzession für ihren Sohn zu erbitten. Auch der offenbar schon vorher dazu angewiesene Rechtsbevollmächtigte Vaersts,

<sup>1)</sup> Vergl. Seite 77.

<sup>2)</sup> 1830 waren mit Rücksicht auf den alternden Minister Freiherrn v. Schuckmann diesem nur die Abteilungen Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten belassen, und an die Spitze der abgezweigten Verwaltungsgebiete Polizei und Inneres, als eines neuen Ministeriums, war Freiherr v. Bren n gestellt worden.



Justizrat K l e t s c h k e in Breslau, richtete schon am Tage nach Schalls Tode ein entsprechendes Gesuch an den Oberpräsidenten. Vaerst, dessen persönliches Gesuch aus Scheveningen, den 28. August, datiert ist, war ursprünglich der Meinung gewesen, daß ihm als dem bisherigen Mitbesitzer der Zeitung nun, nach dem Tode Schall's, ohne weiteres der Alleinbesitz der Zeitung zufallen müsse. Er war aber schon in Berlin dahin belehrt worden, daß er nur die Erlaubnis erhalten hatte, an einem Privileg Anteil zu nehmen, das Schall zuerkannt worden war, und daß mit dem Tode der Person, der dieses Privileg erteilt sei, natürlich auch die Teilhaberschaft daran aufgehört habe.

Unter den vielen Mitbewerbern, die neben Vaerst auftraten, war der berechtigtste ohne Frage der Mitinhaber und geschäftliche Leiter des Verlages Graß, Barth & Comp., C a r l S i e g i s m u n d Z ä s c h m a r. Dieser konnte in seinem Gesuch vom 22. August mit gutem Fug darauf hinweisen, daß er für das Aufblühen der Zeitung große Geldopfer gebracht und viel Mühe aufgewandt habe, da er ja die eigentlichen Verlagsgeschäfte besorgt habe und Schall ihm außerdem bei seinem Tode die ansehnliche, durch gerichtliches Erkenntnis festgesetzte Summe von 6199 Talern schuldig geblieben sei. Schall war ja in der Tat auch nichts anderes als der Redakteur, und zwar ein recht teurer Redakteur des Verlages gewesen, der von der Firma festes Gehalt und freie Wohnung bezogen und nebenher Schulden bei ihr gemacht hatte. Die Teilung der Konzession mit Vaerst war hinter dem Rücken Zäschmars erfolgt. Zäschmar konnte auch mit Recht auf das ehrwürdige Alter und das wohlbegründete Ansehen seiner Firma hinweisen, die, wie wir wissen, seit mehreren Jahrhunderten eine führende Stellung im Buchhandel und in der Buchdruckerei eingenommen hatte. Auch die Frage nach einer neuen Redaktion war im Voraus gelöst. Regierungsrat v. H e y d e n hatte sich erboten, im Nebenamte diesen Dienst zu versehen, und hatte als Befürworter dieses Planes den Polizeipräsidenten H e i n k e gewonnen. v. Heyden trat zwar später von seinem Vorhaben zurück, aber Zäschmar wäre um einen anderen Redakteur sicher nicht verlegen gewesen, z. B. hätte mit ihm gemeinsam wohl auch Freiherr v. Weiher und N i m p t s c h auf Falkenhayn, Kreis Schönau, k. Kammerherr und Major a. D., gern gearbeitet, der sich ebenfalls um die Konzession

beworben hatte. Dieser war Merckel aus seiner patriotischen Tätigkeit in den Jahren 1806 bis 1813 wohl bekannt und genoß dessen Wohlwollen.

Die anderen Bewerber waren der Schulamtskandidat H i l s c h e r, der bis dahin die Zeitung redigiert hatte und mit dem verfehlten Hinweis auf seine Bedürftigkeit des Oberpräsidenten Gunst erbat<sup>1)</sup>; der Direktor K a n n e g i e ß e r am Breslauer Friedrichsgymnasium, ferner Friedrich M e h w a l d<sup>2)</sup>, Redakteur der Schlesischen Zeitung für Musik und des Breslauer Adreßbuches, dem Merckel, wie dem folgenden Bewerber, Hofrat W e r n h a r t, die erforderliche Befähigung geradezu absprach. Dieser Hofrat Wernhart, der beim Breslauer Polizeipräsidium beschäftigt war, wandte sich gleichzeitig an Merckel und an das Ministerium in Berlin. Er wies auf seine langjährige diplomatische Dienstzeit als Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Wien hin und erklärte sich bereit, falls er die Konzession erhalte, trotz seiner neun mutterlosen Kinder auf das ihm zustehende Wartegeld von sechshundertsechzig Talern jährlich zu verzichten.

Der Bericht Merckels an das Ministerium ist, wie von diesem ausgezeichneten Beamten nicht anders zu erwarten, ein Muster von Klarheit und Sachlichkeit. V a e r s t tut er ab. Erneut hatte Polizeipräsident H e i n k e in den eingeforderten Berichten auf das unstete und leichtfertige Leben und auf die Spielleidenschaften dieses begabten, aber in seiner Haltung unsicheren Menschen hingewiesen, und Merckel tritt diesem Urteil auch jetzt bei, indem er nicht verfehlt, eine Schrift Vaersts, welche Ende 1830 unter dem Titel: „P o l i t i s c h e s N e u j a h r s g e s c h e n k“ erschienen war, anzuführen, in der „eine jede andere Meinung verletzende Weise offenbar absichtlich herausgetreten sei“, sodaß er, Merckel, ihm „den richtigen Takt beinahe absprechen möchte“. Jene kleine Schrift (Breslau, 1831) stellt in der Tat in äußerster Einseitigkeit, ja mit junkerlichem Übermut, die Julirevolution als einen schmähhlichen Vorgang, die berüchtigten fünf Ordonnanzen,

<sup>1)</sup> M a x R i n g berichtet in seinen „Erinnerungen eines schlesischen Schriftstellers“ (Bresl. Ztg. 850 vom 4. Dezember 1887): „Der begabte, lahme Rudolph Hilscher, welcher als verdorbener Theologe sein „25. Ohne-Amts-Jubiläum feierte“.

<sup>2)</sup> Max Ring (a. a. O.) nennt ihn kurzweg „einen traurigen Skribenten“.

die Karl dem Zehnten den Thron kosteten, als einen harmlosen, vielleicht nicht ganz zum richtigen Zeitpunkt erfolgten, aber jedenfalls voll berechtigten Schritt der Krone hin und häuft alles Unrecht auf die bösen, umstürzlerischen Liberalen und deren Presse. Solche legitimistischen Übertreibungen waren nicht nach dem Geschmacke des Oberpräsidenten und dessen milden, abgeklärten Anschauungen. „Muß ich nun ferner auch“, so schreibt Merckel abschließend, „annehmen, daß Baron v. Vaerst, würde ihm die Konzession zuteil, seine bisherigen Lebensverhältnisse kaum aufgeben, sondern, wie mir scheint, das Geschäft einem anderen zu übertragen gemeint sein würde, so fehlt es mir an allen Momenten, dafür, daß gerade ihm die Erlaubnis erteilt werde, zu stimmen.“ Seines Erachtens wäre es am besten, wenn Baron v. We i e r die Konzession erhielte und dieser „Druck und Debit der Zeitung an Z ä s c h m a r abtrete“. Über die anderen Bewerber geht v. Merckel kurz hinweg. Indes kam es anders: Vaerst erhielt unter dem 13. März 1834 die alleinige Konzession für die Herausgabe der Breslauer Zeitung und Merckel unter demselben Datum die Mitteilung, daß das Ministerium für den Hauptmann a. D. Freiherrn v. Vaerst entschieden habe, „welcher von seinem früheren Chef, des Prinzen Carl von Preußen, Kgl. Hoheit, auf das dringendste empfohlen und vertreten ist“. So siegte Vaerst ob, ein genialisch veranlagter, geistreicher und geschickter Weltmann, aber doch bis zu einem gewissen Grade ein Abenteurer, und der ehrliche Mann aus dem bürgerlichen Erwerbsleben, Zäschmar, wurde um seine 6199 Taler unbedenklich geprellt —, weil ein Prinz sich in den Handel gemischt hatte.

Carl Siegismund Z ä s c h m a r war durch diese Ungerechtigkeit begreiflicherweise aufs tiefste verletzt. Er hatte, mit einer Tochter aus dem Barth'schen Hause verheiratet, nach dem Tode J o h a n n August Barths während der Minderjährigkeit des jungen Hermann Barth als Teilhaber der Firma die alleinige Leitung des umfangreichen Geschäftes übernommen und keine Mühe gescheut, um die Zeitung neben der Verlagsbuchhandlung, Druckerei und Kunstdruckerei in die Höhe zu bringen. Schon 1831 hatte er die damals noch wenig im Gebrauch befindliche neue Königsche Schnellpresse als der erste in Schlesien eingeführt, eine zweite und dritte Doppelmaschine waren bald darauf gefolgt, ohne daß die

Handpressen eine beträchtliche Verminderung dadurch erfahren hätten. Die geschäftliche Leitung, die für jede Zeitung so überaus wichtig ist, lag ganz in seiner Hand, und das Aufblühen des Unternehmens hinsichtlich der Verbreitung und des Anwachsens des Anzeigenteiles war daher im Wesentlichen ihm zu verdanken. Jetzt, um die Früchte seiner Arbeit betrogen, wollte er mit dem neuen Inhaber nichts mehr zu tun haben, und so verließ die Breslauer Zeitung am 1. Juli 1834 die Räume der Offizin Graß, Barth & Comp. in der Herrenstraße 20, um bis zum 1. Juli 1836 in der neugegründeten Buchdruckerei von M. Friedländer im „Weißen Storch“ in der Antonienstraße gedruckt zu werden. Es ist dies die einzige, auch nur vorübergehende Auswanderung von der Stätte ihrer Drucklegung, die die Breslauer Zeitung in den hundert Jahren ihres Bestehens erlebt hat. Zäschmar mußte mit bitterem Schmerz sechzehn seiner Setzer entlassen und warf sich nun um so mehr auf sein Hauptgeschäft. Er starb 1842.

---

## Die Breslauer Zeitung unter Vaerst

Vom 1. April 1834 ab (der März hatte zugleich mit dem Osterfeste abgeschlossen) zeichnet Freiherr v. Vaerst an der Spitze des Blattes als Redakteur, ohne zunächst an der Gestaltung der Zeitung etwas zu ändern. Redakteure waren, nach vorübergehender Tätigkeit von Prof. Melzer<sup>1)</sup>, Friedrich Mehwald, der dann aber Redakteur des „Breslauer Lokalblattes“ wurde, und Dr. Josef Nimbs, der seit dem Beginn des Jahres die Theaterkritik für Breslau übernommen hatte. Dr. Nimbs versprach seinen Lesern regelmäßige Artikel unter dem Titel: „Theater“, die das Bemerkenswerte einer genaueren Kritik unterwerfen und in denen alles, was sie aussprechen, irgend einem Kunstprinzip untergeordnet sein sollte. Nimbs hat sein Wort gehalten. Seine Kritiken muten mitunter etwas schulmeisterlich an, aber immer hat man den Eindruck, daß ein ernster, kunstverständiger Mann dahinter steht. Dr. Nimbs (geb. am 19. März 1805 in der Grafschaft Glatz) wurde später unter der Direktion Neumann, dann unter Vaerst, selbst leitender Dramaturg und von 1847 bis zu seinem Tode, zuerst mit Reimann und Kießling und dann allein, Pächter und Direktor des Breslauer Stadttheaters und hat sich auch als solcher bestens bewährt. Dr. Julius Stein schreibt über ihn: „Dr. Nimbs war in vielen Beziehungen das Gegenteil von Vaerst: ruhig, besonnen, alles erwägend und in alles eingehend, zuletzt aber doch, gerade durch seine den Gegner zur Verzweiflung bringende Ruhe, seine Ansicht durchsetzend, war er ein für die Zeit der Zensur geborener Redakteur. Auch bei den vielfachen Verhandlungen und Streitigkeiten mit den Mitgliedern des Theaters verließ ihn seine Ruhe nie, was gewiß sehr bezeichnend ist. Mit dem Jahre 1848, d. h. mit dem Eintritt der Preßfreiheit, geriet er und mit ihm die Richtung der Zeitung ins Schwanken; die Zensur

<sup>1)</sup> Vergl. S. 72.



war ihm ein sicheres Thermometer gewesen." Nimbs schied 1852 aus der Redaktion der Breslauer Zeitung aus, um sich nun ganz dem Theater zu widmen, heiratete 1853 die Sängerin Eugenie Fischer und starb, inmitten vollen Schaffens, 1855.

Im März 1835 trat Dr. Gottlieb Wenzeslaus Weis in die Redaktion ein. Er war ein Breslauer Kind (geb. 10. Januar 1810), hatte in seiner Vaterstadt unter äußerst dürftigen Verhältnissen Schule und Universität durchgemacht, war Theologe, Schriftsteller und Dichter und starb als Redakteur seiner Zeitung am 21. August 1879. Von 1853 bis zu seinem Tode war er Stadtverordneter und seit 1866 Protokollführer der Versammlung.

Am 1. Mai 1834 tritt nun Vaerst mit einem eigenen Programm hervor. Einen Monat, so läßt er sich vernehmen, habe er Alles beim Alten gelassen, um zunächst die Wünsche der Leser zu prüfen und dann Entschlüsse zu fassen. In der Politik wolle er sich bescheiden, denn Breslau liege weitab von den Zentralen des politischen Lebens; zwar wolle er auch eine eigene Berichterstattung zu schaffen suchen, aber dazu bedürfe es der Zeit, er würde sich daher vorerst auch weiter im wesentlichen auf das Entleihen aus anderen Blättern beschränken müssen, dabei aber sollen die Meinungen von verschiedenen Standpunkten aus zu Worte kommen. Die Theaterbesprechungen sollen eingeschränkt werden, da das Breslauer Theater doch nicht groß und yortrefflich genug sei, um den Mittelpunkt des belletristischen Gespräches bilden zu können. Dafür solle den verschiedenen Gegenständen des allgemeinen Wissens breiter Raum gewährt, die Bücherschau fortgesetzt, aber auf Würdigung wirklich bedeutender Erscheinungen eingeschränkt werden. Besonders solle der provinzielle Teil gepflegt werden. „Es ist übel, wenn eine provinzielle Zeitung ebenso gut von Monomopotapa<sup>1)</sup> als Breslau datiert erscheinen kann, ohne daß der Inhalt den näheren Bezug auf eine von beiden verriete". Er fordert zur Mitarbeit auf, bittet aber, keine „bogenlangen Ausführungen" einzusenden, denn zu deren Wiedergabe besitze die Zeitung nicht den erforderlichen Raum.

Indess trotz dieses Programms ändert sich zunächst kaum etwas in der Zeitung. Das Lokale und Provinzielle bleiben auch jetzt

<sup>1)</sup> Ein vormaliges afrikanisches, von dem Zambesi durchströmtes Küstenreich im heutigen Mozambique.

tot. Dagegen stoßen wir allmählich häufiger auf „Eigene Mitteilungen“ in dem politischen Teile, wobei es sich indess im besten Falle auch nur um Berichte handeln kann, deren Inhalt aus den Blättern der Ursprungsorte (Wien, München, Frankfurt, Hannover usw.) geschöpft ist. Die Vorliebe Vaersts für Spanien, überhaupt die iberische Halbinsel, zeigt sich schon jetzt, indem diesen Ländern, in denen es allerdings damals toll genug zuing, ein ungebührlich breiter Raum zugestanden wird. Daneben fallen Artikel auf, die den landwirtschaftlichen und Handelsfragen gewidmet sind, wobei neben Dr. Grattenauer Joh. Gottfried Elsner Hauptmitarbeiter ist. Dieser, 1784 zu Gottesberg geboren, war kgl. preuß. Wirtschaftsrat und galt als eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete der Schafzucht und Wollkunde. Er starb am 5. Juni 1869 zu Waldenburg.

Am 1. Juli siedelte, wie erwähnt, die Zeitung in die Friedländersche Druckerei über, und ihre Hauptexpedition wurde nach Albrechtstraße 5 verlegt. Die Zweigausgabestellen sind inzwischen auf elf angewachsen. Vaerst hatte den guten Geschmack, bei diesem Abschied von der Firma Graß, Barth & Comp. deren Inhaber, Zäschmar, in seiner Zeitung Worte freundlichen Dankes auszusprechen.

Lebendiger wird es in diesem und den folgenden Jahren im Inseratenteile, worauf noch zurückzukommen sein wird. Aber im allgemeinen bleibt die alte Gemütlichkeit in den Redaktionen der beiden Zeitungen, der Breslauer und der Schlesischen, bestehen. Ein Beispiel möge diese friedliche Konkurrenz beleuchten.

In der Nacht vom 1. zum 2. März 1835 starb in Wien Kaiser Franz I., gewiß ein Ereignis ersten Ranges in jener Zeit. Die Nachrichten von Wien nach Breslau (d. h. in der Hauptsache die Wiener Zeitungen) brauchten damals etwa vier bis sechs Tage. Der Kaiser erkrankte lebensgefährlich am 24. Februar, sein Zustand verschlechterte sich rasch, am 28. war keine Hoffnung mehr, und nach Verlauf des nächsten Tages trat der Tod ein. Die Schlesische Zeitung brachte die erste Nachricht von der Erkrankung schon (!) am 4. März, also als Franz längst tot war. Die Breslauer Zeitung sogar erst am 5., freilich mit dem Zusatz, daß keine Hoffnung mehr sei, eine Tatsache, die die Schlesische Zeitung an demselben

Tage in der Form meldet, daß „man anfangs, sich düsteren Ahnungen hinzugeben“, und daß der Kaiser seinen letzten Willen verfügt habe. Nun sollte man doch meinen, daß beide Redaktionen gespannt der entscheidenden Nachricht geharrt und alles für einen ausführlichen Nachruf vorbereitet hätten. Aber weit gefehlt. Die Breslauer Zeitung erhält zwar durch eine „Privatmitteilung auf außerordentlichem Wege“ schon am 6. März (datiert aus Wien vom 2.) die Meldung, „daß des Unerforschlichen Ratschluß in der Nacht von Montag  $\frac{3}{4}$  auf ein Uhr den Kaiser Franz I. vom Schauplatze irdischer Größe und Herrlichkeit abberufen habe“. Sie schlug also die Konkurrenz mit einer so wichtigen Nachricht um einen vollen Tag. Aber damit war ihre redaktionelle Kraft auch erschöpft: man findet weiter kein Wort über den Toten in der ganzen Nummer, und auch in den folgenden sucht man vergeblich nach irgend einer redaktionellen Äußerung. Der Stolz, der Konkurrenz mit der Nachricht zuvorgekommen zu sein, genügte dem Blatte offenbar. In der Tat konnte die Schlesische Zeitung mit der Todesnachricht erst in der Nummer vom 7. aufwarten. Man merkt der Notiz die Verlegenheit an: „Die aus Wien eingegangenen Berichte bestätigen (!) die Nachricht“, und die Redaktion sieht „umständlicheren Nachrichten über dieses traurige Ereignis jeden Augenblick entgegen“. (!) Auf den Gedanken, die Scharte nun wenigstens durch eigene Arbeit auszuwetzen und das zu tun, was die Redaktion der Breslauer Zeitung versäumt hatte, nämlich ihren Lesern ein Lebensbild des Toten in Gestalt eines geschichtlichen Überblickes zu bieten, was heute kein Kreisblatt verabsäumen würde, kommt man in jener gemütlichen Biedermeierzeit nicht entfernt. Die späteren Nummern beider Blätter beschränkten sich dann noch weiter auf die Wiedergabe der offiziellen Mitteilungen, die sie behaglich den inzwischen eintreffenden Wiener Blättern entnahmen.

Aber die neue Zeit begann doch allmählich an die Türe zu klopfen. Vaerst war kein Mann der Stetigkeit, sondern vielmehr ein unruhiger und rühriger Geist. So kündigte er denn Ende des Jahres 1835 für den Beginn des folgenden das zweimalige wöchentliche Erscheinen (am Dienstag und Freitag) der Schlesischen Chronik an. Mit einem Versuch des Ausbaues des örtlichen

und provinziellen Teiles der Zeitung im Kleinen hatte er, wie wir gesehen, Schiffbruch erlitten; ganz seiner Natur entsprechend, fing er es daher jetzt umgekehrt im Großen an, etwa in dem Sinne seines Wahlspruches: „Um reich zu werden, müsse man viel ausgeben!“

## Die Schlesische Chronik

Die Schlesische Chronik, Organ für das Gesamt-Interesse der Provinz, wie sie sich nannte, sollte ein Lokalblatt ersten Ranges für ihre Zeit werden. Sie war keine Zwangsbeilage der Breslauer Zeitung, sondern es stand den Beziehern frei, sie mit der Zeitung zugleich oder besonders zu bestellen. Der Vierteljahrspreis der Zeitung blieb derselbe, doch wurde für den Mitbezug der Schlesi-schen Chronik ein Zuschlag von  $12\frac{1}{2}$  Silbergroschen (also dann 1 Taler 20 Silbergroschen im ganzen) erhoben; die Chronik allein, ohne die Zeitung, kostete 20 Silbergroschen. Die Neuschöpfung, von dem späteren Eisenbahndirektor Friedrich Lewald, dem Erbauer und ersten Leiter der oberschlesischen Eisenbahn, angeregt und von ihm bis 1842, in welchem Jahre Dr. Elsner an ihre Spitze trat, selbst redigiert, bewährte sich aufs glänzendste. Da die Geschichte dieses Blattes außerhalb des eigentlichen Rahmens meiner Darstellung liegt, so will ich mich darauf beschränken, wiederzugeben, wie der sachkundige Verfasser des ausgezeichneten Büchleins: „Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert der preußischen Herrschaft“ (wahrscheinlich Julius Krebs) darüber urteilt:

„Als sehr zeitgemäß bewährt sich die 1836 gegründete Schlesische Chronik, ein Beiblatt zur Breslauer Zeitung, das, seinem Zwecke nach zu einem Sprechplatz für die Gesamt-interessen der Provinz geworden, diese wirklich auf die mannig-fachste Weise fördert. Wie durch ein Wunder hatten die Provinzialstädte plötzlich die fleißigsten Schreiblinger bekommen und schwatzten viel und bunt durcheinander; denn der Schlesier kann nichts auf dem Herzen behalten. Es entstand ein lebhafter geistiger Verkehr, wie er nie für die rein provinziellen Interessen insbesondere stattfinden konnte, solange es an einem geeigneten Organe dafür fehlte; denn die Zeitungen und eigentlichen

Provinzialblätter gewährten nicht Raum genug, die letzteren brachten als Monatsschrift die Mitteilung auch nicht rasch genug. Jedes Landstädtchen lieferte nun Korrespondenzartikel, bekam dadurch eine Art politisches Bewußtsein und Respekt vor sich selbst. Man fühlte sich geschmeichelt und hielt das charmante Blättchen mit, worin bisweilen etwas über das eine und andere Schöppenstädt zu lesen war. Das Blättchen aber wurde dadurch sehr verbreitet, und es kam immer mehr bunte Konversation in allen Formen, aus allen Gebieten hinein, aber alles echt schlesisch; natürlich war die Ober-Lausitz mit einbegriffen. In Darstellung und Berichtigung, in Vorschlag und Verbesserung, in Klage und Entgegnung, in Klatscherei, Kritik und Zank erschien freilich manch' liebenswürdiges und manch' fades, dummes Zeug, aber auch recht Gediegenes, recht Ehrenwertes.

Die besten einheimischen Federn arbeiteten mit für diese Chronik, und die Absicht der Herausgeber, die Schlesier zu einem Bewußtsein des öffentlichen Lebens und zur Teilnahme an demselben zu bringen, ist erreicht. Die Schlesische Chronik muß wirklich ein verdienstliches Unternehmen genannt werden und kommt der Idee eines echten Volksblattes unter den provinziellen Organen am nächsten. Die mannigfachen Materialien, die hier durch zum Teil sehr achtenswerte Hände sich zusammenhäufen, machen es zu einem bequemen und sicheren Anhaltspunkt für den künftigen Statistiker und Geschichtsschreiber Schlesiens, der für seine Angaben sonst mitunter Bibliotheken durchsuchen müßte. Das öffentliche Leben der Provinz aber gewinnt dabei an Bedeutung durch Anerkennung des Verdienstlichen, durch Rüge der Mängel, durch die Kontrolle der Verhältnisse überhaupt; andererseits werden moralische und industriöse Interessen in dem Austausch der Meinungen zur Klarheit gebracht und gefördert. Es ist nicht zu berechnen, von welchem außerordentlichen Einflusse auf die allgemeine Bildung ein solches Blatt werden kann, wenn man bedenkt, daß unter Hunderten immer erst einer ein selbständiges Urteil zu haben sich getraut, und der große Haufe sich gar zu gern eines Führers bedient. Da nach der Tendenz dieses Organs nun jede Ansicht aufgenommen wird, so dürfen selbst die Finsterlinge und Betbrüder mitsprechen wie die Freunde des Lichts und Rechts. Daher dringt bei dem Respekte



des Volkes vor allem Gedruckten neben solchen Eulenstimmen auch das Wort der Wahrheit endlich siegreich an sein Ohr, und es ist um den Ideensauerteig (?) der Jahrhunderte geschehen.

Den eigentümlichen Charakter der Schlesischen Chronik so zu leiten, daß auch das Falsche, Mangelhafte und Unbedeutende dem großen Siege der Wahrheit fördernd und dienstbar werde, ist das Verdienst Friedrich Lewalds, des eigentlichen Redakteurs und Begründers. Er ist einer der besten Statistiker Schlesiens, dessen historische, ökonomische und merkantilische Verhältnisse er mit Fleiß und Liebe studiert hat. Diese von ihm schon früher geistvoll und scharfsinnig verfolgte Richtung, worin er später vielseitig und auch auswärts literarisch wirksam war, blieb nicht unbemerkt. Das neugegründete Handelsministerium in Berlin gelangte durch ihn wesentlich zu einer Übersicht der nach dem Kriege sehr verwickelten schlesischen Handelsverhältnisse, er selbst aber dadurch zur Verbindung mit den bedeutendsten Staatsmännern, namentlich dem verstorbenen Finanzminister Maaßen. Lewalds Familienverhältnisse verhinderten seine direkte Anstellung im Staatsdienst zu Berlin, und zwar für das Departement der indirekten Steuern, wie Maaßen sie wünschte. Somit ward er Breslau, seiner zweiten Vaterstadt, erhalten, wo die Schlesische Chronik ihm jetzt als Organ für seine gemeinnützige literarische Tätigkeit dient. Er ist der Mann, in ähnlichen Wirkungskreisen hier das zu werden, was ein Hanseemann am Rhein geworden ist."

Die Schlesische Chronik, an der auch Dr. Nimbs, Dr. Weis, W. Wolf und H. Barth in der Redaktion mitarbeiteten und mit ihrem Namen zeichneten, erschien bis Ende Juni 1849. „Mit der heutigen Nummer, so lautete die Notiz, hört die Schlesische Chronik zu erscheinen auf. Von den geneigten Lesern wird es abhängen, ob sie unter günstigeren Zeitverhältnissen wieder erscheinen soll". Diese aber blieben aus. Ein Gesuch des Verlegers H. Barth, ihm die Aufnahme auch von Inseraten in der Schlesischen Chronik zu gestatten, war von dem Oberpräsidenten v. Merckel, trotz der Befürwortung durch den Polizeipräsidenten Heinke, 1844 abgelehnt worden, und so war die Chronik als Beilage der Breslauer Zeitung und noch mehr als selbständiges Blatt für den Verlag auf die Dauer zu kostspielig.

Für die Breslauer Zeitung hatte das Erscheinen der Schlesischen Chronik den Nachteil, daß ihr eigener provinzieller Teil nun auch weiter ungepflegt und der lokale Teil vorläufig ebenfalls dürftig blieb. Wir finden außer dem Polizeibericht mit den ständigen Aufzählungen von Unglücksfällen, Vergehen, Verbrechen usw. zwar gelegentlich auch Artikel über örtliche Vorkommnisse und Fragen, zerstreut unter „Inland“ oder „Miscellen“ oder unter besonderen Titeln, aber ein eigentlicher lokaler Teil fehlt zunächst noch. Diejenigen Leser der Breslauer Zeitung, die nicht zugleich Bezieher der Schlesischen Chronik waren, und das dürften mehr als die Hälfte gewesen sein, blieben übel versorgt. Aber dieser Mangel war noch der geringere. Später, in den vierziger Jahren, als das politische Leben mehr erwachte, ging alle Frische auf die Schlesische Chronik über, während die Breslauer Zeitung in starrem Konservativismus verharrte und ruhig zusah, wie die junge politische Generation, Dr. Stein, Dr. Elsner, Dr. Behnisch, Heinrich Simon usw., sich teils um die Schlesische Zeitung gruppierte, teils die Schlesische Chronik befruchtete. An der Schwelle der Breslauer Zeitung stand eben der Vaerst'sche Legitimus Schildwache und scheuchte die neue Zeit zurück.

\*            \*            \*

Zwischen der Schlesischen Zeitung und der Breslauer Zeitung bestand trotz aller Sticheleien und Häkeleien, die erst in den vierziger Jahren größere Schärfe annahmen, eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses, das auch dazu führte, daß beide Zeitungen 1836 einen Vertrag dahin abschlossen, fortan in demselben Format und Druck zu erscheinen, wie sie auch dieselbe Anordnung des Inhaltes angenommen hatten und ebenso im Bezugs- und Anzeigenpreis einander gleichstanden.

Mit dem Beginn des dritten Vierteljahres 1836 verließ die Breslauer Zeitung wieder die Friedländersche Druckerei und kehrte hinsichtlich der Drucklegung zu Graß, Barth & Comp. nach der Herrenstr. 20 zurück, während die Expedition und Redaktion nach Herrenstraße 5 verlegt wurden.

Wichtiger aber noch war die große Änderung, die mit dem 1. Oktober 1836 eintrat, und der die Schlesische Zeitung erst am 15. Oktober folgte: die Zeitung erscheint nunmehr statt in

Quart- im Folioformat, wenn auch erheblich kleiner als heute<sup>1)</sup>. Wieviel übersichtlicher wurde dadurch der gesamte Inhalt einschließlich der Inserate! Mit dem Format ändert sich natürlich auch — es ist dies das dritte Mal seit 1820 — der Titelkopf, dem ein größerer und schönerer Druck verliehen wird. Jetzt werden auch politische Übersichten unter dem Titel „Politische Zustände“, die regelmäßig jeden Sonnabend (also zum Sonntag) erscheinen, wenigstens Vorläufer von Leitartikeln. Freilich muß vorerst immer noch das Ausland den Stoff bieten, aber es beginnt doch der Anfang selbständiger redaktioneller Arbeit. Leider hört diese Einrichtung bald wieder auf, wie sich überhaupt etwas Unstetes in der Entwicklung der Zeitung geltend macht, was darauf zurückzuführen ist, daß den Redakteuren und Verlegern die feste Schulung fehlte, wie sie nur eine sich fortsetzende Überlieferung und entsprechende Lehrzeit in einem hergebrachten Betriebe übermitteln kann, der über einen sicheren Bestand von bewährten Erfahrungen und erprobten Grundsätzen verfügt. Am Schlusse des redaktionellen Teiles, um ihn schärfer vom Inseratenteil abzuheben, sind jetzt Drucker und Redaktion vermerkt, die seit Beginn des Jahres ganz am Ende der letzten Seite des Blattes zugleich mit dem Bezugspreis angegeben waren. Auch von der unschuldigsten Reklame in der eigenen Zeitung war man damals noch so weit entfernt, daß man diesen ungünstigsten Platz für die Anwerbung neuer Bezieher für ausreichend hielt und den Preis für die Anzeigen immer noch als allgemein bekannt voraussetzte und darum in jenem Vermerk ganz verschwieg. Nur aus einer Streitschrift Ende der vierziger Jahre erfahren wir, daß die Petitzeile damals mit 1 Sgr. 3 Pf., statt wie anfänglich mit 1 Sgr. berechnet wurde. Die Angabe des Bezugs- und Anzeigenpreises am Titelkopfe, wie sie heute in der Presse ganz allgemein üblich ist, findet sich in der Breslauer Zeitung erst seit Beginn des Jahres 1850.

Um jene Zeit beginnt sich auch das Bedürfnis zu regen, das Nachrichtenwesen aus dem bisherigen Schneckengange in ein rascheres Zeitmaß überzuführen. Die ersten Eisenbahnwagen waren, wenn auch erst mehr versuchsweise, gebaut, die

<sup>1)</sup> 360 m hoch, 227 m breit; heute 417 m hoch, 296 m breit.

optischen Telegraphen arbeiteten bereits, und die Breslauer Zeitung weiß, wenn auch offenbar ohne rechtes Bewußtsein von der Bedeutung dieser Erfindung, mehr in der Form, als handle es sich um eine Kuriosität, davon zu berichten, daß in England Versuche von Nachrichtenübermittlungen mit elektrischer Drahtleitung gemacht seien. „Personen“, so schreibt sie<sup>1)</sup>, „die sich an beiden Enden des Telegraphen befänden, würden so gewissermaßen eine mündliche Unterredung miteinander haben, und eine Ausbreitung dieses Kommunikationssystems über das ganze Königreich dürfte eine gänzliche Veränderung des Geschäftsbetriebes herbeiführen.“ In dieser Zeit also glaubte auch der Generalpostmeister v. Nagler, der bekannte Gegner des Eisenbahnwesens, sich rühren zu müssen. Er führte im April 1837 eine Schnellpost von Berlin nach Breslau und umgekehrt ein, die nur 33 Stunden 25 Minuten für diesen Weg beanspruchte, und verbesserte entsprechend auch den Postumlauf in Schlesien. V a e r s t machte sich diesen Umstand sofort für seine Zeitung zunutze. Er ersuchte und erhielt im Juni/Juli die Erlaubnis, seine Zeitung statt des Morgens schon den Abend vorher herausgeben zu dürfen. Die Einrichtung war immer noch unzulänglich genug, denn die Berliner Post kam in Breslau früh 5 Uhr 25 Minuten an, und die Leser in der Provinz erhielten die Nachricht dorthier durch die Zeitung doch erst am folgenden Tage. Aber es waren immerhin 12 Stunden für die Beschleunigung der Herausgabe und Bestellung der Zeitung gewonnen.

Überhaupt geht das Nachrichtenwesen jetzt doch einen viel schnelleren Gang als vor siebzehn Jahren. Wir lassen wiederum einige Zeitangaben folgen, wobei die früheren Ziffern in Klammern beigefügt sind. Es brauchten die Nachrichten von Breslau nach Berlin 2 Tage (4—5), Wien 5 (6), Frankfurt a. Main 8 (10), Paris 9 (14), London 10 (16) Tage. Schon als V a e r s t zu Anfang des Jahres 1837 wieder in Paris gewilt und von dort seine witzigen, sprühenden, überlegenen, noch heute lesenswerten politischen Plaudereien für die Breslauer Zeitung geschrieben hatte, machte sich die raschere Ankunft der Briefe infolge der, wenigstens im Westen, besseren Verbindungen bemerkbar, und als der Attentäter Meunier, der den dritten der sieben auf Louis Philipp erfolglos

<sup>1)</sup> 17. Juli 1837, Nr. 164.

versuchten Mordanschläge ausgeübt hatte, am 27. April 1837 zu lebenslänglicher Verschickung begnadigt war, langte diese Nachricht mittels optischer Fernzeichen schon am 29. April abends in Berlin an. Sie stand freilich erst am 3. Mai in der Breslauer Zeitung zu lesen, hatte aber immerhin nur 6 statt der gewöhnlichen 9 Tage von Paris nach Breslau gebraucht.

Von der politischen Haltung der Zeitung ist auch in dieser Zeit natürlich nichts Neues und nichts Löbliches zu sagen: die Knebelung durch die Zensur war noch immer die alte, und die Redaktion außerdem, wie vorbemerkt, konservativ gerichtet. Der Staatsstreich Ernst Augusts von Hannover und die Vertreibung der Göttinger Sieben z. B. werden in so kläglicher Weise zu bemänteln und zu verteidigen gesucht, daß diese liebedienerische Haltung Mißfallen weit über Schlesiens Grenze hinaus erregte.

Im Jahre 1838 vollzog sich nun die Wiedereinkehr auch von Expedition und Redaktion in das Haus von Graß, Barth & Comp., und auch der von Z ä s c h m a r vormals vergeblich für diese Firma angestrebte Besitz der Zeitung wurde ihr nunmehr, allerdings unter schweren Opfern, zuteil. Vaerst zeigte sich geneigt, den jungen Hermann Barth, der inzwischen sechsundzwanzig Jahre alt geworden war, sich als sehr anständig und geistig begabt gezeigt und während der häufigen und langen Abwesenheit Vaersts von Breslau diesen aufs beste vertreten hatte, als Mitbesitzer anzunehmen. Rechtlich war das Geschäft nur unter der Voraussetzung abzuschließen, daß Barth von der Regierung die Mitkonzession erhielt; die Zeitung an sich war, weil an die persönliche Konzession gebunden, natürlich unverkäuflich. Das entsprechende Gesuch von Vaerst und Barth an das Ministerium wurde unter dem 16. Mai 1838 genehmigt, und vom 1. Juli 1838 an war Hermann Barth nunmehr der Mitredakteur und damit Mitbesitzer der Breslauer Zeitung und hatte den gesamten Betrieb in seinem Hause vereinigt. Vom 1. Juli ab zeichnet die Redaktion: E. v. Vaerst und H. Barth, und vom 8. Juli ab befindet sich auch die Expedition und die Annahme der Inserate für die Breslauer Zeitung Herrenstraße 20, im Kontor von Graß, Barth & Comp. Freilich mußte Barth in Gestalt einer hohen Jahresrente an Vaerst einen übertriebenen Preis für seinen Anteil bezahlen. Max Ring weiß in seinen „Erinnerungen



eines schlesischen Schriftstellers" (Bresl. Ztg. 850, 4. Dez. 1887) von diesem merkwürdigen Handel folgendes zu erzählen:

Im Jahre 1840 übernahm Vaerst die Pacht und Direktion des Breslauer Theaters, von der er sich jedoch nach kurzer Zeit wieder zurückzog. Ebenso überließ er gegen eine ansehnliche Leibrente seinen Anteil an der „Bresl. Ztg.“ dem Buchhändler Barth, wogegen Vaerst sein Leben zugunsten des Letzteren mit einer hohen Prämie versicherte. Als aber Barth infolge der Märzrevolution und der veränderten Zeitverhältnisse sich weigerte, die große Rente weiter fortzuzahlen und von der erlangten Freiheit Gebrauch machen wollte, eine eigene Zeitung herauszugeben, erklärte der damals bei seinem Bruder an einer schweren Krankheit darniederliegende Vaerst, daß er in diesem Fall seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machen würde, wodurch Barth nach den Statuten der Lebensversicherungsgesellschaft seine Prämie verloren hätte. Bei der bekannten Energie und Todesverachtung des mutigen Kranken fand sich der erschrockene Buchhändler bewogen, noch vor der abgelaufenen Frist die schuldige Rente zu zahlen, da er keinen Augenblick zweifelte, daß Vaerst seine Drohung zu bestimmter Stunde ausführen würde, wenn er nicht das geforderte Geld erhielt.“ Erst 1842 wurde Barth in seinen Rechtsansprüchen mit Vaerst völlig gleichgestellt. Vaerst blieb aber auch weiter geschäftlich und redaktionell in der Zeitung lebhaft tätig, und wenn er in der Welt herumreiste, wie er es liebte, sandte er von auswärts seine Beiträge. So fallen denn gerade in dieses Jahr seine Pariser Briefe und seine berühmten „Carlistischen Portraits“ aus dem Lager Don Carlos', der, wie man heute weiß, freilich dem Ideal, das Vaerst in ihm erblickte, nichts weniger als ähnlich sah. Dieser militärisch und politisch gleich unfähige Prinz verdiente durchaus das Schicksal der Verbannung, das ihn schließlich erreichte.

Der feuilletonistische Teil der Zeitung ist in jenen Jahren keineswegs dürftig. Außer den Theaterartikeln, Kunstbesprechungen und der ausgezeichneten Bücherschau finden wir in dem „Mannigfaltigen“, wie man jetzt verdeutschend statt „Miscellen“ schrieb, einen reichen und vielseitigen Lesestoff, und es fehlt auch nicht an häufigen, gediegenen, selbständigen Artikeln wissenschaftlichen

und allgemeinen Inhalts. Dieser Umstand führte nun die Redaktion zu dem Versuch, das *Feuilleton* als selbständigen Teil „unter dem Strich“ abzusondern. Freilich ist dieser „Strich“ viel zu tief gezogen, es fehlt der „Goldene Schnitt“ von 2 Drittel zu 1 Drittel in der Seiteneinteilung; oft ist dieses Feuilleton kaum 20 Zeilen hoch und scheint so fast in die Rolle gedrängt, die sonst längere Anmerkungen in einem Buche einnehmen. Zudem ist man bei dieser Neuerung mit der Schwierigkeit der Raumeinteilung und des Umbrechens nicht ganz fertig geworden. Man stopft in das „Feuilleton“ alles mögliche und unmögliche hinein: Lokales und Provinzielles; ja Getreide- und Wollberichte; Meldungen aus den sonstigen Gebieten von Handel und Industrie stehen friedlich neben Mitteilungen aus Kunst und Wissenschaft und litterarischen Notizen. Kurzum, dieser erste Versuch, einen eigenen feuilletonistischen Teil zu bilden, scheiterte gänzlich, und man kehrte mit dem Schlusse des Jahres vorläufig wieder zu der alten Einteilung zurück. Es fehlte der Redaktion eben an Schulung und Erfahrung.

Das kameradschaftliche Verhältnis, das, wie oben erwähnt, trotz allen Wettbewerbs zwischen der Schlesischen und der Breslauer Zeitung bestand, kam auch darin zum Ausdruck, daß beide gemeinsam, unter dem 28. September 1838, unter Beifügung eines Probedruckes, ein Gesuch bei der Regierung einreichten, ihnen zu gestatten, die Politik künftig in drei (statt in zwei) und die Inserate gar in vier (statt in drei) Spalten<sup>1)</sup> — beide in kleinerer Schrift — zu drucken, um damit Raum, d. h. Papier zu sparen. Die Inserenten würden, wie in dem Gesuch ausgeführt wird, nicht geschädigt, da die Schrift für die Inserate um soviel verkleinert werde, daß die gleiche Anzahl Buchstaben wie bisher auf dem Raum einer Spaltenzeile Platz habe. Sehr bemerkenswert ist die Begründung des Gesuches damit, daß die Zeitungen der Post das Stück für 22½ Silbergroschen für das Vierteljahr aufliefern müßten, diese aber das Exemplar in der Provinz für 2 Thaler verkaufe. Diese Auswucherung der Presse durch die Post war damals Gegenstand allgemeiner Klage. Die

<sup>1)</sup> Die Verschmälerung der Spaltenbreite für den Inseratenteil von zwei auf drei Spalten war schon mit der Änderung des Formates der Zeitung aus Quart in Folio am 1. Okt. 1836 zweckmäßig eingetreten.

Behörde konnte zwar jene Beschwerde nicht abstellen, kam aber dem Gesuch der beiden Zeitungen, wie der Erfolg zeigt, nach, denn wir finden die Neuerung, durch die das äußere Aussehen eine starke, nicht unvorteilhafte Veränderung erfuhr, vom 1. Januar 1839 ab eingeführt.

Die Theaterkritiken schrieb in diesen Jahren Sintram, der auch gewürdigt wurde, einen wohl gelungenen Epilog bei dem Schluß des alten Theaters in der „Kalten Asche“ zu dichten. Sintram ist ein Deckname für Heinrich Thilo, der zugleich auch für die Schlesische Chronik unter der Chiffre  $\psi$  mitarbeitete. Er war von 1834 bis 1839 Zivilsupernumerar bei der Regierung in Breslau, wurde dann Kreissekretär und später Bürgermeister in Münsterberg, wo er am 18. April 1882 verstorben ist. Sintram zeigt in seinen Kritiken eine achtbare Belesenheit und aner kennenswerte literarische und musikalische Interessen, aber er schildert sich wohl selbst am besten, wenn er bei der Besprechung eines gefeierten Gastes schreibt: „Sogar die ernste Base Kritik zeigt (angesichts dieser Künstlerin) bedenkliche Symptome und scheint aus ihrem ernst gemessenen didaktischen Tone in Dithyrambenjubil fall zu wollen.“ In der Tat ist eine gewisse Nüchternheit, die sich nur selten zu etwas höherem Fluge erhebt, für diesen Kritiker charakteristisch. In der Musikwelt Breslaus spielte auch damals der alte Freund von Karl Schall, der Begründer der Breslauer Singakademie, Mosewius<sup>1)</sup>, eine sehr bedeutende Rolle, und den Erzeugnissen seiner Feder begegnet man, wenn auch zerstreut, so doch immer wieder und immer gern in der Breslauer Zeitung. In den späteren Jahren verbergen sich sowohl die Theater- wie die Musikkritiken der Zeitung hinter unkenntlichen Chiffren. Dr. Johann Theodor Mosewius war am 25. September 1788 in Königsberg i. Pr. geboren. Er wurde Schauspieler, Sänger und Kapellmeister. 1816 kam er an das Stadttheater in Breslau, entzweite sich mit dem Direktor Bierey, schied 1824 von der Bühne und gründete 1825 die Breslauer Singakademie. 1827 wurde er Musiklehrer an der Universität und dem königl. akad. Institut für Kirchenmusik. Aus Anlaß des 25 jährigen Jubiläums der Singakademie ernannte ihn die philosophische Fakultät der Universität Breslau zum

<sup>1)</sup> Vgl. Seite 52.

Ehrendoktor. Er starb am 15. September 1858 auf der Rückkehr von einer Schweizer Reise in Schaffhausen am Rhein.

In dem Streit um die gemischten Ehen, der die zeitweilige Inhaftnahme der Erzbischöfe von Droste zu Vischering in Köln und v. Dunin von Posen und Gnesen zur Folge hatte, vertritt die Breslauer Zeitung in der sachlichen Streitfrage selbst vorsichtig und friedfertig den Standpunkt der preußischen Regierung, um desto schärfer die persönliche Haltung der beiden Erzbischöfe zu bekämpfen, denen sie alle Schuld an dem Konflikt zur Last legt. In religiösen Fragen befleißigt sich die Zeitung überhaupt, jetzt und später, einer toleranten und liberalen Gesinnung, ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Haltung. Ja, es muß überraschen, einen geradezu begeisterten Leitartikel für David Friedrich Strauss in ihren Spalten anzutreffen, als diesem der Antritt seiner Professur in Zürich unmöglich gemacht wurde. In philosophischen Fragen schwört die Zeitung auf Hegel und ist gereizt gegen Schelling, dem dann gelegentlich allerdings auch wieder ein freundlicher Artikel gewidmet wird. Einmal erleidet sie einen förmlichen Wutausbruch gegenüber der Behauptung eines anderen Blattes, daß der Stern des Hegelianismus im Sinken begriffen sei. Der feuilletonistische Teil der Zeitung wurde — wir haben darin wohl eine Frucht der Verbindungen Vaerst mit den aristokratischen Kreisen zu erblicken — geschmückt durch zahlreiche Beiträge des Fürsten Pückler-Muskau (Semilasso), als dieser 1838 von seiner zweiten Afrika-reise zurückgekehrt war.

Der Gelegenheitsdichter der Zeitung bei traurigen und freudigen Anlässen war in jenen Jahren und später der auch sonst bekannte schlesische Liederdichter Karl Immanuel Kudraß, der Vormund und Schwiegervater von Hermann Barth. Am 5. September 1785 in Breslau geboren, hatte er das Buchbinderhandwerk erlernt, war 1804—05 auf Wanderschaft gegangen und 1806—1811 im Verlag von J. A. Barth tätig gewesen. 1811 erwarb er das Breslauer Bürgerrecht und eröffnete eine Likörfabrik, die er betrieb, bis er sich 1841 zur Ruhe setzen konnte. Er gab 1843 seine „Religiösen Dichtungen“ heraus, hat aber auch sonst vielerlei Lieder, darunter auch solche für freimaurerische Zwecke gedichtet. Er starb am 17. Februar 1859.

## Die vormärzliche Zeit

**M**an setzt die Biedermeierzeit gewöhnlich für die Jahre 1815 bis 1850 an, jene Zeit wohlredender Gutmütigkeit und ängstlicher Sanftmut, philiströser Selbstbeschränkung und armseliger Zierlichkeit. Ich glaube, daß wir das Ende dieser Zeit schon früher, in die ersten Jahre nach dem Tode Friedrich Wilhelms III., in die Anfänge Friedrich Wilhelms IV., anzusetzen haben. Gewiß, solange der alte, starrköpfige König lebte, den das Volk, noch in den monarchischen Vorurteilen des achtzehnten Jahrhunderts befangen, trotz allem und allem dennoch liebte und wie eine überirdische Macht verehrte, solange ertrug man alles, auch die ärgsten Ungerechtigkeiten und Knebelungen auf politischem und geistigem Gebiete wie eine Schickung Gottes. Niemand wagte recht, an der Fürtrefflichkeit und unfehlbaren Weisheit dieses väterlichen Regimentes zu zweifeln; er wäre nicht „wohlgesinnt“ gewesen, wie das beliebteste politische Schlagwort von damals lautete, und eben nur gegen diese nicht Wohlgesinnten richteten sich ja, wie man gern annahm, alle jene Verfolgungs- und Erdrückungsmaßnahmen gegen jedes freiere geistige Leben. Glaubte man wirklich einmal, so harte Behandlung und so kleinliche Einengung nicht verdient zu haben, wie sie im Übermaß verhängt wurden, so war es doch immer der alte, gute König, der so verfuhr und gegen den jeder Ungehorsam und jede Auflehnung als der Gipfel ungebührlicher Pietätlosigkeit erschienen wäre. Diesem alten, ehrlichen und rechtlichen Monarchen, der inmitten der Liederlichkeit, Verschwendungssucht und Volksaussaugung, die an fast allen anderen deutschen und europäischen Höfen herrschten, moralisch untadlig hinlebte, wie das Muster wahrer Fürsorglichkeit, Sparsamkeit, Genauigkeit und Ordnungsliebe, irgendeinen Verdruß zu bereiten, das wollte niemand. Es werde ja einmal eine neue Zeit kommen, wo das alles anders werden müsse, aber ob diese Zeit dann wirklich die bessere sein



werde, das bliebe doch noch sehr die Frage — so dachten alle Philister, und auch die, welche nicht so dachten, getrösteten sich der Hoffnung, daß der junge König, wenn er an die Regierung käme, schon alle die vielen berechtigten Wünsche des Volkes erfüllen werde, und daß man solange noch warten könne.

Nun starb der alte König am 7. Juni 1840, und die Trauer war wirklich eine echte und allgemeine. Die Breslauer Zeitung erschien bis zum Ende des Monats die erste Seite von einem schwarzen Rande umfaßt und mit immer neuen Artikeln, in denen die Vortrefflichkeit des Verstorbenen in Versen und Prosa gerühmt wurde. Aber die alte Zeit war darum nicht minder mit dem alten König gestorben, und der junge Monarch in seiner blendenden Erscheinung, voller Geist und Lebhaftigkeit, schien zur Erfüllung aller gehegten Sehnsüchte eigens wie geschaffen. Freilich dämpfte auch jetzt noch der überlieferte, in tiefster Ehrfurcht ersterbende, altpreußische Monarchenglaube, der damals noch als ein untrennbarer Zwillingsbruder des Gottesglaubens aufgefaßt wurde, ein allzu stürmisches Verlangen. Das Untertänigkeitsgefühl war zuvörderst immer noch weit größer als der Freiheitsdrang. Aber beide stritten doch schon miteinander in den Herzen des Bürgertums, und der Sieg der Freiheit wäre zuletzt nicht so sehr auf Kosten der alten Anhänglichkeit erfolgt, wenn Friedrich Wilhelm IV. sich in seiner Eigenwilligkeit und Verworrenheit nicht fast mit Gewalt zum Feinde auch der loyalsten Teile seines treumonarchischen Volkes gemacht hätte. Im Anfang seiner Regierung überwog jedenfalls nicht nur, ja herrschte noch ausschließlich die geruhsame Stimmung des Duldens und Allesgehenlassens. Aber mehr und mehr erwachte der Geist des Heischens nach freiheitlichen Rechten, nach Beseitigung des unerträglichen Zwanges und nach Einlösung der schnöde gebrochenen Versprechen des alten Königs hinsichtlich der Einführung einer Volksvertretung und das Verlangen nach Beseitigung des unhaltbaren absoluten Regiments. Diese Zeit der Erwartung, Erregung und schließlicher Erbitterung und Auflehnung ist die vormärzliche Zeit, die sich trotz aller allmählichen Übergänge deutlich genug von der saft- und kraftlosen Biedermeierzeit abhebt, und deren Eintritt sich auch in einer politisch durchaus konservativ gerichteten Zeitung, wie

der Breslauer Zeitung, deutlich genug erkennen läßt. Die Strömung der ganzen Zeitrichtung war eben stärker als auch der stärkste legitimistische Sinn eines Junkers von der Starrheit des Freiherrn v. Vaerst.

Aber es kam noch ein anderes Element hinzu. Die Welt wurde in jenen Jahren umgewandelt auch in ihrem Verkehrsleben. Aus dem Zeitalter der Postkutschen wurde das der Eisenbahnen, das gesamte Verkehrswesen erfuhr eine radikale Umänderung, und nicht minder wurde in die bis dahin geruhsamen wirtschaftlichen Verhältnisse ein neues Element hineingetragen: die Aktie als Kapitalsanlage erschien als ein Faktor von ungeheurer Bedeutung, lockend und drohend, plötzlich ungeahnten Gewinn bringend und ebenso solide Existenzen in raschem Wandel vernichtend. Die Spekulation eroberte Deutschland. So ungeheurem, die Erregung erweckenden und immer neue Spannungen hervorrufenden Umschwunge gegenüber verschwand die alte gemütliche, nur dulddende, halb verzichtende, halb hoffende Philistrosität des vorausgegangenen Zeitalters mehr und mehr. Man wurde erweckt zu neuem Leben. Die bis dahin niedergehaltenen Forderungen wurden lauter und lauter erhoben: die Politik wurde der Mittelpunkt des Lebens, wie einst im sechzehnten Jahrhundert die Religion. Und alle Fragen, die mit der Politik im Zusammenhang standen, auch Religion und Sozialpolitik, wurden Gegenstand der allgemeinsten Erörterung. Gerade bei dem Studium der Geschichte einer einzelnen Zeitung, die mitten im Fluß der Ereignisse getrieben wurde, ob sie sich auch noch so sehr dagegen anstemmte, lernt man, wie sich der Charakter der Zeitverhältnisse seit 1840 beinahe plötzlich wandelt.

Mehr und mehr treten die öffentlichen Angelegenheiten Preußens, das immer noch das Inland gegenüber Deutschland bleibt, in den Vordergrund, aber auch dieses Deutschland wird jetzt mit vaterländischer Liebe behandelt. Mag die Zensur auch noch so sehr auf ihrer Hut sein, die Wasserwogen schwellen höher und höher an und unterspülen die Zensurdämme oder schäumen immer häufiger und häufiger darüber hinweg. Das spießbürgerliche Kleinleben ebenso wie die Kannegießereien über auswärtige Politik machen ernsteren Interessen an den Vorgängen im In- und Auslande Platz. Die Eisenbahnen bringen regen Verkehr

auch mit der entfernteren Welt, das Nachrichtenwesen nimmt neue Formen an, und aus dem örtlichen Warenhandel wird ein immer umfangreicherer Geldhandel, ja gegen die Spekulation auf dem Aktienmarkte sieht sich bereits die Gesetzgebung veranlaßt einzuschreiten, stiftet dabei freilich, ungeübt genug auf diesem Felde, im Übereifer mehr Schaden als Nutzen. Vor allem aber wächst die politische Opposition an, und die Verteidiger des alten Standpunktes, wie die Breslauer Zeitung, sehen sich immer schärfer umdrängt und zurückgedrängt. Die Zeitung hilft sich auf mancherlei Art: durch scheinbare Objektivität, indem der Erörterung für und wider ein breiter Raum gewährt und Meinung wie Gegenmeinung zum Worte zugelassen wird, durch breite Behandlung der religiösen Fragen, wo man sich auf die linke Seite stellen zu dürfen glaubt und sich wenigstens hier nicht der allgemeinen liberalen Strömung entgegenstemmt, durch lebhaftes Eintreten für die neuen Verkehrsumwälzungen, d. h. für die Eisenbahnen, deren Nutzen oder Schädlichkeit damals noch umstritten wurde, und durch die Entrollung des sozialen Banners, ganz wie später die Gewalt- und Zwangspolitik Bismarcks Deckung und Rückhalt hinter staatssozialistischer Arbeiterfreundlichkeit suchte und im Lichte moderner Zeitauffassung zu erscheinen bemüht war.

Im übrigen aber drückt die neue Zeit der Presse, welches Standpunktes auch immer, auch sonst ihren Stempel auf. Es wird alles lebendiger und frischer in Ton, Stil und Aufmachung; der Gesichtskreis erweitert sich, und man berichtet und urteilt auf Gebieten, die man früher brach liegen ließ. Jetzt gibt es auch für die Breslauer Zeitung lokale und provinzielle Interessen, die Anleihen aus der Schlesischen Chronik oder die Gemütlichkeit, mit der man diesem Tochterblatte die Bearbeitung jener Interessen überließ, hört allmählich auf, und man kann nicht mehr sagen, daß die Breslauer Zeitung jetzt von dem großen Schlesien, in dessen Mittelpunkt sie erscheint, so wenig zu berichten weiß. Insbesondere der lokale Teil wird reichhaltiger nicht nur, er wird auch gehaltvoller. Zwar sind die Beratungen der Stadtverordneten-Versammlung vorerst immer noch nicht öffentlich, aber man berichtet doch über Anträge und Beschlüsse,

und viele örtliche Einzelfragen werden behandelt. Der Zusammenschluß des Bürgertums in Versammlungen, die unter der Hand vorbereitet werden, ob sie stattfinden in den Bahnhofswirtschaften, oder draußen bei Kasperke, im Schießwerder oder im Wintergarten, in Ressourcen, in Gestalt von Festfahrten auf der Oder oder nach dem Zobten oder dem Fürstensteiner Grunde, stacheln die politische Leidenschaft auf und festigen die Opposition, und das alles wirft seine Lichter auch auf die Presse.

In der großen Politik werden jetzt schwerwiegende Fragen, ob in diesem oder jenem Sinne, doch immer sachlich und eingehend behandelt. Vor allem sind die Hoffnungen auf die Provinziallandtage gerichtet, von deren Ausbau man bei der Ablehnung einer wirklichen Volksvertretung, geschweige denn des Prinzips der Volkssouveränität, alles Heil erwartet. Da diese Landtage aber noch immer hinter verschlossenen Türen tagen müssen und die Zensur die Veröffentlichung einzelner Teile der Landtagsabschiede verbietet, werden diese Regierungskundgebungen, an die alle Opposition anknüpft und anzuknüpfen alle Ursache hat, über viele Seiten hin in vollem Wortlaut und zwar von allen Provinziallandtagen veröffentlicht. Eine Meinung dazu wird nur selten geäußert, aber dem Leser wird doch Gelegenheit gegeben, sich auf Grund dieses Stoffes eigene Ansichten zu bilden. Kurzum, es ist eine Zeit des Werdens und Wachsens, der Umwandlung aus dem absolutistisch gebundenen zu dem neuen Staate, der Mitwirkung des Volkes bei der Bestimmung seiner Geschicke, und der Geist dieser neuen Zeit schafft auch für die konservativ gerichtete Breslauer Zeitung die Bedingungen ihrer journalistischen Arbeit, denen sie sich nicht entziehen kann.

Die Hoffnungen, die alle Welt auf Friedrich Wilhelm IV. setzte, finden in der Breslauer Zeitung einen überschwänglichen Ausdruck, bei dem sich die Bewunderung für die Persönlichkeit des neuen Königs mit dem Glauben an die geheiligte Sendung des Monarchentums paart und zu wahren Dithyramben steigert. Diese unbegrenzte Ehrfurcht vor der Krone bleibt dann auch weiter der Leitstern in der Haltung der Breslauer Zeitung und ist vielfach die Ursache ihrer schwankenden Stellung: die Kritik will immer wieder durchbrechen, aber das Vorurteil, daß alle Weisheit letzten Endes doch in dem Träger der Krone verkörpert sei,

schlägt, ob ausgesprochen oder nicht, durch und behält die Oberhand.

Es ist bekannt, daß die erste Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. verheißungsvoll begann. Männer wie v. Boyen, E. M. Arndt, Jahn und die Gebrüder Grimm, an denen sich das alte Regiment so schwer versündigt hatte, kamen wieder zu Ehren. Besonders glaubte die Presse nun einer neuen, goldenen Zeit entgegenzusehen zu dürfen. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung gab der König den Provinzialbehörden zu wissen, daß er das Bedürfnis einer freimütigen, anständigen Publizistik anerkenne, und er forderte sie auf, die bestehenden Zensurgesetze milder zu handhaben. Im nächsten Jahre wurden alle Spottbilder von der Zensur entbunden, wiederum ein halbes Jahr später wurden alle Bücher von mehr als zwanzig Druckbogen zensurfrei, und es sollte keine Einschränkung der Presse sein, wenn der König den Behörden befahl, unwahre Mitteilungen des „schlechten Teiles der Tagespresse“ in den Zeitungen selbst zu berichtigen, „damit man die Redaktionen zwingt, das Urteil über sich selbst zu veröffentlichen“. Wenn man auch heute noch über den Berichtigungsparagraphen unseres Preßgesetzes verschiedener Meinung sein kann, so mußte die Anordnung des Königs in jener Zeit vollends als nicht gegen die Freiheit der Presse gerichtet erscheinen.

Der König war in der Tat keineswegs eine tyrannische Natur, aber er teilte die Eigenschaft aller zugleich selbstwilligen und schwächlichen Naturen, daß er gegen jeden Widerspruch überempfindlich war. Er hatte eine Presse im Auge, wie sie nun einmal in der Welt eine Unmöglichkeit ist, eine Presse, die als „gesinnungsvolle Opposition“ frei ihre Meinung sagt, aber doch alle Maßnahmen der Machthaber in tiefster Ehrfurcht bewundert. Sobald die Presse anfangt, von ihrer Freiheit wirklichen Gebrauch zu machen und eine immer noch, ach, so zahme und zurückhaltende Kritik an der Regierung und der unzulänglichen Politik des Königs zu üben, war es mit den liberalen Absichten Friedrich Wilhelms vorbei. Schon zu Anfang seines dritten Regierungsjahres erhielten die Zensoren eine strenge Anweisung, weil sie die Befehle des Königs „gänzlich mißverstanden“ hätten. „Was ich nicht will, so ließ sich Friedrich Wilhelm im höchsten Zorne



vernehmen, ist die Auflösung der Wissenschaft und Literatur in Zeitungsschreiberei, die Gleichstellung in Würden und Ansprüchen". Der König bewies damit nur, daß er das Wesen der Presse völlig verkannte. Sache der Presse ist es freilich nicht, die Aufgaben des Buchmarktes und gelehrter Zeitschriften zu übernehmen, wohl aber ist es ihre Pflicht, auch den Nichtfachleuten aus den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft das mitzuteilen, was Gemeingut aller sein sollte, und in der Literatur an der Sonderung der Spreu von dem Weizen hervorragend mitzuwirken. Anders hat die Presse ihre Obliegenheiten nie aufgefaßt. Für Friedrich Wilhelm aber und seine geistreiche Schönrederei, die in ihrer Weltfremdheit immer daneben traf, ist jenes, im ersten Augenblick blendende und auch später vielfach mißbrauchte Schlagwort gegen die Presse durchaus charakteristisch.

Jedenfalls wurden nun die Daumschrauben der Presse wieder fester angesetzt, und auch die Einrichtung des Oberzensurgerichtes, das zum Schutze gegen die Willkür der einzelnen Zensoren angerufen werden konnte, half bei der Langsamkeit, mit der jene Behörde arbeitete, nur wenig. Wir haben aber gesehen, daß trotz aller ärgerlichen Plackereien und hemmenden Fesseln, die der jungen Volksseele durch die „tyrannische, freche und täppische Gouvernante," Zensur geheißen, angetan wurden, die Fortentwicklung doch nicht völlig gehemmt, dafür aber die schließlich befreiende Revolution um so wirksamer vorbereitet wurde.

Auch die Breslauer Zeitung bringt einen immer bunteren politischen Teil. Ihre regelmäßigen Übersichten, über die „Politischen Zustände" am Sonnabend läßt sie zwar eingehen und ist überhaupt sparsam mit eigenen politischen Aufsätzen, sodaß ihr die Schlesische Zeitung später drohen konnte, ihr mit der Einführung regelmäßiger Leitartikel unbequem zu werden. Aber an allerlei Betrachtungen in Korrespondenzen und Zwischenartikeln über politische und wirtschaftliche Fragen fehlt es ihr keineswegs, wobei sich — freilich immer nur vereinzelt — auch oppositionelle Ansätze bemerkbar machen. So wenn sie umfangreiche Ersparnisse beim Militär verlangt, die überhohen Gehälter der Stabs-offiziere und Militärbeamten rügt und auf Beseitigung überflüssiger

Offiziere, wie Richtmajore, aggregierter Offiziere, und die Abschaffung militärischer Sinekuren drängt.

Ein Ehrentag für die Breslauer Zeitung, oder doch für deren Besitzer, war der Tag des „Kranzhebens“, nachdem der Rohbau des neuen Theaters beendet war, der 14. September 1840. Schon in Nr. 207 vom 2. September hatte die Zeitung eine genaue Beschreibung des stattlichen Gebäudes gebracht, jetzt veröffentlichte sie in Steindruck eine von dem Erbauer selbst, Baurat Langhans, gefertigte, schmucke Ansicht des Theaters und legte sie als besonderes Blatt der Zeitung bei.<sup>1)</sup> Am 1. April 1841 übernahm E. v. Vaerst die Leitung des Theaters noch in dem alten Gebäude und gelobte in seiner Zeitung mit einem Motto aus Lessing, sein Möglichstes leisten zu wollen. Am 13. November 1841 wurde dann der neue Kunsttempel eröffnet, und die Breslauer Zeitung schrieb von einem „Märchen aus Tausend und einer Nacht“.

Das Jahr 1842 zeigt die Breslauer Zeitung im Mittelpunkt eines heftigen Streites, der innerhalb der Breslauer jüdischen Gemeinde ausgebrochen war. Sicher hatten weder Freiherr v. Vaerst, noch Hermann Barth, noch Dr. Nimbs, ein besonderes, geschweige denn religiöses Interesse an dieser Angelegenheit, aber die Vorgänge erregten in der ganzen Bürgerschaft ungewöhnliches Aufsehen, und es mochte den Leitern der Zeitung im journalistischen Interesse förderlich erscheinen, ihr Blatt hier zum Organ, und zwar beider, sich erbittert befehdender Parteien zu machen. Sie wurden dazu ohne Zweifel angeregt durch eine Persönlichkeit, die der schwebenden Streitfrage auch innerlich nahestand, ihren ständigen Mitarbeiter, den Literaten Hermann Michaelson,<sup>2)</sup> der, wie früher erwähnt, schon unter Schall in dessen letzten Jahren die Theaterkritiken für die Breslauer Zeitung geschrieben hatte. und eben damals die Zeitung mit flotten lokalen Plaudereien versah, die unter dem Titel „Tagesbulletin“ fortlaufend erschienen. Michaelson gab zugleich, seit 1830, den Breslauer Figaro heraus, den er 1846, nach seiner Übersiedlung nach Berlin, in vier Monatsschriften auflöste und von der Hauptstadt aus redigierte. Er hatte dort ein Theater-

<sup>1)</sup> Leider wurde dieser Bau 1865 ein Opfer der Flammen.

<sup>2)</sup> Vergl. S. 22.

Geschäfts-Büro aufgemacht und verfügte über weitverzweigte geschäftliche Verbindungen. Er war jedenfalls einer der ersten Journalisten von Fach in jener Zeit, und jede Art seiner Mitarbeiterschaft konnte für eine Zeitung nur vorteilhaft sein. In jüdischen Fragen blieb übrigens die Zeitung auch in den Jahrzehnten ihrer konservativen Richtung stets durchaus tolerant, und als es einmal dem unbeständigen Dr. Grattenauer gelungen war, in die Spalten des Blattes ein antisemitisches Kuckucksei einzuschmuggeln, wurde er an derselben Stelle sofort zurechtgewiesen.

Der Streit aber, um den es sich 1842 in der jüdischen Gemeinde handelte, war folgender<sup>1)</sup>:

Seit zwanzig Jahren waltete seines Amtes in der jüdischen Gemeinde der damalige Oberrabbiner Salomon Tiktin, seit 1838 war Dr. Abraham Geiger als Rabbinatsassessor eingetreten. Zwischen beiden bestand ein ausgesprochener Gegensatz in den religiösen Auffassungen: Tiktin war streng altgläubig, Geiger modern gerichtet. Anlaß zu dem heftigen Aufflammen des Streites gab im April 1842 ein ärgerlicher Auftritt zwischen den beiderseitigen Parteigängern auf dem Friedhofe bei einer Beerdigung des Bankiers Oppenheim, wobei es sogar zu Tätlichkeiten kam. Schließlich weigerte sich Tiktin, Amtshandlungen gemeinsam mit Geiger zu vollziehen, und der Gemeindevorstand verhängte über den Oberrabbiner die Suspension vom Amte. Die angerufene Regierung erklärte sich für neutral, und ein Schisma in der Gemeinde war die Folge. Die Breslauer Zeitung ist nun in jenem Jahre angefüllt mit Zuschriften von beiden Seiten, wobei Michaelson mit Namensunterschrift seine Feder für Dr. Geiger einsetzt, während sich die Redaktion unparteiisch verhält. In der Zeitung erlosch dann der Streit, der völlige Friede in der Gemeinde aber trat erst nach einer Reihe von Jahren ein.

Die für den Handel Breslaus so verhängnisvolle Einverleibung des Freistaates Krakau in Österreich vollzog sich im Jahre 1846 bekanntlich unter Ausschluß aller Öffentlichkeit. Die Zeitungen konnten sich demnach gegen die schmachvolle Preisgabe des Krakauer Freizollgebietes durch die preußische Regierung

<sup>1)</sup> Dr. M. Brann: Die Schlesische Judenheit vor und nach dem Edikt vom 11. März 1912 (Breslau, 1913), Seite 28 ff.

nicht einsetzen, wohl aber ist hervorzuheben, daß die Breslauer Zeitung in mehreren ausgezeichneten Artikeln die Schand- und Gewaltwirtschaft scharf geißelt, mit der Österreich die Einverleibung Krakaus vorbereitete, und daß die Freigabe eines dieser Artikel erst beim Obergerichtsgericht erstritten werden mußte, ebenso wie die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Gründe des Obergerichtsgerichtes für die Freigabe, die freilich ebenso zutreffend wie für den Breslauer Zensor bloßstellend waren.

Bis in das Jahr 1847 währten die schon im Mai 1846 aufgenommenen Verhandlungen mit den Behörden darüber, ob Dr. N i m b s in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Redakteur der Breslauer Zeitung und der Schlesischen Chronik amtlich anzuerkennen sei. Das dahingehende Gesuch von Vaerst und Barth hatte allerlei Amtsstellen zu durchlaufen. Der Polizeipräsident H e i n k e berichtete am 31. Mai, der Zensor, Regierungsrat v. S c h ö n f e l d, erst am 8. Dezember, und der Oberpräsident v. M e r c k e l sandte sein Gutachten an das Ministerium erst am 31. Dezember 1846 ab. Merckel schlägt vor, dahin zu entscheiden, daß das Besitzrecht an der Breslauer Zeitung und der Schlesischen Chronik, wie es seit 1842 zwischen V a e r s t und B a r t h zu gleichen Teilen festgesetzt sei — so zwar, daß Barth auch nach dem Tode Vaersts die Zeitung allein herauszugeben befugt sei, und daß beide von der Mitverantwortlichkeit für die Zeitung nicht entbunden werden — unverändert bestehen bleibe, daß aber Dr. N i m b s, ohne Besitzeanrecht an der Zeitung, als mitverantwortlicher Redakteur zuzulassen sei. Der Minister stimmte diesem Vorschlag am 9. März 1847 zu. Es war das eine Neuerung in dem Zeitungsrecht damaliger Zeit, da man bis dahin annahm, daß der Redakteur zugleich Besitzer und der Besitzer zugleich Redakteur der Zeitung sein müsse. Merckel hatte sich für die Richtigkeit seiner Auffassung auf § 15 der Verordnung vom 30. Juni 1843 berufen, der „die Zulässigkeit der Ernennung eines besonderen Redakteurs außer allen Zweifel stelle.“ In der Folge zeichnet dann Dr. N i m b s als verantwortlicher Redakteur und als Druck und Verlag Graß, Barth u. Co.; der Name Vaersts verschwindet aus der Zeitung.

Zu loben ist in allen diesen und in den folgenden Jahren die sorgfältige Beachtung, die in der Breslauer Zeitung der wissen-

schaftlichen Literatur zuteil wird. Es verbietet sich hier, auf Einzelheiten einzugehen, aber bemerkt sei doch, daß Justus v. Liebig's bahnbrechendes Buch über die „Organische Chemie und ihre Anwendung auf die Agrikultur und Physiologie“ in Nr. 43 desselben Jahrganges 1841 begeistert besprochen und von ihm gesagt wird, daß es bestimmt scheine, „in der Wissenschaft Epoche zu machen und in seiner Sphäre eine völlige Reformation vorzubereiten“, und daß schon 1846 (Nr. 85 vom 10. April) zum ersten Male der Name von Charles Darwin auftaucht.

Bei ihrer „guten Gesinnung“ wurde die Zeitung, so wenig sie im übrigen von Zensurschikanen verschont blieb, gelegentlich sogar einmal zu einem politischen Schergendienst mißbraucht, und zwar handelte es sich um den Verfasser des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“, den tüchtigen Germanisten an der Breslauer Universität Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Hoffmann war Ende des Jahres 1842 durch Beschluß des Staatsministeriums seiner Professur wegen der Herausgabe des zweiten Teiles seiner „Unpolitischen Lieder“ entsetzt worden, und das harte und ungerechte Urteil hatte die königliche Bestätigung gefunden. Die Abschrift des Protokolles, das Hoffmann unterzeichnen mußte, wurde ihm verweigert. Dafür stand in Nr. 15 der Breslauer Zeitung vom 18. Januar 1843 das Urteil vollständig gedruckt. Hoffmann erblickte darin eine Verschärfung der gegen ihn ausgesprochenen Strafe. Er wurde aber von den Gerichten abgewiesen, weil die Breslauer Zeitung von einer Behörde zu jener Mitteilung ermächtigt worden sei. Da in jenem Urteil 39 Lieder, und zwar die treffendsten, mit Titel und Nummer angeführt und in ihrem Inhalt skizziert waren und mehrere deutsche Zeitungen das Urteil nachdruckten, so hatte die Angelegenheit wenigstens das Gute, daß auf diese Weise eine wirk-same Reklame für jene ausgezeichneten politischen Gedichte gemacht wurde.

### Zwei journalistische Streitschriften

Ein helles Licht auf die journalistischen Zustände in Breslau in jener vormärzlichen Zeit werfen zwei Streitschriften aus dem Jahre 1847, zwei dünne Heftchen von 31 bzw. 32 Seiten Umfang, „Geschichte einer Aktien-Zeitung“ (Breslau,



Eduard Trewendt) und „Die Oder-Zeitung und das böse Gewissen ihrer Feinde. Ein offenes Wort über altes und neues Zeitungswesen in Breslau“ (Breslau, Friedrich Aderholz).

Die Allgemeine Oder-Zeitung war 1846 infolge der Rongeschen Bewegung als Organ des katholischen Klerus mit einem Aktienkapital von 20 000 Talern gegründet worden, konnte aber auf keinen grünen Zweig kommen, bis sie 1848 — seit 1849 unter dem Titel „Neue Oder-Zeitung“ — das eigentliche Revolutionsorgan Breslaus wurde. Die Schlesische Zeitung und die Breslauer Zeitung wehrten sich gegen das neue Blatt durch die Methode des Totschweigens. Nicht unwillkommen wird es ihnen aber gewesen sein, als eine haßgetränkte Broschüre, die, wie in der Gegenschrift wohl richtig vermutet wird, einen entlassenen Beamten jener Zeitung zum Verfasser hatte, die Blößen des jungen, lebensunfähigen Organs rücksichtslos aufdeckte. Der Inhalt dieser Schrift interessiert uns im übrigen hier nicht weiter, wohl aber eine Ertrags- oder richtiger Nichtertragsberechnung, die von offenbar aufs genaueste unterrichteter Seite hinsichtlich der Allgemeinen Oder-Zeitung aufgemacht wird, und die uns einen Anhalt für die Aufstellung einer Bilanz auch für die Breslauer Zeitung bietet.

Der Verfasser der „Geschichte einer Aktienzeitung“, der die Geschäftsbücher der Allgemeinen Oder-Zeitung genau gekannt hat, stellt folgende Jahresrechnung auf: Ausgaben für Druck und Papier 10 000 bis 11 000 Taler, Honorare für Mitarbeiter 2000 Taler, abonnierte Zeitungen 1000 Taler, Postportos, Verwaltung der Redaktion und Expedition, Mieten usw. 2000 Taler macht insgesamt rund 16 000 Taler. Einnahmen: von 1250 Exemplaren (nach Abzug von Stempelgebühren und Rabatten) 5000 Taler, Insertionsgebühren 2000 Taler, macht rund 7000 Taler. Das ergibt einen jährlichen Fehlbetrag von 9000 Talern, eine Rechnung, die das Schicksal der Allgemeinen Oder-Zeitung im großen und ganzen als richtig erwiesen hat.

Übertragen wir nun diese Ziffern unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände auf die Breslauer Zeitung, so kämen wir für das Jahr 1846 schätzungsweise zu folgendem Ergebnis:

## Einnahmen:

|                     |                 |
|---------------------|-----------------|
| 1500 Stadt-         |                 |
| abonnenten . . .    | 18 000 <i>M</i> |
| 2500 auswärtige     |                 |
| Bezieher . . .      | 16 000 "        |
| 972 Seiten Inserate |                 |
| zu je 480 Petit-    |                 |
| zeilen . . .        | 45 000 "        |
|                     | <hr/>           |
|                     | 79 000 <i>M</i> |

## Ausgaben:

|                    |                 |
|--------------------|-----------------|
| Druck und Papier   | 35 000 <i>M</i> |
| Honorare . . . .   | 10 000 "        |
| Abonnierte         |                 |
| Zeitungen . . .    | 3 000 "         |
| Expedition, Redak- |                 |
| tion, Miete usw.   | 6 000 "         |
|                    | <hr/>           |
|                    | 54 000 <i>M</i> |

Das ergäbe eine Reineinnahme von 25 000 Mark, was für die damalige Zeit eine recht ansehnliche Summe bedeutet.

Der Verfasser der Gegenschrift ist vermutlich der Redakteur der Allgemeinen Oderzeitung, Robert Bürkner. Dieser war ein politischer Achselträger, der aber trotzdem in Ansehen blieb. Er war 1812 in Breslau geboren, katholisch, 1833/34 Auskultator beim Breslauer Stadtgericht, dann Referendarius bei der Regierung und hatte diese Laufbahn aufgegeben, um Literat zu werden. Von Königsberg, wo er Dramaturg geworden, nach Breslau zur Übernahme der neugegründeten Allgemeinen Oder-Zeitung berufen, übernahm er gemeinsam mit Prof. Dr. K u t z e n die Redaktion, die er in scharf klerikalem und konservativem Sinne ausübte, was ihn aber nicht hinderte, später ultra-radikal zu werden, sodaß wir ihn 1853 in dem polizeilichen Verzeichnis der Journalisten finden, „welche der Umsturzpartei zugetan oder verdächtig sind.“ Er hat dann mit Dr. Julius Stein gemeinsam die erste Ausgabe der bekannten „Geschichte der Stadt Breslau“ verfaßt und redigierte bis zu Stein's Eintritt in die Breslauer Zeitung — in konservativem Sinne.

Ob nun Bürkner oder ein anderer der Verfasser dieser Schrift mit dem etwas gespreizten Titel ist, jedenfalls ist sie glänzend und in manchen Punkten sachlich zutreffend geschrieben. Der Verfasser rechnet mit seinen beiden Feinden, der Schlesischen Zeitung und der Breslauer Zeitung, gründlich ab. Uns interessiert hier nur, was er hinsichtlich der letzteren vorbringt. Hören wir ihn zunächst einmal selbst:

„Der wahre Grundzug im Naturell der Breslauer Zeitung heißt kurz und bündig — Skandalmacherei. Als Herr v. Vaerst nach Schalls Tode der Erbe der Breslauer Zeitung wurde, ist auch er aus Pietät oder Überzeugung dem beliebten Zeitungsspektakel treu geblieben. Auch von ihm konnte man sagen, er redigiere, in der einen Hand die Feder, in der anderen den Skandal. Herr Dr. Nimbbs, der gegenwärtige Redakteur, der seinem Herrn und Meister sonst in allen Stücken folgte, hat sich zu diesem Redaktionsverfahren zwar nicht offen bekannt, aber dergleichen „Beißereien“, wie man hier sagt, immer für einen guten Zeitungshebel gehalten, daher, wenn es gar nicht gehen wollte, der Baron, dessen Name wie ein drohendes Gespenst auf der Zeitung stehen blieb, ihm gern den Gefallen tat, aus den Kulissen zu treten, und ein kleines Zeitungsdonnerwetter zu machen. . . . In dieser Zeit, als die Schlesische Zeitung durch die Besprechung der Städteordnung, der Öffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen, der Oberbürgermeisterwahl, der Provinziallandtage, durch die Empfehlung des Gemeingeistes, kurz durch eine geistige Auffassung des lokalen, provinziellen und Staatslebens, die öffentliche Meinung auf ihre Seite brachte, half sich die Breslauer Zeitung durch „Temporisieren“. Nur vorsichtig streckte sie ihre Fühlhörner in die neuen Preßzustände vor, hatte sie sich doch durch die Beurteilung von Bülow-Cummerow ein Zeugnis der Reife ausgestellt. Am liebsten vermied sie die schlüpfrigen Plade der Tagesdebatte, am liebsten berichtete sie über Eisenbahnen, Seehandlung, Aktiengesetze, Theater, Spanien. Nur in höchster Not berührte sie das lokale Treiben der stimmführenden Bürgerpartei, und dann pflegte sie über dieselbe Sache zwei oder mehrere Artikel zu bringen, weil jedes Ding zwei Seiten hat und der freundliche Leser selbst wählen kann. Blieb sie trotzdem gegen die Schlesische im Rückstande, so mußte die Schnelligkeit — auch ein geistreicher Zeitungshebel — das Übrige tun. Und gibt es dann nicht Leute, viele Leute, welche Zeitungen der schnellen Berichte wegen lesen? Die Schwalben, die Nachtigallen, die Rosen, die Aktien — in der Breslauer Zeitung kamen, schlugen, blühten, stiegen und fielen sie ganze vierundzwanzig Stunden eher. Diese Tatkraft und Energie hat der Breslauer Zeitung nicht bloß das papierspekulierende Publikum, sondern auch diejenigen gewonnen, welche gern umständliche Berichte aus Berlin, wahre Hof- und Stadtklatschereien lesen. Ein guter Teil ihrer Spalten wurde in Berlin fabriziert, sie beschäftigte daselbst ein ganzes Korps von Korrespondenten — begreiflicherweise, um soviel Meinungen als möglich repräsentieren zu können, denn auch die Mannigfaltigkeit war ja ein Hebel oder ein Gegengewicht gegen die vielen Originalartikel der Kollegin. Im übrigen wurde sie in Betreff der Politik und der Tagesfragen vollkommen Grau in Grau redigiert. Reflexionen und Zustutzungen im Interesse einer Partei, ein Zugpflaster, das ihre Kollegin mit großem Erfolge anwendete, fanden nie ihren Beifall. Trotz aller Schnelligkeit, Mannigfaltigkeit und Farblosigkeit blieb sie jedoch an Zahl der Abonnenten hinter der Schlesischen Zeitung bei Weitem zurück (!), und vielleicht hätte sie das Rennen aufgeben müssen, wäre nicht jener heillose Brief aus Laurahütte, der ihr und ihrer Kollegin eine fast unerschöpfliche Ausbeute lieferte, rettend ins Mittel getreten. Dieses beklagenswerte Ereignis hatte für

die Breslauer Zeitung einen doppelten Vorteil. Erstens kam sie dadurch nicht in die Gefahr, eine Gesinnung, ein Prinzip herausstellen oder einer politischen Partei dienen zu müssen, denn Prinzip und Partei haben sich erst später um den tragikomischen Mittelpunkt des Deutsch-Katholizismus gebildet, und da hatte die Breslauer Zeitung ihr Schälchen bereits geschoren und einen anderen Not-helfer gefunden. Zweitens wurde die dem Verlöschen nahe Flamme ihrer Chronik mit dem Bodensatze des kirchlichen Skandals — denn das Fett nahm die Zeitung — aufs neue gespeist, um ihr Dasein bis heute wenigstens materiell zu fristen."

Es wird dann noch betont, daß das politische Glaubensbekenntnis der Breslauer Zeitung, seit diese in Vaersts Hände gekommen, ein legitimistisch konservatives gewesen sei, und daß sie an diesem Konservatismus auch unter Vaersts nur mittelbarer Leitung festgehalten habe, „wahrscheinlich um der hohen Begünstigung willen, der sie sich in Berlin durch den Baron zu erfreuen hatte."

Prüfen wir nun an der Hand der Tatsachen die zum Teil herben Vorwürfe, die der Breslauer Zeitung hier gemacht werden, unbefangen nach.

Daß die Breslauer Zeitung seit Schalls Tode ein Skandalblatt gewesen, oder auch nur für Skandalmacherei eine gewisse Vorliebe gehabt habe, ist durchaus zurückzuweisen. Eine solche Art der Journalistik mochte vielleicht in der eigenartigen Natur Schalls liegen, aber weder Vaerst noch Dr. Nimbs noch H. Barth verdienen einen solchen Vorwurf. Zuzugeben ist höchstens, daß sie gelegentlich auch einmal einen weitere Kreise lebhaft beschäftigenden Gegenstand in die Spalten ihrer Zeitung zogen, an dem sie weniger ein inneres als ein rein journalistisches Interesse hatten. Als Skandalsucht kann man auch die fortgesetzten Häkeleien mit der Schlesischen Zeitung nicht betrachten; denn solche Tageskämpfe ergeben sich immer wieder im Streit der Meinungen, und auch der gerechteste Richter würde schwer entscheiden können, wer der eigentliche Schuldige sei, und wer letzten Endes angefangen habe. Daß Vaerst, der an manchem ernsten Zweikampf mit tödtlicher Waffe in seinem bewegten Leben beteiligt gewesen sein mag, — Varnhagen von Ense weiß wenigstens von einem solchen Falle zu berichten — in derartigem Florettgefecht einen unterhaltenden Sport gesehen haben mag, ist sehr wahrscheinlich, aber darum doch noch keine

Skandalsucht. Im Gegenteil, diese Sticheleien hinüber und herüber amüsieren uns auch heute noch, und wenn damals ein bedächtiger Philister den Zeitungen onkelhaft riet, es endlich genug sein zu lassen des grausamen Spieles und der gegenseitigen persönlichen Anzapfungen, so werden die Beteiligten schon gewußt haben, weshalb sie auf so wohlgemeinte Warnungen nicht eingingen. Die eigentliche Quelle jenes bissigen Kampfes deckt Vaerst, der auch sonst in diesen Artikelchen alles Brillantfeuer seines Witzes leuchten läßt, in einer ausdrücklich von ihm mit E. v. V. gezeichneten und gegen den damaligen Redakteur der Schlesischen Zeitung, Hilscher, gerichteten Notiz auf. Er schreibt:

„Wenn Sie recht haben, daß ich mich in den letzten Jahren vor Schalls Ende, namentlich von dem Zeitpunkte an, wo Sie mit der Redaktion der Breslauer Zeitung in Berührung kamen, nicht um die Redaktion gekümmert habe, so war mein erstes Geschäft bei Übernahme der Breslauer Zeitung, Sie, die Sie dabei angestellt waren, ein für allemal von der Redaktion zu entfernen. Dies, tugendhafter Hilscher — ein Beweis meines brillanten Verstandes und meiner gründlichen Kenntniss der hiesigen Journalistik!“

Richtig ist, daß Vaerst seit er den Verlag der Breslauer Zeitung übernommen hatte, bemüht blieb, namentlich in Berlin, aber auch sonst in allen Hauptpunkten des In- und Auslandes eine größere Anzahl flotter Korrespondenten zu halten. Daraus kann man aber doch unmöglich einen Vorwurf herleiten; im Gegenteil, gerade dadurch, daß Vaerst bestrebt war, aus der Breslauer Zeitung ein Organ mit möglichst vielen Originalartikeln zu machen, statt, wie es damals bei den Provinzialzeitungen beliebt war, sich auf Nachdrucke zu beschränken, kann man nur ein Verdienst erblicken. Wer die damaligen Korrespondenten waren, läßt sich nicht mehr feststellen, nur einmal erfahren wir aus einer antisemitischen Streitschrift<sup>1)</sup>, in der die Breslauer Zeitung des übertriebenen Philosemitismus beschuldigt wird, ein Vorwurf, der den Baron v. Vaerst recht merkwürdig berührt haben mag, daß ein „Herr Munk“ in jenem Sinne für die Breslauer Zeitung korrespondiere.

Ebensowenig wird man etwas Tadelnswertes darin erblicken können, daß die Zeitung sich ihre Nachrichten mit möglichster

<sup>1)</sup> Theodor Brand: „Jüdische Präntentionen usw.“ Breslau, 1842.



Schnelligkeit zu beschaffen suchte. Auf diesem Gebiete hat Vaerst allerdings keine Mühe und keine Kosten gescheut, um sich alle Mittel der damaligen Verkehrsmöglichkeiten nutzbar zu machen. Gerade dadurch aber zeigte er seine Begabung und sein Verständnis für das Zeitungswesen. Der Eifer Vaersts ging hier soweit, daß er sogar das Mißtrauen und Mißfallen der Behörden erweckte. Er hatte nämlich 1845 folgende kühne Einrichtung getroffen: Die Berliner Zeitungen kamen auch nach Eröffnung der ersten Teilstrecke der Niederschlesisch-Märkischen Bahn in Breslau so ungünstig (des abends um 9 Uhr) an, daß sie hier erst am anderen Morgen, also am dritten Tage, in die Hände der Redaktion gelangten. Vaerst ließ daher durch einen besonderen Boten die Zeitungen von Berlin mittels der Bahn bis Frankfurt a/Oder befördern, wo dieser des Abends um 9 Uhr ankam. Von dort nach Bunzlau, also auf einer Strecke von etwa 160 Kilometer, hatte nun Vaerst eine Reiterlinie angelegt, mittels deren die Zeitungen noch rechtzeitig zu dem von dort um ein halb neun Uhr morgens abgehenden und mittags in Breslau eintreffenden Zuge befördert wurden, sodaß die damals noch fehlende Bahnstrecke zwischen Frankfurt und Bunzlau glücklich durch diesen Kurierdienst ersetzt wurde, und die Berliner Zeitungen in der Redaktion der Breslauer Zeitung einen Tag früher als in der Schlesischen Zeitung anlangten. Diese Privatschnellpost erregte die Aufmerksamkeit eines pflichteifrigen Gendarmen, der Vaerst beobachtet hatte, wie er eine Relaisstation zwischen Frankfurt und Bunzlau bei einem Gastwirt einrichtete. Er erstattete darüber Anzeige bei seinem Landrat, dieser berichtete an den Regierungspräsidenten in Liegnitz, und dieser hielt sich, wenn es ihm auch unwahrscheinlich dünkte, daß es sich „um unlautere politische Absichten oder eine Übertretung der Gewerbe- oder Postgesetzgebung handle“, doch für verpflichtet, die Sache an das Breslauer Oberpräsidium weiterzuleiten!

Auch den Vorwurf der Abonnenten- und Annoncenjagd wird man, so allgemein gehalten, kaum gelten lassen können. Hier verleitet wohl der Ärger über das geschäftliche Mißgeschick der Allgemeinen Oderzeitung den Verfasser zu einem Ausfall, für den er schwerlich einen berechtigten Anlaß hatte. Gewiß wäre es uns heute sehr wertvoll, zu erfahren, ob und in welcher Weise

damals die Anwerbung von Beziehern und Inserenten etwa betrieben wurde, aber wir haben allen Grund, anzunehmen, daß man diese Geschäfte nach dem damaligen Charakter der Zeit eher zu lässig als zu eifrig betrieben haben wird.

Es bleiben demnach von den Vorwürfen nur zwei übrig, die allerdings schwer wiegen: Es wurde schon früher hervorgehoben, daß der konservative Charakter, den Vaerst der Zeitung gegeben hatte, diese in weitem Umfange abspernte von dem jungen, frischen, politischen Geiste, der damals die Zeit durchwehte, und daß wir deutlich zwei Seelen in der Brust der Redaktion erkennen können: einmal das Gefühl für die tiefe Berechtigung so vieler Forderungen auf so vielen Gebieten und andererseits das Festhalten an dem Althergebrachten. Nicht überall, wie wir noch weiter sehen werden, macht sich dieser Zwiespalt geltend: in religiösen und sozialpolitischen Fragen, sowie der Entwicklung des Verkehrswesens gegenüber war die Breslauer Zeitung durchaus fortschrittlich gesinnt und bleibt hier auch im wesentlichen beständig in ihrer Haltung. Aber sonst zeigt sich in der inneren und äußeren Politik ein fortwährendes Schwanken und Schaukeln, und diese Art, aus der Zeitung gewissermaßen einen für die Redaktion unverbindlichen Sprechsaal zu machen, überträgt sie dann auch ganz allgemein auf fast alle Teile ihres Inhaltes.

So schwankt die Zeitung, so viele gute und sachliche Artikel sie auch in der Verfassungsfrage bringt, z. B. bei der Besprechung des Buches von Bülow-Cummerow<sup>1)</sup>: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältnis zu Deutschland“, Berlin, 1842, und von Lancizolle: „Königtum und Landstände in Preußen“, Berlin, 1846) in recht breitem Raume hin und her. Beharrlich ist sie nur in der Ablehnung einer gesetzgebenden Volksversammlung aus allgemeinen Wahlen und der Forderung der Volkssouveränität. Sonst aber findet sie die Landstände in ihrer Zusammensetzung bald vortrefflich, bald gänzlich unzulänglich, bald ist sie für eine Zusammenfassung dieser Stände zu Reichsständen, bald dagegen, bald scheinen ihr diese Landstände nur als ein Übergangsgebilde, bald als die eigentliche Grundlage künftiger einheitlicher Gesetzgebung.

<sup>1)</sup> Vergl. S. 105.

Nicht anders schwankt die Zeitung in der Frage der Preßfreiheit. Meist tritt sie für die Abschaffung oder Einschränkung der Zensur ein und tadelt andere Maßnahmen, wie z. B. den Zwang der Kautionslegung, aber wir finden auch eine ganze Reihe von Artikeln zum Lobe dieser jämmerlichsten aller vormärzlichen, freiheitsfeindlichen Einrichtungen<sup>1)</sup>.

Im Anschluß an das Gesetz vom 17. Juli 1846 veröffentlicht sie einen ausgezeichneten Artikel über die Strafprozeßreform und fordert entschieden die Einführung von Geschworenengerichten und die allgemeine Mündlichkeit des Verfahrens, ebenso wie sie die Einführung der Staatsanwaltschaften durchaus ablehnt, einen Artikel, der aus der Feder von Heinrich Simon geflossen sein könnte. Aber ein paar Nummern später kommt dann von einem anderen Verfasser ein ganz anderer Artikel ganz anderen Inhaltes. Schon der berühmten Schrift Heinrich Simons über die Absetzbarkeit der Richter gegenüber hatte sie dasselbe Schaukelverfahren eingeschlagen: erst ein begeisterter Artikel dafür, und dann eine gehässige Ablehnung. Ebenso brachte die Zeitung in der Krakauer Frage nach anfänglichen Angriffen gegen die österreichische Gewaltpolitik Artikel ganz im österreichischen Sinne, um sich dann wiederum mit aller Schärfe für die in ihren Rechten gekränkte Breslauer Kaufmannschaft einzusetzen und schließlich die österreichische Räuberei doch wieder zu beschönigen.<sup>2)</sup>

Diese Art wird dann auch auf rein ästhetischen Gebieten als zulässig erachtet, erst ein Artikel für, dann ein anderer gegen Grillparzer. Schelling wird einmal als ein Schädling hingestellt und dann bei seiner Berufung nach Berlin wieder warm gefeiert. Bei dem Streit über die Modelle zu dem Denkmal für Friedrich den Großen in Breslau gehen die Zuschriften für Kiss und gegen Kalide und umgekehrt bunt durcheinander, und schließlich finden wir auch ein Für und Wider darüber, welches Kirchengesangbuch den Vorzug verdiene, oder ob das Klawterholz in

1) Vgl.: „Preßfreiheit und preußische Verfassungsreform in der Breslauer Zeitung während der Jahre 1837—46“ von Eugen Thilo. Breslauer Dissertation 1907.

2) S. o. S. 100 f.

Breslau richtig aufgestellt werde! Offenbar liegt in dieser Freiheit der Erörterung Methode, aber ebenso fest steht, daß dadurch die Zeitung den Eindruck der Unzuverlässigkeit und Unselbständigkeit in weitem Umfange macht. Langweilig jedoch ist die Zeitung gerade darum nicht, und zwar um so weniger, als sie ihre Spalten jetzt nur gut geschriebenen und sachlich gehaltvollen Beiträgen öffnet. Die Leser kamen, wenn sie in jenen Jahren die Zeitung regelmäßig lasen, recht wohl auf ihre Rechnung, denn an Vielseitigkeit und auch an Gewährtheit des Inhaltes konnte die Breslauer Zeitung einen Vergleich mit den bedeutenderen damaligen Tagesblättern recht wohl aushalten. So betrug denn damals ihre Auflage 4000 Stück, während die der Schlesischen Zeitung nur 3000 zählte. Dazu kam dann noch, daß die Breslauer Zeitung immerhin ihre Sondergebiete hatte, die ihr einen eigenen Charakter gaben. Wir haben darauf bereits hingewiesen. Der Verfasser der zweiten oben angeführten Schrift hat sicher Unrecht, wenn er die Stellungnahme der Breslauer Zeitung zu der christkatholischen Bewegung nur auf Skandalsucht zurückführt. Was Ronge damals aussprach, hätte nicht so mächtig wirken können, wenn er nicht so vielen aus der Seele gesprochen und sein Aufruf in dem Zeitalter David Friedrich Strauß' würde nicht einen so weithin tragenden Widerhall gefunden haben. Die Männer in der Redaktion der Breslauer Zeitung dachten sicher über den heiligen Rock in Trier ganz ebenso, wie der tapfere Kaplan aus Laurahütte, und es wird sich verlohnen, die Haltung der Breslauer Zeitung in diesem religiösen Streit etwas genauer zu verfolgen.

## Die religiösen Bewegungen

### Christkatholiken. Protestantische Freunde.

Die Breslauer Zeitung brachte in Nr. 252 vom 26. Oktober 1844 folgende der Vossischen Zeitung entlehnte Notiz: „Die sächsischen vaterländischen Blätter enthalten in der Nummer vom 13. Oktober einen höchst lesenswerten Aufsatz eines katholischen Priesters über die Ausstellung eines Gottesrockes zu Trier. Es ist Herr Johannes Ronge zu Laurahütte, der seine Ansichten mit

ebenso achtenswertem Freimut wie überzeugender logischer Kraft ausspricht." Johannes Ronge, in Bischofswalde bei Neiße geboren, in Breslau ausgebildet und als Hauslehrer in Laurahütte tätig, war in Breslau nicht unbekannt, aber die Breslauer Zeitung durfte jenen berühmten Brief an den Bischof Arnoldi nicht veröffentlichen. Dafür sorgte die Zensur, obwohl zweiundzwanzig andere Zeitungen das Schriftstück abgedruckt hatten und es in Breslau in allen Bier- und Caffeehäusern feilgeboten wurde. Erst am 12. Dezember gelang es, gegen den zweimaligen Einspruch des Zensors, eine Freigabe durch das Oberzensurgericht durchzusetzen, sodaß der Brief Ronges endlich in Nr. 294 der Breslauer Zeitung mit zweimonatlicher Verspätung wiedergegeben werden konnte.

Trotz solcher Hindernisse hat das Blatt vom ersten Tage an sein lebhaftes Interesse für die mutige Tat des jungen Priesters bekundet. Wenn längere Artikel die Zensur nicht passieren durften, so wußte die Zeitung durch kurze Notizen die Aufmerksamkeit wachzuhalten. Als dann im Februar 1845 der Aufruf zu Beiträgen für die sich bildenden Christkatholischen Gemeinden in Schneidemühl und Breslau vom Oberzensurgericht zugelassen wurde, erschien ein Bericht über die erste gottesdienstliche Feier der Breslauer Christkatholischen Gemeinde, zu deren Geistlichen Ronge gewählt war, und darauf immer neue Berichte über den Siegeszug der Bewegung in Schlesien und darüber hinaus. Bald wird die Bezeichnung „Deutschkatholisch oder Christkatholisch“ erörtert, dann wieder der Ausdruck „schlechte Presse“, der von dem Domherrn Dr. Förster gebraucht war, von der Breslauer Zeitung freudig als Ehrentitel aufgenommen. Wiederholt erscheinen Briefe „An meinen lieben Bruder Andres“, die, in volkstümlich plauderndem Tone gehalten, die neue Lehre und die Maßnahmen der Gegner erörtern. Hier wird u. a. vor dem Zusammenschluß der katholischen und protestantischen Orthodoxen gewarnt und jede Verurteilung Andersdenkender, auch der Juden, verpönt. In einem Artikel „Alte und neue Wahrheit“ wird die neue Lehre mit Begeisterung verkündet. „Hier ist Freiheit gepredigt, mit unabweislicher Gewalt, denn wie jeder selbst frei sein will, so muß er auch seinem Nächsten die Freiheit gönnen. Hier ist Gleichheit aller vor dem Gesetz verkündigt,



denn wer den Nächsten liebt wie sich selbst, der verlangt auch für sich kein anderes Recht wie für den Nächsten."

Zu derselben Zeit war in der protestantischen Kirche eine ähnliche Bewegung bemerkbar, die, zuerst in Sachsen entstanden, sich rasch nach Schlesien verbreitete. Hengstenbergs orthodoxe Engherzigkeit rief einen ausdrücklichen Protest hervor, auch in Breslau bildete sich ein Verein „protestantischer Freunde“, auch „Lichtfreunde“ genannt, die sich am 21. Juni in der Börse zu einer Kundgebung versammelten. In einer Erklärung wurde das Recht auf freie Fortbildung des religiösen Lebens gefordert. Schnell waren 294 Unterschriften gewonnen. Die Eile war angebracht, denn bald wurde die Versammlung aufgelöst. Aber die Kundgebung fand lebhaften Widerhall, denn die Breslauer Zeitung, die über die Versammlung berichtet, bringt Monate hindurch spaltenlange Unterschriften zu der „Erklärung“ aus der Provinz. Auch Anfeindungen, besonders von der Schlesischen Kirchenzeitung, werden verzeichnet, immer aber nimmt das Blatt für die Lichtfreunde Partei. In Nr. 177 vom 30. Juli wird die erste Hauptversammlung auf dem Schießwerderplatz geschildert, wo 6000 Menschen in atemloser Aufmerksamkeit den Ausführungen des berühmten Pastors Uhlisch gefolgt waren. Die Zeitung rühmt die innige, warme Religiosität, die dort geherrscht habe und die lebendige Teilnahme an der folgenden Aussprache. Es wird festgestellt, daß die große Mehrzahl der freieren religiösen Richtung angehört, und daß sich diese gewaltige Menge willig der lautlosesten Ordnung und Disziplin befleißigt habe. Dennoch wurde schon die nächste Versammlung verboten. Konsistorialrat Dr. David Schulz wurde entlassen, weil er seine Unterschrift unter die Erklärung vom 21. Juni gegeben hatte. Die Empörung in der Stadt war allgemein, und Schulz nahm zur Zurückweisung einer anonymen Anschuldigung, die zweifellos von behördlicher Seite ausgegangen war, die Breslauer Zeitung in Anspruch. Der Geburtstag des allverehrten Mannes gab Anlaß zu großartigen Ovationen, die ihm vom Magistrat und Bürgerschaft dargebracht wurden und worüber die Zeitung in Nr. 281 vom 30. November mit Genugtuung berichtet.

## Die soziale Richtung

### Der Kasematten-Wolff. Die Webernot.

Nicht minder entschieden als in den religiösen trat die Breslauer Zeitung in den sozialen Fragen jener Zeit auf.

In Nr. 271 vom 18. November 1843 stand in der Breslauer Zeitung ein Artikel des Kandidaten F. W. Wolff mit der Überschrift „Die Kasematten“. Es handelte sich um ein altes, vernutztes Gebäude in der Sternstraße, ehemals zu den Festungswerken gehörig; es war das von dem älteren Langhans 1774—76 erbaute Friedrichstor des Springsternwerkes: dort wurden obdachlose Familien unentgeltlich untergebracht, wenn sie keine Wohnung gefunden hatten. In jenen Räumen nun herrschte völlige Verwahrlosung und ärgster Schmutz; der Fußboden war durchlöchert, die Öfen unbrauchbar, Fenster fehlten, mehrere Familien waren oft in einem Raume untergebracht, sodaß man sagen konnte, die Menschen hausten dort in schlimmeren Zuständen als die Wilden. Der Artikel erregte ungeheures Aufsehen, Wolff aber ließ es dabei nicht bewenden. In Nr. 272 vom 20. November folgt ein Aufruf für die Armen in den Kasematten, worauf in der nächsten Nummer zahlreiche eingegangene Beiträge verzeichnet sind. In Nr. 278 vom 27. November und 282 vom 1. Dezember wendet sich Wolff gegen die Schlesische Zeitung, welche die Behauptung aufgestellt hatte, es handle sich hier um „sittliche Verdumpfung, der mit Geld nicht aufzuhelfen sei“. Nr. 281 vom 30. November enthält den Vorschlag, wenigstens die Kinder aus den Kasematten in einem Erziehungsheim auf dem Lande unterzubringen, da Wolff die Breslauer Armenhausschule als Brutstätte des Elends und Lasters kennen gelernt hatte, doch wurde dieser Plan von der Behörde hintertrieben, die darin sozialistische Bestrebungen witterte.

Friedrich Wilhelm Wolff war am 21. Juni 1809 in Tarnau bei Frankenstein als Sohn eines erbuntertägigen Bauern geboren, aber seine Mutter war weit über ihren Stand gebildet, und von ihr erhielt der Knabe geistige Anregungen. Er besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz und bezog die Universität Breslau, um in den Jahren 1829 bis 1834 klassische Philologie zu studieren. Wegen seiner Teilnahme an der Burschenschaft wurde er 1834

verhaftet und jahrelang von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, wobei er in Silberberg mit Fritz Reuter, als Schicksalsgenossen, Bekanntschaft machte. Endlich, 1839, wurde er mit Rücksicht auf seine zerstörte Gesundheit begnadigt. Von ihm stammt auch die berühmte Rabenaas-Strophe, die er 1840 in Vergrößerung eines älteren Liedes zur Verhöhnung zugleich des Pietismus und der Zensur in den Schlesischen Provinzialblättern veröffentlichte. 1848 und 49 war er Mitredakteur der Neuen Rheinischen Zeitung in Köln, und lebte in enger Freundschaft mit Karl Marx und Friedrich Engels. In die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, geberdete er sich dort ziemlich wild, nahm auch an dem Rumpsparlament in Stuttgart teil, entwich dann nach Zürich und ging von dort. 1851 nach London, wo er sich kümmerlich durch Privatunterricht ernährte. 1854 besorgte ihm ein deutscher Arzt reichliche Gelegenheit zum Unterrichten in Manchester, und dort ist er am 9. Mai 1864 gestorben. Engels hat ihm in der „Sozialdemokratischen Bibliothek“ (Hottingen-Zürich 1846) ein schönes Denkmal gesetzt.

Das Jahr 1844 brachte die Not der Weber und Spinner im schlesischen Gebirge, und wieder ist es die Breslauer Zeitung, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese immer wachsende, verzweiflungsvolle Armut der Handweber hinlenkt. Nr. 16 vom 19. Januar bringt einen Aufruf aus Schweidnitz, in dem um Hilfe für die Weber gebeten wird, die mit der ganzen Familie noch nicht zwei Mark für den Tag verdienten und buchstäblich verhungerten. Am 3. Februar folgt ein Aufruf an die ganze Provinz, der Webernot zu steuern, und in Nr. 33 vom 8. Februar finden wir unter dem Titel „Webernot“ eine Aufrechnung, aus der hervorgeht, daß an einem Stück Leinwand, das sechs Tage Arbeit kostet, nur vierzehn Silbergroschen verdient werden. Noch ausführlicher ist die Schilderung der Webernot in einem Artikel von Pinnow. Hier wird der Zustand der Weberfamilien im Gebirge unter Anführung von Namen und genauen Daten vor Augen geführt und ein Bild des Elends einer verhungernenden Bevölkerung entworfen. In Nr. 56 vom 7. März wird dann die Gründung des Vereins zur Unterstützung der armen Spinner und Weber im Gebirge geschildert, an dessen Spitze Oberbürgermeister Pinder getreten war. Als dann im Juni die

verzweifelten Weber in Langenbielau und Peterswaldau jenen Aufstand wagten, den Gerhart Hauptmann mit so ergreifender Tragik poetisch verewigt hat, wurden die Behörden unruhig, man suchte nach einer Ursache und fand dieselbe in der Presse, weil diese auf die wachsende Not hingewiesen hatte. Die Zensoren erhielten scharfe Weisungen, alle Artikel zu streichen, die das unter den Webern und Spinnern herrschende Elend oder gar den Weberaufstand zum Gegenstand hätten. So mußte denn die Breslauer Zeitung verstummen, und erst in Nr. 295 vom 17. Dezember 1846 finden wir wieder einen lokalen Leitartikel von Wenzel auf sozialem Gebiete, welcher das Wohnungselend der kleinen Leute schildert und zu einem Aktienverein zum Bau von normalen Familienhäusern auffordert. Die Behörden sollten die Bauplätze unentgeltlich oder zu billigem Preise hergeben, und das erforderliche Geld sollte von Privatleuten gegen 4 % Verzinsung und hypothekarische Sicherstellung geliehen werden.

## Eisenbahnen

Es entsprach durchaus dem weltmännischen Geiste Vaersts, wenn die Breslauer Zeitung in einer anderen Frage von weittragender Bedeutung, die damals entstand, in der Eisenbahnfrage, einen dauernd folgerichtigen und fortschrittlichen Standpunkt einnahm. Die Eisenbahnfrage aber war damals noch eine Frage, und es wurde gewaltig darüber gestritten, ob der Bau von Schienenwegen für den Verkehr und das Heil der Menschheit vorteilhaft oder schädlich sei. An solchen Krähwinkeleien hat sich die Breslauer Zeitung um so weniger beteiligt, als sie, wie wir gesehen haben, seit 1836 in engster Beziehung zu dem großen Beförderer des Eisenbahnwesens Friedrich Lewald stand. Dieser hatte schon 1837 das berühmte Buch von David Hansemann: „Die Eisenbahn und deren Aktionäre in ihrem Verhältnis zum Staate“ in der Breslauer Zeitung warm empfohlen. Auch in den folgenden Jahren befürwortete die Zeitung alle die allmählich auftauchenden und dann ausgeführten Pläne zu Eisenbahnbauten, die Breslau und Schlesien angingen. 1840 brachte sie sogar einen langen Artikel mit einer schmucken lithographierten Übersichtskarte, über die Ferdinands-Nordbahn (Wien-Krakau), um die

Führung der Linie von Oppeln nach Oderberg statt nach Oswiecim zu empfehlen. Ein andermal hält es die Zeitung für notwendig, durch die Beschreibung einer Eisenbahnfahrt nach Wien (in zwei Tagen und einigen Stunden) philiströsen Vorurteilen gegenüber darzutun, wie eine solche Reise ein ungeheures Vergnügen und keineswegs eine Gefahr sei. Seit 1842 werden dann die Artikel über das Eisenbahnwesen unter einer besonderen Rubrik „Eisenbahnzeitung“ zu einer ständigen Einrichtung und auch die Literatur über das Eisenbahnwesen wird sorgfältig verfolgt und besprochen.

Als dann das überstürzte und törichte Gesetz vom 24. Mai 1844 gegen die Spekulation in Eisenbahnaktien erschien, die übrigens die Breslauer Zeitung schon 1837 bekämpft hatte, verbreitete die Zeitung, die ruinöse Tragweite dieses Eingriffes sofort erkennend, das Gesetz durch Extrablatt, um dann aus sachkundiger Feder einen scharfen Artikel gegen diesen gesetzgeberischen Unfug zu veröffentlichen.<sup>1)</sup>

### Der Handelsteil

Das Eisenbahnwesen hatte den größten Einfluß auch auf die Entwicklung des Handelsteiles der Breslauer Zeitung, denn mit den Eisenbahnaktien kam das Aktienwesen überhaupt erst in Schwung und machte zunächst Berichte über den Stand dieser Aktien und dann über den Verlauf des Börsenhandels im allgemeinen zur Notwendigkeit.

Wir haben gesehen, wie dürftig der Handelsteil der Breslauer Zeitung 1820 mit der Notierung einiger Wechsel, Geldsorten und Kurse von Staatspapieren anfangt; auch in der Mitte der dreißiger Jahre ist hier eine nennenswerte Änderung noch nicht eingetreten, nur daß diese Berichte jetzt in der Regel wöchentlich zweimal statt nur einmal erscheinen, und daß auch der Diskontosatz notiert ist. Rühriger war die Zeitung auf dem Gebiet des Warenhandels. Wir wissen, welche Bedeutung für Breslau und Schlesien und darüber hinaus der Breslauer Wollmarkt hatte, galt doch

<sup>1)</sup> Nr. 33 vom 10. Juni 1844. Der Verfasser L. S. ist vermutlich Leopold Schweitzer, Oberlandesgerichtsauscultator und in den vierziger Jahren Theaterkritiker der Breslauer Zeitung.



die Schlesische Wolle in ihren edelsten Sorten als die beste Deutschlands. Dieser in jedem Frühjahr abgehaltene Markt, zu dem sich zahlreiche weithergereiste Käufer in der Provinzialhauptstadt einfanden, und mit dem ein Pferderennen und eine Tierschau verbunden war, verlieh Breslau ein so überaus reiches und buntes Leben auf den Straßen und in den Lokalen wie nur irgendeiner Weltstadt. Stolz konnte die Breslauer Zeitung am 1. Juni 1837 schreiben: „Nicht für Breslau, auch nicht für die Provinz Schlesien allein ist der Frühjahrswollmarkt ein wichtiges Ereignis, sondern er ist es für ganz Deutschland und nächstdem für alle übrigen Länder Europas, wo edle Wolle erzeugt und verbraucht wird. Denn er eröffnet jedesmal die Geschäfte, welche in diesem so wichtigen Artikel gemacht werden, und setzt Summen von mehreren Millionen Talern in wenigen Tagen in Umlauf.“ — So ist denn in der Tat der Artikel Wolle derjenige, der zunächst im Mittelpunkt des Handelsinteresses steht, aber er ist keineswegs der einzige. Die Getreidepreise und Berichte über die Getreidemärkte an anderen Orten werden schon damals teils regelmäßig, teils nach Bedarf veröffentlicht. Dazu kommen dann die verwandten landwirtschaftlichen Erzeugnisse, vor allen Spiritus, aber auch Röte, Raps, überhaupt die landwirtschaftlichen Öle (Rüböl, Leinöl). Die Marktberichte werden immer häufiger und verraten wohlunterrichtete und sachkundige Federn. Schwer geklagt wird über die Abspernung der russischen Grenzen, und wir würden in der Zeitung noch häufiger Artikel darüber finden, wenn nicht die Zensur auch hier hemmend gewirkt und aus Furcht, daß die guten Beziehungen zu Rußland dadurch leiden könnten, die Beschwerden der Breslauer Handelswelt in der Presse rücksichtslos unterdrückt hätte. Dafür aber wird hervorgehoben, daß der Verlust des russischen Marktes die heimische Tuchfabrikation gezwungen habe, für den weiteren Weltmarkt zu arbeiten, und ihr dadurch genützt habe, wie überhaupt schlesische Cerealien, schlesisches Mehl, schlesisches Zink, schlesisches Leinen, schlesische Baumwollenerzeugnisse, schlesische Wollwaren und Wollen und schlesische Garne der Industrie und dem Verbrauch nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt dienten. Schlesien habe 1756 an königlichen Steuern direkt und indirekt 3 850 000 Taler gezahlt, 1832 aber schon 9 Millionen Taler.

Wenig ist damals noch die Rede von dem oberschlesischen Industriebezirk; seine Blüte sollte erst mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes kommen. Verkündet es die Breslauer Zeitung doch 1840 als einen namhaften Fortschritt, daß in Breslau eine erste Niederlage niederschlesischer Steinkohlen errichtet sei. Es heißt in dem Artikel: „Es gab Zeiten, wo in hiesiger Stadt auch zu den höchsten Preisen keine Steinkohlen zu haben waren. Dieser Mangel wurde gerade im Winter, wo dieselben umsomehr gebraucht wurden, am meisten gefühlt, da einerseits wegen geschlossener Schifffahrt die Verbindung mit Oberschlesien gehemmt war, andererseits die Kohlenfuhrleute Niederschlesiens wegen zu großen Schnees und des damit verbundenen schlechten Weges keine Kohlen heranzuführen. Auch wenn die Leute mit der Ernte beschäftigt waren, oder der niedrige Wasserstand der Oder die Schifffahrt unmöglich machte, trat dieser Umstand mehr oder minder ein.“

Um so bedeutsamer wurde das Aufleben der Eisenbahnaktien, als Gegenstand des börsenmäßigen Handels. Seit 1846 finden wir in den Kursnotierungen der Breslauer Börse regelmäßig dreizehn Kurse von Eisenbahnaktiengesellschaften, und in dem Berliner Börsenbericht, der allwöchentlich veröffentlicht wird, dreiundzwanzig Kurse. Der Börsenbericht bringt nun auch schon eine kurzgefaßte Tendenz an den Börsentagen. Dazu kommen Berichte über Gründungsversammlungen und Generalversammlungen der Eisenbahnaktionäre und über die Ertragsfähigkeit der einzelnen Strecken, sowie häufige Ausweise über Personen- und Güterverkehr und die erzielten Einnahmen.

Hier haben wir die ersten Anfänge eines modernen Handelsteiles, freilich nur die ersten Anfänge.

### Das Inseratenwesen

Erst etwa in den Jahren 1833 und 1834 fangen die Anzeigenseiten der Zeitung an, ein lebendigeres Aussehen zu gewinnen. Dann aber geht es rasch vorwärts, und bald sehen wir das Bemühen der Setzerei, jeder einzelnen Anzeige oder doch jeder einzelnen Art der Anzeigen durch bestimmte Formgebung ein

besonderes Gesicht zu verleihen, den Druck so einzurichten, daß das Auge des Lesers besonders darauf gelenkt und das Wesentliche in dem Inserat auch für den flüchtigen Blick auffällig und rasch erfaßbar gemacht wird.

Vereinzelte Versuche der Art waren freilich auch früher schon gemacht. So finden wir in Nr. 182 vom Jahre 1824 das Inserat einer Breslauer Tabakfirma, geschmückt mit einem allerdings höchst einfachen Holzschnitt: es ist der Name der Firma in Gestalt eines Stempels. Wir lächeln heute darüber, aber es ist der erste Beginn, die Holzschneidekunst für das Inseratenwesen in Anspruch zu nehmen.

Da ich dieses Buch nicht nur für Fachmänner schreibe, so seien einige technische Angaben zur Erläuterung vorausgeschickt. Abwechslung in den vorhandenn Schriftarten, eingefügte Abbildungen, Auffälligkeiten in der Anordnung des gesetzten Textes, Umrandungen und mehrfache Wiederholung derselben Anzeige, das sind die Mittel, mit denen ein Inserat die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen sucht. In den dreißiger Jahren beginnt man nun alle diese Mittel zur Anwendung zu bringen, wenn auch mit verschiedener Häufigkeit. Der Wechsel der Schriftarten beruht auf der Höhe und Breite des einzelnen Buchstabenbildes. Man zählt nach *Konkordanzen*, die je vierundzwanzig Einheiten umfassen, und die Schriftarten unterscheiden sich nach ihrer Größe, d. h. der Zahl jener Einheiten. Die *Petitschrift* als eigentliche Grundschrift, in dem die Zeitung ursprünglich gesetzt war, zählt vier Einheiten. Später trat an ihre Stelle die *Borgisschrift* (aus *Bourgeois*), die  $4\frac{1}{2}$  Einheiten zählt. Größere Schriftarten sind dann *Corpus* mit 5, *Cicero* mit 6, *Mittel* mit 7, *Tertia* mit 8, *Text* mit 10, *Doppelmittel* mit 14, *Kleiner Kanon* mit 18, *Großer Kanon* mit 24 Einheiten, also letztere eine ganze Konkordanz umfassend. Dazu kommen noch andere Abwechslungsmöglichkeiten. Die Schrift kann *fett* gedruckt werden, dann ist das Buchstabenbild nicht höher, aber breiter, es deckt mehr Papier; die Schrift kann *gesperrt* sein, d. h. zwischen den einzelnen Buchstaben wird ein größerer Raum gelassen, wobei zu bemerken ist, daß *Sperrdruck* nur wirkt und das Lesen erleichtert, wenn er sparsam angewandt wird; mehrere Zeilen oder gar Abschnitte vollständig

in Sperrschrift gedruckt, erschweren geradezu das Lesen und verfehlen somit ihren Zweck. Die Schrift kann aber auch durchschossen gegeben werden, d. h. der Abstand der Zeilen wird durch das Einschieben von Metallplättchen, sogenannten Regletten, um  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Petithöhe vergrößert. Endlich kann auch Fraktur (deutsche Schrift) mit Antiqua (lateinischer Schrift) abwechseln. Die Antiquaschrift läuft breiter, deckt mehr Papier, hat, wie der Fachmann sagt, mehr Fleisch, und darauf beruht die durchschnittlich bessere Lesbarkeit der lateinischen gegenüber der deutschen Schrift.

Alle diese Hilfsmittel werden gegen die Mitte der dreißiger Jahre im Inseratenteile unserer Zeitung von den Jüngern der Schwarzen Kunst mit Eifer und mehr oder weniger Geschick zur Anwendung gebracht und verleihen dem Inseratenteil allmählich die Lebendigkeit, an die wir in unseren heutigen Zeitungen wie an eine Selbstverständlichkeit gewöhnt sind. Dabei ist aber zu beachten, daß diese Kunst keine so einfache ist, wie es dem Laien scheinen mag, ja, daß es hier, wie in allen Kunstarten, Theorien und Meinungsverschiedenheiten gibt. Am meisten fällt immer das auf, was sich aus Gleichartigem am stärksten hervorhebt. Groß gedruckte Worte oder Zeilen wirken um so mehr, je einzelner sie stehen. Ein aus lauter gleichartig großer Schrift gedrucktes Inserat hebt sich zwar gegen andere, kleiner gedruckte ab, aber es fehlt die Abwechslung im eigenen Inhalt. Dazu kommt, daß der Inserent in manchen Anzeigen den Lesern viel Text bieten muß, weil er viel mitzuteilen hat, und sich nicht auf Schlagworte und Aufzählungen (z. B. von Warengattungen und Warenstücken, die er verkaufen will) beschränken kann. Hier ist nun die Frage, wie der Leser zu veranlassen ist, das Inserat mit dem kleiner gedruckten Text überhaupt zu lesen, und nun läßt der Setzer alle Künste spielen, um dem Inserat eine Form zu geben, die zum Lesen anlockt. Bei Inseraten mit längerem Text sucht man den Blick auf wenige Schlagworte, aber so packend zu lenken, daß der Leser neugierig wird und nun die vermutete Erläuterung in dem kleineren Druck zu suchen sich veranlaßt sieht. Lauter Großdruck, sagen viele der Erfahrensten, ist längst nicht so wirksam, als wenige, aber besonders schreiend hervorgehobene Worte inmitten eines Textes von kleiner Schriftart.

Die Anzeigen in der Biedermeier- und vormärzlichen Zeit tragen immer noch vorherrschend den Charakter der wirklichen Mitteilung und weniger den der reinen Reklame. Man verfolgt mehr den Zweck, dem Publikum bekannt zu geben, daß bestimmte Waren da und dort überhaupt zu haben sind, daß gewisse Veranstaltungen der und der Art dann und dort stattfinden, als den der Anlockung im Kampfe mit der Konkurrenz. Damals war eben noch nicht immer alles ohne weiteres vorrätig, wie bei uns in der Zeit vor dem Kriege, sondern das Publikum horchte auf, wo es begehrte Waren in gewünschter Beschaffenheit erhalten konnte, wo neue Quellen der Unterhaltung und des Vergnügens sich erschlossen. Darum sind Wendungen häufig wie die: „Mit letzter Post trafen eben ein“ usw. Handelte es sich dabei um frische Austern, Kaviar, neue Trüffeln und dergl., so liegt darin auch für uns nichts auffälliges. Aber auch neue Sendungen von Pariser Ballwesten oder aromatischem Kräuteröl, kurz jede Art von Waren wird mit dem Hinweis darauf angezeigt, daß sie als Neuheiten eben in Breslau angekommen seien. Die großen auswärtigen Geschäftshäuser kündigen ihren Kunden die bevorstehende Ankunft ihres Reisenden an, „der den geehrten Geschäftsfreunden seine Aufwartung machen“ werde. — In den Jahren 1835 und 1836 ist der Inseratenteil durch eine besondere Überschrift „In s e r a t e“ von dem Textteile scharf geschieden, eine Pedanterie, die mit dem Folioformat anstelle des Quartformats wieder verschwindet.

Die Anordnung der Inserate ist so gehalten, daß erst die kurzen Anzeigen der Logen in einer oder zwei schmalen Zeilen kommen, dann der Spielplan des Theaters, und hierauf folgen die Familienanzeigen, der Büchermarkt, Auktionen, Geschäftsanzeigen, die freilich noch wenig nach Zweigen geordnet sind, dann offene Stellen und Stellengesuche, Wohnungsanzeigen und Vergnügensanzeigen aller Art. Die Familienanzeigen lassen den festen Boden erkennen, auf dem die Zeitung steht: aus fast allen schlesischen Städten finden wir die freudigen und traurigen Ereignisse von allen Ständen, Adel und Bürgertum, Beamten und Kaufleuten, usw. angezeigt. Den breitesten Raum nimmt noch immer der Büchermarkt ein, wobei ich ganz von dem stark benutzten Vorrecht absehe, daß Anfangs Firmen wie J o s e f M a x & C o. als



Niederlage der Zeitung und dann Graß, Barth & Comp. als Expeditionsfirma genossen. Auch andere Buchhandlungen, Breslauer und auswärtige, inserieren stark, oft ganze Seiten beanspruchend oder mit umfangreichen Beilagen. Ich finde Nummern, in denen die Bücheranzeigen, von den Beilagen abgesehen, 7 Seiten und die übrigen Geschäftsanzeigen zusammen nur 6 Seiten zählen. Die Buchhandlung von August Scholz & Comp. füllt in einer Nummer 5 Seiten mit der Aufzählung alles dessen, was in ihrem Lesekabinett und Journal- und Bücher-Lese-Zirkel geboten wird.

Besonders knifflartige Kunstmittel, um ein Inserat auffällig zu machen, sind noch selten. Ganz vereinzelt ist einmal eine Anzeige quer, statt vertikal gestellt, oder es findet sich in hervorgehobenem Druck das Stichwort: „Als Strafe“, und dann geht es in kleiner Petitschrift weiter „zahle ich den doppelten Betrag meines Haarfärbemittels usw.“, Methoden, die dann später bis in unsere Zeit so vielfach und mit soviel Erfindungskunst zur Anwendung gekommen sind. Auffälliger ist auch in späteren Jahren der ungewöhnlich seltene Gebrauch der damaligen Holzschnidekunst zur Verschönerung und Anlockung. In den ersten Zeiten sind es umherziehende Gesellschaften, die solche Holzschnitte mitbrachten: Menagerien, Zirkusse, Schaubuden und dergl., dann kommt einmal eine Regenschirmfabrik; eine Tabakfirma wurde schon erwähnt, ferner die Hoflieferanten mit ihren preußischen Wappen; das große Breslauer Rennen zur Zeit des Frühjahrs-wohlmarktes, der überhaupt als Anlaß zu Inseratenaufträgen mit der Weihnachtszeit fast auf einer Stufe stand, kündigt sich durch ein auffallendes Bild von dahinjagenden Jockeis an, und daran schließt sich später zur Zeit der Eisenbahnen das große Bild einer dampfenden Lokomotive mit einer Anzahl angehängter Wagen. Ein neu eröffneter Gasthof in Frankenstein (Umlauff's Hotel) stellt sich in voller Abbildung, mit einem flotten Straßenbilde als Staffage, dar. Aber alles das ist selten. Die Druckerei, vermutlich auch die Geschäftsstelle, bedauert, daß diese Art des Schriftschmuckes sich nicht einleben wolle, und so finden wir denn einmal alle die schönen Holzschnitte (26 verschiedene Arten) untereinander in einer Zeitungsnummer abgebildet und ihre häufige Anwendung warm empfohlen. Man sieht da: zeigende

Hände, Häuser, Jäger, Gewehre, Jagdabzeichen, Narrenkappen, Musikinstrumente, Billards, Pferde, Wagen, Öfen, Hute, Tabakspfeifen, Schirme, Würste, Bierfässer, alles bunt durcheinander. Aber das inserierende Publikum verhielt sich nach wie vor ablehnend, die Bildreklame blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Auch ein zweiter ganz gleichartiger Versuch, den Gebrauch von Vignetten zu Inseraten zu empfehlen, aus dem Jahre 1851 hatte keinen nennenswerten Erfolg, wenn auch damals die Verzierung der Inserate durch Holzschnittbilder schon häufiger war. Um die Häufigkeit zu prüfen, mit der damals und später die einzelnen Geschäftszweige den Absatz ihrer Waren durch größere Zeitungsanzeigen zu heben versuchten, habe ich die acht Hauptinsertions-tage des Jahres, den sogenannten Silbernen und Goldenen Sonntag vor Weihnachten und die dazwischen liegenden sechs Tage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verglichen. Die Zahl der Großinserate belief sich in den einzelnen Branchen auf folgende Ziffern.

|                 | 1820 | 1830 | 1840 | 1850 | 1860 | 1870 | 1880 | 1890 | 1900 | 1910 |            |
|-----------------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------------|
| Buchhandlungen  | 10   | 27   | 20   | 21   | 18   | 11   | 21   | 17   | 1    | 1    |            |
| Lebensmittel. . | 21   | 16   | 11   | 2    | 13   | 13   | 23   | 23   | 21   | 22   |            |
| Webstoffe . .   | 7    | 12   | 16   | 12   | 18   | 22   | 29   | 28   | 28   | 30   | 1913<br>38 |
| Zigarren, Tabak | 1    | 9    | 8    | —    | —    | —    | —    | —    | —    | —    |            |
| Galanteriewaren | 9    | 12   | 9    | 11   | 7    | 16   | 25   | 23   | 12   | 41   |            |
| Kunsthandlungen | —    | —    | 1    | 3    | 1    | —    | 8    | 9    | 4    | 7    |            |

Man sieht, Schwankungen gibt es in allen Zweigen, aber einige haben eine steigende, andere eine fallende Richtung oder verschwinden ganz. Von dem Überwiegen der buchhändlerischen Anzeigen in den älteren Jahrzehnten sprach ich schon. Im neuen Jahrhundert hören sie allmählich ganz auf, sicher zum Schaden des literarischen Absatzes. Ganz verschwunden sind auch die Anzeigen von Zigarren, Zigaretten und Tabak, und zwar schon seit den vierziger Jahren vorigen Jahrhunderts. Hier ist der Grund leicht einzusehen. Der einzelne Raucher prüft die ihm zusagende Ware, die er schließlich in jedem besseren Laden in gleicher Güte haben kann, nach dem ureigensten Geschmack,

oder er hat keinen Geschmack und raucht, was für einen bestimmten Preis gerade geboten wird. Die reklameeifrige Zigarettenindustrie aber schlug als Mittel zum Zweck andere Wege als den der Zeitungsanzeigen ein. Die Lebensmittelbranche bildet einen nach unten gewölbten Bogen: denn sie inseriert in den ersten Jahrzehnten stark, läßt dann bis zum Jahre 1850 nach, vermehrt dann wieder rasch die Anzeigen und hält sich seit 1880 ungefähr auf derselben Höhe. Eine steigende Tendenz haben die Webstoffe. Auch die Anpreisung der Galanteriewaren schwankt, schnell aber zuletzt sprunghaft empor, und die Kunsthandlungen haben erst in den allerletzten Jahren, namentlich während des Krieges, einen starken Aufschwung genommen; bis dahin inserieren sie spärlich und mit schwankender Häufigkeit.

Nun ist es bekannt, daß eine Anzeige um so stärker wirkt, je häufiger sie, womöglich in genau derselben Form, wiederholt wird. Ein Annoncenbüro schilderte einmal die Einwirkung des wiederholten Inserates auf die Psyche des Lesers ungefähr wie folgt: Das erste Mal übersieht man die Anzeige, das zweite Mal sieht man sie, liest sie aber nicht, das dritte Mal liest man sie, aber denkt sich nichts dabei, das vierte Mal liest man sie mit Aufmerksamkeit, das fünfte Mal bekommt man Lust zum Kauf, nach dem sechsten Mal spricht man mit seiner Frau darüber, und nach dem siebenten Male kauft man. Daß dem nun gerade so ist, soll nicht behauptet werden. Sicher aber bleibt, daß eine große Anzahl von einzelnen Kaufartikeln nur auf diesem Wege einen Riesenabsatz gefunden haben — vorausgesetzt, daß die Ware an sich Vorzüge hatte, die den Käufer den Erwerb nicht gereuen ließen. Denn schlechte Ware wird auf die Dauer durch keine Reklame, welcher Art auch immer, volkstümlich zu machen sein. Die beste Reklame bei einer eingeführten Ware bleibt nun einmal immer das Lob von Mund zu Mund, das zufriedene Käufer verbreiten. Die Methode, durch häufig wiederholte Inserate ähnlichen oder gleichen Inhaltes zu wirken, findet sich auch schon in den ersten Jahrzehnten. Aber feste Ergebnisse für die Betrachtung ihres Anwachsens nach Geschäftszweigen und Jahren lassen sich nicht gewinnen: die Spekulation des einzelnen Kaufmannes bleibt entscheidend, und das Zutrauen zu dieser Art der Reklame zeigt sich schwankend.

Ein wahres Kreuz für die Presse der älteren Zeit war die Verpflichtung zu unentgeltlicher Aufnahme der amtlichen Anzeigen, ohne die doch keine Zeitung bestehen konnte. Hier opferten die Zeitungen dem Staate jährlich ungezählte Tausende an Geldwert, und noch heute fehlt es der Presse an ausreichend fester Organisation und kollegialem Zusammenhalt, um dieses Übel mit der Wurzel auszurotten, wenn sich auch vieles gebessert hat. Vergeblich wandten sich die Verleger der Breslauer Zeitung 1846 an das hiesige Oberpräsidium mit dem doch gewiß gerechtfertigten Ersuchen, daß die Behörden wenigstens diejenigen Anzeigen bezahlen möchten, die, wie Inserate von behördlichen Verkäufen, Versteigerungen, Bauverdingungen unmittelbar zum Gelderlös oder zur Geldersparung führten. Sie wurden abschlägig, fast drohend beschieden. Ja, als die Stadt Guttentag 1846 das Opfer einer Feuersbrunst geworden war, wollte der Magistrat dieser Stadt die Zeitungen zwingen, die sehr umfangreichen Anzeigen, in denen um Geldunterstützung gebeten und über die eingegangenen Beträge quittiert wurde, unentgeltlich aufzunehmen. Er lehnte sogar die Erstattung des Selbstkostenpreises ab und wurde hierbei von dem Oberpräsidium unterstützt. Mit Recht wandte Hermann Barth als Verleger der Breslauer Zeitung gegen dieses Ansinnen ein, daß schließlich jede irgendwie geschädigte Gemeinde oder gar jeder Privatmann in ähnlichen Fällen mit solchen Ansprüchen hervortreten könne. Erst die Drohung, des Präjudizes wegen es auf eine richterliche Entscheidung ankommen lassen zu wollen, verhalf Barth zu seinem Recht. Aber man sieht, in welcher üblen Lage die Presse war in einer Zeit, in der es noch keine Verlegervereine und keine Presseverbände gab.

---

## Die Revolutionsjahre

Den Auftakt zu der Revolution von 1848 gab die Einberufung des Vereinigten Landtages zum 11. April 1847 durch das Patent vom 3. Februar jenes Jahres. Konnte sich der König auch mit dieser, damals noch durch und durch monarchisch gesinnten und von dem besten Willen zu einer Verständigung beseelten Versammlung nicht einigen, dann war die Revolution unvermeidlich. Die Breslauer Zeitung begrüßt den Zusammentritt der Vereinigten Provinzialstände mit Genugtuung, und erklärt sich auch mit der Bildung der Herrenkammer einverstanden. Nur tadelt sie, daß die Befugnisse dieser Volksvertretung namentlich auch der vereinigten Ausschüsse, die den gesamten Landtag in der Regel ersetzen sollten, zu knapp bemessen, und daß nicht eine regelmäßige Einberufung vorgesehen sei.

In der ersten Nummer des Jahres 1848 wirft die Zeitung einen Rückblick auf das verflossene Jahr. Es wird nicht verhehlt, daß vieles trübe im deutschen Vaterland aussehe, und daß die Dinge nicht so bleiben könnten, wie sie augenblicklich stünden. Aber ein Anfang sei immer gemacht. Besonders wird auch der Hoffnung auf ein einiges Vaterland Ausdruck gegeben: „Das Jahr 1847“, so schreibt sie, „wäre ein Jahr des Segens für Deutschland, hätte es auch nur den Umschwung in Preußen gebracht. Aber es hat im ganzen deutschen Vaterlande Einheit und Kraft gefördert, die so lange verpönte deutsche Einheit lebt schon nicht mehr bloß im heißen Sehnen des Volkes, sie hat auch Eingang in die Kabinette gefunden, und wie die Eisenbahnen nun Süd und Nord, Ost und West aneinander ketten, so sind auch die ersten Schritte geschehen, um eine gemeinsame Gesetzgebung anzubahnen. Viel, sehr viel bleibt uns noch zu hoffen übrig, aber jetzt darf Deutschland wieder hoffen.“ Diese Hoffnung war freilich noch arg



verfrüht. Der Vereinigte Landtag war im Juni 1847 ohne weiteres Ergebnis, als daß er die Geister mächtig aufgeregt hatte, geschlossen, und im Dezember war wieder in alter gemüthlicher Weise die Tagung der Vereinigten Ausschüsse aufgenommen worden, die sich bis zum 4. März 1848 hinzog und in der Rechtsreformen beraten wurden, worüber die Breslauer Zeitung ausführlich berichtet. Die Thronrede, mit der die Ausschüsse geschlossen wurden, verhiess endlich die regelmäßige Einberufung des Vereinigten Landtages, was die Breslauer Zeitung veranlaßte, zu verlangen, daß nun endlich auch Preßfreiheit gewährt werde, die von der Bundesversammlung unter dem 3. März 1848 in der Form verheißen war, daß es den Gliedstaaten „unter den nötigen Garantien gegen den Mißbrauch“ freistehen sollte, die Zensur abzuschaffen.

Inzwischen begannen die Stürme, die von Frankreich her hereinbrachen. In Breslau hatte sich, unabhängig von der französischen Revolution vom 24. Februar, schon ein kleiner Sturm in der Stadtverordneten - Versammlung abgespielt. Seit dem 19. November 1847 waren deren Verhandlungen öffentlich, und die Zeitung berichtet nun über die Sitzungen, wenn auch knapp, so doch sachlich und übersichtlich. Nun hatte die Polizei wieder einmal ein paar ganz unverschämte Hauseinbrüche in der Gestalt von Haussuchungen bei angesehenen Bürgern verübt, wie das damals üblich war. Zwei dieser Bürger, E. Möller und Litterat Semrau, hatten sich an die Stadtverordneten-Versammlung gewandt, um einem verleumderischen Schreiben entgegenzutreten, das der Polizeipräsident in dieser Angelegenheit an die Versammlung gerichtet hatte. Der zufällig amtierende stellvertretende Vorsitzende, Dr. Regnbrecht, Professor der Rechtskunde an der Universität, weigerte sich, jene Schreiben zu verlesen, was stürmischen Widerspruch hervorrief, die Versammlung zu vorzeitigem Schlusse brachte und Dr. Regnbrecht veranlaßte, sein Amt niederzulegen<sup>1)</sup>. Erbittert beklagte er sich dann in der Zeitung über persönliche Verunglimpfungen

<sup>1)</sup> Michael Regnbrecht war 1791 in Braunsberg geboren und starb am 9. Juni 1849 in Breslau an der Cholera. Seit 1825 war er ordentlicher Professor der Rechte an der Universität. Er schloß sich der Rongeschen Bewegung an, trat aber 1846 aus der christkatholischen Gemeinde wieder aus.

durch „einige ihm bekannte Referenten hiesiger Zeitungsblätter“, aber es wurde nachgewiesen und durch eine Anzahl von Unterschriften einwandsfreier Ohrenzeugen bestätigt, daß sein ungeschicktes Verhalten in jener Sitzung wenigstens in der Breslauer Zeitung völlig zutreffend dargestellt war.

Am 6. März, einem Montag, erschien ein Extrablatt der Breslauer Zeitung, anderthalb Bogen stark, mit ausführlichen Berichten über die Vorgänge in Frankreich, aber auch über die ausgebrochenen Unruhen in Baden, Bayern, Rheinhessen. Die Wogen der Erregung gingen natürlich sehr hoch, und die Polizei tat, was sie konnte, um durch Ungeschick die Gemüter noch mehr aufzuregen. Am 2. März hatte im Stadttheater eine *Tell-Aufführung* wegen plötzlicher Erkrankung des Hauptsängers abgesagt werden müssen. Es verbreitete sich das Gerücht, die Polizei habe aus Angstmeierei dieses „revolutionäre Stück“ verboten. Prompt erwiderte diese, an so etwas garnicht gedacht zu haben, — um am 8. März die Vorstellung wirklich ihrerseits zu verhindern; sie versuchte dann eine Bemäntelung dieser Albernheit in einer sehr lahmen, von der Redaktion (d. h. dem Theaterleiter Dr. Nimb s) aber widerlegten Erklärung. Inzwischen war der Stadtverordnetensaal am 6. März infolge der Nachrichten aus Paris wiederum der Ort einer stürmischen Sitzung gewesen. Es handelte sich um den Beschluß, eine *Abordnung an den König* persönlich zu senden, um die sofortige Einberufung des Landtages und Preßfreiheit zu fordern. Die Zeitungen durften darüber mit dem Vermerk „Verspätet“ erst am 11. März berichten, der amtliche Bericht, veröffentlicht von der Regierung selbst, erfolgte sogar erst am 15. März.

Der große Tag aber, von dem die Geschichte der freien deutschen Presse datiert, war ein Montag, der **20. März 1848**. Abends erschien ein Extrablatt der Breslauer Zeitung, anderthalb Bogen stark, mit der Überschrift: „**Verkündigung**“. Es enthielt das königliche Patent wegen Einberufung des Vereinigten Landtages und das *Gesetz über die Presse mit der Aufhebung der Zensur*. Darunter stand in großer Fettschrift:

**Erster zensurfreier Druck von Graß, Barth & Comp.**

Man fühlt noch heute dem Jubel nach, der damals die Brust jedes Jüngers der Schwarzen Kunst, ob Verlegers oder Re-

dakteurs, emporschwellen ließ, als der quälende, mark- und nervenzerreibende Alpdruck der schnöden, törichten, boshaften Zensurgewalt fiel, und nun ein neues, goldenes, ja erst ein eigentliches Zeitalter der Presse mit einem Schlage hereinbrach. Nun mußte auch der Titelkopf der Zeitung wieder geändert werden; von Nr. 68 vom 21. März ab kommen die verhängnisvollen Worte „Mit allerhöchster Bewilligung“, die sich wie eine Sklavenkette um die Breslauer Zeitung geschlungen hatten, in Wegfall. In der folgenden Nummer bringt dann die Zeitung einen programmatischen Artikel: „Das Gebäude, welches eine unglückliche Verblendung durch drei Dezennien hindurch mühsam erbaut hatte, das Gebäude, dessen morsche Stützen schon seit langen Jahren jedem, der sehen wollte, bloßlagen, das Gebäude ist auch in unserem Vaterlande zusammengestürzt . . . Wir können es nicht laut genug aussprechen, daß der Staat der Freiheit die Freiheit für alle heißt, daß eine Hebung der Lage der Arbeitenden eine unabweislich und notwendig eintretende Folge ist. Arbeit und Besitz werden und müssen Hand in Hand gehen, sonst stürzt das ganze gesellschaftliche Gebäude zusammen.“

Sofort nimmt aber auch die Zeitung Stellung zur Monarchie, und zwar im positiven Sinne. . . . „Wir unsererseits sind von der Überzeugung durchdrungen, daß unter einer durchaus freien, konstitutionellen Monarchie die Freiheit aller und das Heil und der Friede des Vaterlandes bei unseren Zuständen und in diesem Zeitpunkte gesichert ist.“ In der nächsten Nummer 70 vom 23. März geht sie auf diese Frage nochmals ausführlicher ein: Den aufgetauchten Gedanken einer nur „schlesischen“, einer Sonderrepublik, weist sie entschieden als abenteuerlich zurück, aber auch allgemein gedacht sei die Republik unmöglich, weil mindestens verfrüht. „Wir denken wahrhaftig nicht schlecht von unserem Volke, wenn irgendeines, hat es die Fähigkeit, sich rasch die volle Reife zu erringen. Daß es dieselbe bisher nicht errang, war nicht seine Schuld. Wo sollte der Gemeinsinn herkommen, wenn die Versammlungen und Vereine, der einzige Weg, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit zu wecken, nimmer der Zuchtrute der Polizei entlassen, wenn die Gedanken in die

Brust zurückgedrängt wurden, und das Wort, wie es in Rede und Schrift unter dem wachsamem Blick ängstlicher Polizeimänner und der Scheere des Zensors Gestalt gewann, dem frischen Gedanken der Seele so ähnlich sah, wie ein verkrüppeltes Knieholz der majestätischen Tanne? . . . Bekennen wir es, zur Republik sind wir nicht reif, und daß wir es nicht sind, ist nicht unsere Schuld allein." Wiederholt beruft sich die Zeitung darauf, daß auch die Mehrheit des Volkes überhaupt gegen die Republik sei.

Aber ebenso entschieden wendet sich die Zeitung gegen ein deutsches Kaiser- oder Königtum. „Laßt ab von dem Gedanken an einen deutschen Kaiser, an einen deutschen konstitutionellen König; beide sind unmöglich, wenn sich die alte Eifersucht nicht verewigen soll . . . Der wahre Charakter des neuen Deutschlands wird immer der einer Föderativ-Republik bleiben müssen, mit der sich eine konstitutionell-monarchische Verfassung der einzelnen Staaten recht wohl verträgt." Diesen Standpunkt hat dann freilich die Zeitung später gründlich geändert. Denn als 1849 Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone wirklich ablehnte, ist die Zeitung voller Trauer und bitterer Klagen. Entschieden verfißt sie den Gedanken der reinen Nationalstaaten. „Wie unlauter der Begriff der Nationaleinheit in Österreich noch ist, und wie stark das Gelüst nach dem Besitze Italiens, das beweist die Aufforderung . . . Italien dem Kaiserstaate zu erhalten. Wollen die Österreicher allen Ernstes eine ihnen fremde Nationalität unters Joch bringen, dann sind sie der Freiheit unwert und verdienen, selbst unterjocht zu werden." Und ebenso sehr steht ihr das Ziel eines großen Völkerbundes und der Gemeinsamkeit der Völker in Freiheit vor Augen. „Es genügen nimmer die Garantien und Institutionen in dem einzelnen Staate, nur in der Gleichartigkeit der Verfassung und Gesetze, welche die ganze gebildete Menschheit sich gibt, nur in der inneren Macht der einzelnen Völker, welche Ehrfurcht gebietend einen gewaltsamen Eingriff eines mächtigen Nachbars, das Gelüste eines von außen einwirkenden Absolutismus unmöglich macht, liegt die Sicherheit der Zukunft." Damit zusammen hängt dann auch ihre Stellungnahme zur Polenfrage. Sie verlangt nichts Geringeres als

eine Volksabstimmung in Posen über die Zugehörigkeit der einzelnen Kreise zu Polen oder zu Preußen. „In dem Großherzogtum Posen, so schreibt sie, lassen sich die Grenzen jetzt in ihrer Reinheit nicht herstellen. Wir werden auch in Zukunft noch an den Sünden unserer Väter zu büßen haben. Aber Polen und Deutsche müssen diese Strafe gemeinsam tragen, denn wir haben gemeinsam gesündigt. Wir müssen deshalb friedlich zur gemeinsamen Sühne uns verbinden und beiderseitig Opfer bringen, damit nicht der alte Fluch sich auf Kinder und Kindeskinde forterbe.... Als erste Grundlage muß die Forderung hingestellt werden, daß die Gemeinden, Städte und Kreise durch keine äußere Gewalt, weder zum Anschluß an das neue Polenreich, noch zum Verbleiben im preußischen Staatsverbände gezwungen werden. Es wird also den Grenzkreisen mit überwiegend deutscher Bevölkerung freistehen müssen, an Preußen festzuhalten, und die polnische Minorität wird sich in das Unvermeidliche fügen müssen.“ Volle Freizügigkeit ist dabei für die Zeitung selbstverständliche Voraussetzung. Im übrigen aber zweifelt sie durchaus nicht, hält es wenigstens für sehr wahrscheinlich, daß die Polen uns künftig feindlich gegenüber stehen werden. Eine Zuschrift aus K e m p e n enthält einen Notschrei für B r o m b e r g, L i s s a, R a w i t s c h, B o j a n o w o, K r o t o s c h i n und K e m p e n, die durchaus nicht polnisch werden wollen. „Deutschland, so heißt es in der Zuschrift, verrät seine eigenen Landsleute, wenn es Striche, die fast durchweg von Deutschen besetzt sind, von sich stößt.“ Aber auch diese Zuschrift rechnet mit der Abtrennung der Provinz Posen und wünscht nur, daß jene oben genannten, überwiegend deutschen Kreise von dem neuen Polen abgetrennt und zu Schlesien geschlagen werden. Und genau wie 1919 kamen dann die Zuschriften und Hilferufe auch anderer Kreise aus Posen, die nicht vom deutschen Vaterlande getrennt und an die Polen ausgeliefert werden wollten. Aber die Zeitung bleibt fest auf ihrem theoretischen Standpunkt und erörtert ihr Programm noch ausführlicher. „Deutschland muß ein republikanischer Bundesstaat werden, dessen einzelne Teile von konstitutionellen Fürsten regiert werden. Deutschland muß alle Gebiete in sich aufnehmen, in welchen die deutsche Zunge herrscht und die deutschnationalen Sympathien vorhanden sind, Preußen (damals



noch nicht zum Deutschen Reiche gehörig), Schleswig, die unter Rußland stehenden Ostseeprovinzen. Die fremden Elemente, polnisch, dänisch, russisch, tschechisch, werden im freien Deutschland nicht gefährdet sein. Elsaß-Lothringen müsse französisch bleiben; „namentlich seit 1789 haben diese Provinzen eine so reiche, das ganze Volksleben durchdringende Geschichte mit Frankreich durchgemacht, daß sie mit demselben durchaus verwachsen sind.“

Indes ganz wohl war dem leitenden Redakteur Dr. Nimbs mit seiner im Grunde konservativen Veranlagung wohl nicht inmitten dieses Freiheits- und Verbrüderungsrausches, und er suchte und fand einen Ausweg. Unter der merkwürdigen Überschrift „Inserate“, wobei man doch an bezahlte Anzeigen denkt, veröffentlichte er nun täglich Zuschriften, die wir heute als „Eingesandtes“ bezeichnen würden, und in denen er jede Meinung ausgiebig zu Worte kommen läßt. Hier kam dann auch bald der lebhafte Widerspruch gegen die unvaterländische Polenpolitik, die im redaktionellen Teile vertreten wurde, zu immer erneutem Ausdruck. Aber auch sonst erklangen nun in den Spalten der Zeitung, ganz wie ehemals, die ungehemmten „Für und Wider“ über dieses und jenes und alles, wenn auch die Leitartikel und die zahlreichen, namentlich Berliner, Korrespondenzen auf einen einheitlichen, pazifistisch-demokratischen Ton abgestimmt waren. Dr. Nimbs aber war wenigstens in dieser kuriosen Einrichtung der „Inserate“ wieder so recht in seinem Fahrwasser der Schaukelpolitik und konnte nun um so ungestörter seiner Redaktion die Zügel schießen lassen. Freilich, viel krauses Zeug fand sich in diesen „Inseraten“, und es würde eine lohnende Sonderuntersuchung ausmachen, das bunte Vielerlei dieser Eingesandt als Zeichen jener Zeit zu sichten und näher zu prüfen.

Unterdeß waren die Nationalversammlungen in Frankfurt und in Berlin zusammengetreten. Die stenographischen Berichte beider Parlamente wurden den Lesern der Zeitung durch diese zu dem Preise von 10 Silbergroschen für je dreißig Druckbogen vermittelt. Die Zeitung selbst mußte sich auf kürzere, aber regelmäßig gut gearbeitete zusammenfassende Berichte beschränken. Sie hatte ohnehin Mühe genug, den überreichen Stoff zu bewältigen, den damals die aufgeregte Zeit bot. Vorherrschend

sind namentlich die Berichte über die Vereinsversammlungen jener Tage, in denen sich das politische Leben recht eigentlich abspielte. Da war der demokratische Klub, zu dem Männer wie Dr. Behnsch, Dr. Elsner, Eduard Graf Reichenbach, Dr. Stein, Litterat Semrau, der Landtagsabgeordnete Tschocke, Heinrich Simon und andere gehörten. Dann der ihm nahestehende demokratisch-konstitutionelle Verein, dessen Programm die Breslauer Zeitung in Nr. 90 vom 15. April veröffentlichte, unter Leitung von Eisenbahndirektor Lewald, Rittergutsbesitzer Dyhrenfurth, Dr. Honigmann, dem Dichter Berthold Auerbach, dem Theaterkritiker der Breslauer Zeitung, Dr. Max Kurnik u. a. Er nannte sich später Verein der Volksfreunde und wandelte sich nach seiner Verschmelzung mit einer ausgeschiedenen Minderheit des demokratischen Vereines zu dem Deutschen Volksverein um<sup>1)</sup>. Dann war da der Arbeiterverein, mit Dr. Asch, Nees von Esenbeck und Semrau an der Spitze, und der mehr nach rechts gerichtete konstitutionelle Zentralverein, der den Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Graeff, den Kaufmann Molinari und die Professoren Roepell und Wilda zu seinen Bannerträgern zählte. Die Breslauer Zeitung hielt sich zu dem demokratischen Flügel: aus dem demokratischen Klub stand ihr Dr. Elsner, aus dem Deutschen Volksverein Direktor Lewald am nächsten, welche beiden nach Aufhebung der Zensur auch das neue politische Programm der Zeitung entwarfen, das freilich, wie wir gesehen haben, radikal genug war.

Scharf wendet sich die Zeitung gegen den Antrag des Ministeriums Camphausen—Schwerin—Auerswald—Hansemann, der König möge den Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaiser Wilhelm I., aus England zurückberufen. Aber sie ist doch wieder gerecht genug, um unter den „Inseraten“ (d. h. als Eingesandt) eine Zuschrift des Frhrn. v. Vincke-Olbendorf aufzunehmen, die dem Prinzen gerecht wird, und auf die als bedeutsame historische Quelle ausdrücklich ver-

<sup>1)</sup> Die Angabe bei Stein, Geschichte der Stadt Breslau, Seite 317, ist nicht ganz genau, vergl. Nr. 202, 203, 209 der Bresl. Ztg. vom August und September 1848.

wiesen sei<sup>1)</sup>. Im übrigen ging sie in ihrem Radikalismus so weit, mittelbar sogar für die damals üblichen Katzenmusiken einzutreten. Es war das die Unsitte, vor dem Hause politisch mißliebiger Personen abends oder nachts einen Höllenlärm aufzuführen und ihnen die Fensterscheiben einzuwerfen. Sie wollte Gewaltmittel dagegen auch dann nicht angewandt wissen, als auch die demokratischen Vereine, ebenso wie der Gouverneur, Polizeipräsident, Magistrat und Kommandeur der Bürgerwehr sich gegen diesen Unfug wandten. „Wir werden Ruhe bekommen,“ jammert sie, „Grabesruhe, wenn es die hohen Behörden wollen.“

Ihre große deutsche Richtung verleugnet sie nicht. Den Deutschen Österreichs ruft sie zu: „Bei uns ist Euer Platz“, und ebenso schlägt sie kräftige patriotische Töne in der schleswig-dänischen Frage an. Als gar Arnold Ruge als Breslauer Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung Nationalität für eine Schranke und Patriotismus für Borniertheit erklärt hatte, fährt sie entrüstet auf. „In jenen Schranken,“ so schreibt sie, „welche Bestimmtheiten sind, liegt der einzige Quell immer frischen, lebendigen Lebens. Die Idee der allgemeinen Verbrüderung aller Nationen läßt sich nicht durch eine Zerstörung der Nationalitäten verwirklichen, auch ist diese Idee garnicht das leitende Prinzip der Gegenwart . . . O Schmach über uns, wenn es in solcher Zeit philosophischer Gründe bedarf, um uns zu überzeugen, daß es eine Entwürdigung ist, getreten und verhöhnt zu werden, ohne sich zu regen! Schmach, wenn nicht schon das Gefühl der Ehre uns drängt, selbständig zu werden, um der Freiheit wert zu sein.“ Und gleichsam prophetisch blickt die Zeitung in die Zukunft, wenn sie schreibt: „Der österreichische Staat scheint uns für seine Zukunft wenig Garantien zu haben. Wir glauben, daß er dem Drängen der slavischen Völkerschaften nach nationaler Selbständigkeit nicht werde widerstehen können; wir erwarten daher früher oder später seine Auflösung und erwarten sie ohne Bedauern. Es ist gerecht und billig, daß auch den Slavenstämmen Österreichs in dem Bestreben, sich zu organisieren, nicht um der gewaltsamen Erhaltung eines österreichischen Gesamtstaates willen drückende Fesseln angelegt werden. Sonach

<sup>1)</sup> Nr. 114 vom 16. Mai 1848.

wird Deutschland eine dereinstige Scheidung Österreichs in einen deutschen und slavischen Bestandteil eher zu wünschen als zu fürchten haben. Wir wollen nicht, daß Deutschland dem gerechten Streben der Slaven nach nationaler Selbständigkeit feindlich entgegenetrete."

Die Zeitung hat keinen Anteil an jener irrigen Meinung, die schon in diesen Revolutionsjahren auftauchte, aber doch in den Kreisen der liberalen Volksführer in der Minderheit blieb und sich erst später mehr verbreitete, an dem Vorurteil, als ob Demokratie und echter Patriotismus miteinander unverträglich, Demokratie und internationaler Pazifismus identisch seien, und man nicht von fester vaterländischer Gesinnung durchdrungen, und doch ein Freund der friedlichen Verständigung der Völker untereinander sein könne, ein Vorurteil, das nur in Deutschland besteht und bei allen anderen Völkern, slavischen, wie romanischen, wie angelsächsischen Stammes so gut wie unbekannt ist. Heute mehr als je haben wir Freude an den kräftigen nationalen Worten dieses damals durchaus demokratisch gerichteten Blattes, wenn wir dort lesen: „Wir verwahren uns aufs entschiedenste dagegen, daß jener über allen nationalen Unterschieden schwebende Idealismus — jene Mißachtung des deutschen Namens — welcher aller Welt, nur nicht den eigenen Volksgenossen zu ihrem Recht verhelfen will, ein unzertrennlicher Bestandteil der volkstümlichen Freiheitsbestrebungen sei. Es ist unser Volk, mit welchem wir die Freiheit erkämpfen, unser Volk, durch dessen Kraft wir es einzig und ausschließlich gestützt und verteidigt wissen wollen. . . . Wirft man uns aber vor, daß unser Patriotismus eine bloße „Gefühlspinselei“ sei, dann protestieren wir. Wir sind nicht bloß mit dem Herzen deutsch, wir sind es auch mit dem kalten, nüchternen Verstande."

Freilich teilte die Zeitung den Irrtum so vieler edler Geister jener Zeit, wenn auch sie an den Bestand des Schattensreiches in der Paulskirche glaubte. Jubelnd begrüßt sie die Bildung der provisorischen Zentralgewalt mit dem Erzherzog Johann an der Spitze. Jene Berufung des Habsburgers zum Reichsverweser scheint ihr nach jahrhundertelanger Schwäche und Zerrissenheit ein erstes Werk der Einheit und der Kraft, der

Überzeugungstreue und Entschiedenheit und zugleich doch wieder der Versöhnung und Mäßigung. Sie zweifelt nach anfänglichen Befürchtungen nicht, daß die Nationalversammlung die bestehende Schwierigkeit, ein gesundes Verhältnis zwischen der Zentralgewalt und den Einzelstaaten, namentlich zwischen Preußen und Österreich, zu finden, schon überwinden werde. Als das Fest der deutschen Einheit in ganz Deutschland am 6. August, als an dem Tage begangen wurde, an dem die Truppen der Einzelstaaten, auch Preußens, auf den neuen Reichsverweser vereidigt wurden, erscheint sie im Festgewand mit einem schwungvollen Gedicht von Dr. Max Kurnik an der Spitze. Allmählich aber legen sich die Schatten tiefer und tiefer auf die freudige, vaterlandsfrohe Stimmung. Die Billigung des schmachvollen Waffenstillstandes mit Dänemark durch die Frankfurter Versammlung entreißt ihr schon den Ausruf des „Jammers über diese Politik“, und als dann die Folgen der Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals v. Auerwald in Frankfurt eintraten und in Preußen das Ministerium Pfuel berufen wurde, spricht sie von der Schuld, die die ganze Nation trage. Dann jagen sich die Meldungen über den Oktoberaufstand in Wien, und die Zeitung arbeitet stark mit Extrablättern, da die Wiener Post sich infolge des dortigen Bürgerkrieges für die regelmäßige Ausgabe der Nummern meistens verspätete. Nr. 266 vom 12. November bringt einen kurzen, ergreifenden Bericht von der Hinrichtung Robert Blums, aber ohne weitere Betrachtungen darüber. Inzwischen war in Preußen das Ministerium Pfuel durch das Ministerium Brandenburg ersetzt und die Berliner Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt worden. Artikel für Artikel wendet sich die Zeitung gegen diese Vergewaltigung. Natürlich tritt sie auch für den Beschluß der Steuerverweigerung gegenüber diesem Ministerium Brandenburg-Manteuffel ein. Aber doch rät sie den Abgeordneten, die Übersiedlung nach Brandenburg mitzumachen. Als dann die Nationalversammlung aufgelöst und eine neue, übrigens durchaus liberale, „Charte Waldeck“ genannte, Verfassung aufgezwungen war, ist sie ehrlich genug, anzuerkennen, daß diese Verfassungsurkunde nach ihrem materiellen Inhalt das Niveau des bestehenden Konstitutionalismus nicht nur erreiche, sondern teilweise sogar überrage,



und daß in ihr daher eher ein Fortschritt als ein reaktionärer Gedanke zu finden sei. Aber freilich sieht sie nun im guten Glauben an die Ehrlichkeit der Regierung und des Königs, worin sie sich allerdings böse täuschen sollte, die Revolution als beendigt an.

Damit, und mit einer abermaligen Änderung des Titelkopfes, der kleiner und einfacher gestaltet wird, schließt das Jahr 1848 in der Breslauer Zeitung.

Die Zeitung behielt auch im Jahre 1849 ihre ausgesprochen demokratische Richtung bei. Vor allem verteidigte sie die Rechte der Frankfurter Nationalversammlung. „Die Souveränität der Nationalversammlung wurde zweifellos anerkannt durch Auflösung des Bundesrates, durch Einsetzung einer neuen Regierungsgewalt anstelle des Bundestages und Anerkennung dieser Gewalt durch die Regierung.“ Auch bei den Wahlen zu den Preußischen Kammern auf Grund der neuen Verfassung hielt sich die Breslauer Zeitung zu den demokratischen Parteien. Zu ihren damaligen Forderungen gehörten: eine neue Gemeindeordnung, eine neue Kreis- und Bezirksordnung, eine Gewerbeordnung, unentgeltliche Aufhebung gewisser bäuerlicher Lasten, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Dominalpolizeigewalt, eine Reform der Einkommensteuer, Verantwortlichkeit der Minister und Vereidigung des Heeres auf die Verfassung.

Ihre Mitarbeiter sind Dr. Julius Stein, Dr. Moritz Elsner und vor allem Prof. Dr. Theodor Mundt (geboren 1808, gestorben am 30. November 1861 als Professor und Universitätsbibliothekar in Berlin, wohin er schon 1850 berufen wurde).

### Dr. Julius Stein

Dr. Julius Stein, der hier zuerst als ständiger Mitarbeiter der Breslauer Zeitung auftaucht, war am 12. Juli 1813 in Naumburg a/S. geboren. Er studierte seit 1833 in Leipzig Philologie und schloß dort Freundschaft mit Robert Blum. 1837 begab er sich nach Breslau, promovierte hier 1838 und wurde als Hilfslehrer mit einem Gehalt von ganzen 250 Talern an der Zwingerrealschule angestellt. In demselben Jahre heiratete er die später

durch ihre Jugendschriften bekannt gewordene Wilhelmine Otto. Ganz erfüllt von den politischen Idealen der vormärzlichen Zeit und mit einer ungewöhnlich wirksamen volkstümlichen Beredsamkeit ausgestattet, wurde er bald einer der Führer des Liberalismus in Breslau. Bei allen Fest-Demonstrationen, wie sie damals üblich waren, den „Schiffahrtsfesten“, in der „Lätitia“, dem Künstlerverein, in der städtischen Ressource, bei den Bahnhofsversammlungen und vor allem in den später gebildeten politischen Vereinen war er einer der beliebtesten Redner. Es fehlte ihm denn auch nicht an politischen Verfolgungen; es wurden Haussuchungen bei ihm abgehalten und ihm Verwarnungen erteilt, auch wenn sein Auftreten ein durchaus harmloses gewesen war; so einmal, als er bei einem Festausfluge nach Fürstenstein die Versammelten zu milden Gaben für das durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesuchte Städtchen Guttentag aufgefordert hatte (1846). Als vollends 1849 in Breslau der Maiaufstand ausbrach, wurde er mit anderen Leidensgenossen wegen Aufforderung zum Aufruhr angeklagt und zwar von den Gerichten freigesprochen, dafür aber in Disziplinaruntersuchung genommen. Das Verfahren dauerte über vier Jahre<sup>1)</sup>, erst im Dezember 1854 erfolgte seine endgültige Entlassung aus seinem Amte als ordentlicher Lehrer an der Breslauer höheren Bürgerschule; seiner Lehrtätigkeit enthoben und auf halbes Gehalt gesetzt war er längst. In den Revolutionstagen von 1848 hatte Stein selbstverständlich in den ersten Reihen der tatkräftigen, aber doch besonnenen Volksführer gestanden. Er war Mitglied der Sicherheitskommission und gehörte auch der Deputation an, die am 21. März 1848 von der Breslauer Stadtverordnetenversammlung an den König entsandt wurde. In die preußische Nationalversammlung gewählt, stellte er dort aus Veranlassung des Blutbades in Schweidnitz (31. Juli 1848) am 9. August jene berühmt gewordenen Stein'schen Anträge, in denen gefordert wurde: 1. ein Erlaß des Kriegsministers an die Offiziere, worin er sie auffordere, sich von allen reaktionären Bestrebungen fernzuhalten, alle Konflikte mit den Bürgern zu vermeiden und mit diesen vereinigt zu streben für die Ordnung und

1) Die Akten darüber befinden sich im Breslauer Stadtarchiv.

Freiheit des Landes; 2. die Niedersetzung einer Untersuchungskommission aus der Mitte der Nationalversammlung; 3. die sofortige Versetzung des Füsilierbataillons aus Schweidnitz. Diese Anträge wurden mit großer Mehrheit angenommen, das Ministerium A u e r s w a l d - H a n s e m a n n weigerte sich, sie auszuführen und kam darüber zu Fall. Das an seine Stelle tretende Ministerium P f u e l - E i c h m a n n, das man sofort als ein „Ministerium der bewaffneten Reaktion“ bezeichnete, führte aber, wider alles Erwarten, die Stein'schen Anträge sofort aus.

Eine Flugschrift aus jener Zeit<sup>1)</sup> schildert ihn und seine Freunde, Dr. E l s n e r und Dr. B e h n s c h, einen der Führer der Christkatholiken, wie folgt:

„Der kleine Redner mit den blinzelnden Augen, dessen behaglich breite Redeweise an den sächsischen Dialekt erinnert, und eben durch einen Witz die ganze Versammlung in Heiterkeit versetzt hat, ist Dr. Stein. Der ihm jetzt auf der Tribüne folgt und in scharfen, sarkastischen Töne zu reden beginnt, ist Dr. E l s n e r — ein hochgewachsener Mann, braun mit stark aufgeworfener Lippe, sorgfältig gekleidet. Um das berühmte Kleeblatt vollzählig zu machen, zeigen wir auf Dr. B e h n s c h, den Mann mit dem schmucken, christkatholischen Apostelbart und edler Physiognomie, nicht ohne Anschein von Schwärmerei. Alle drei Doktoren sind Philologen; ihre Amtspflicht erfüllen sie mit Eifer. Wir haben manchen liberalen Artikel von ihnen in der Schlesischen und in der Breslauer Zeitung und in der Schlesischen Chronik schon gelesen, und wissen, wes' Geistes Kinder sie sind, wenn sie auch über die spekulativen Deduktionen des Vaters N e e s lächeln mögen, sie gehören derselben abstrakten Geistesrichtung an, die aus verschiedenen philosophischen Jahrbüchern hervorgegangen, gesättigt mit der Idee sich nun in die Realität stürzt, die Wissenschaft mit dem Leben vermählend und nach der Idee die Wirklichkeit konstruieren will. . . . Dabei sind sie die Männer der praktischen Wirksamkeit, für diese Grundsätze Wühler von Energie und Taktik. Sie namentlich sind es, welche die liberale Bewegung der letzten Jahre geleitet und in dem Bürger ein politisches Bewußtsein erweckt haben.“

Aber Stein war nicht nur ein Meister des gesprochenen Wortes: er war vor allem ein Journalist ersten Ranges und sollte später derjenige Mann werden, der als leitender Redakteur der Breslauer Zeitung dieser ihre endgültige Richtung gab, die sie dann bis auf den heutigen Tag bewahrt hat: „eine in der Form maßvolle, in der Sache feste Vertretung der großen völkerbefreienden

<sup>1)</sup> „Die Breslauer Politiker und ihre Politik“, Breslau, 1849, Stadtbibliothek, Y b 1917.

liberalen Gedanken<sup>1)</sup>), einen entschiedenen, vaterländischen Liberalismus. Angeregt zum Journalismus wurde er durch seinen älteren Freund Dr. Elsner. Dieser hatte für die schlesische Chronik im Oktober 1842 einen Artikel geschrieben, in dem er die Zensur insofern in Schutz nahm, als er der Presse selbst Charakterlosigkeit vorwarf: wenn die Presse mehr Charakter zeigte, dann würde die Zensur davor schon Achtung bekommen. Dieser Artikel fand merkwürdigerweise den Beifall des damaligen Zensors, Polizeipräsidenten Heinke, und als Stein von diesem Vorgang Kenntnis erhielt, rief er aus: „Heinke hat ganz recht! Die hiesigen Zeitungen taugen den Teufel. Ich werde sehen, daß ich auch Artikel in denselben anbringe“, und so schrieb er noch in demselben Monat seinen ersten Leitartikel in der damals noch ausgesprochen liberalen Schlesischen Zeitung. Er gab dann von 1846 bis 1848 gemeinsam mit Leopold Schweitzer den „Deutschen Volkskalender“ (Eduard Trewendt) heraus, und die politischen Jahresübersichten, die er dort veröffentlichte, waren kleine Meisterstücke. Jetzt wurde er also Mitarbeiter der Breslauer Zeitung, bis er 1852 und 1853 zusammen mit Dr. Elsner und dem bekannten Achtundvierziger Jodocus Temme die Neue Oder-Zeitung redigierte.

Dr. Moritz Elsner war am 20. November 1809 in Kortnitz, Kreis Sprottau, geboren. Er kam 1831 nach Breslau, um hier Philologie zu studieren, doch gewann ihn Professor Nees von Esenbeck, der bekannte freiheitliche Führer in der deutsch-katholischen Bewegung, für die Naturwissenschaften, wobei Elsner nebenher auch noch medizinische und juristische Vorlesungen hörte. 1839 promovierte er mit einer botanischen Dissertation, nachdem er schon 1837 eine „Flora von Hirschberg und dem angrenzenden Riesengebirge“ herausgegeben hatte. Als Mitglied der Breslauer Burschenschaft der Raczeks wurde er verfolgt und zu sechsmonatlicher Festungshaft verurteilt, die er in Silberberg verbüßte. Seit 1842 war er Lehrer am hiesigen Magdalenen-Gymnasium und redigierte zugleich, wie schon erwähnt, die Schlesische Chronik. 1848 vertrat er Hirschberg (er war zugleich auch in Breslau gewählt worden) in der Preußischen

1) Nr. 526 vom 31. Juli 1889 in dem Nachruf für Stein.

Nationalversammlung. 1850 wurde er wegen fahrlässiger intellektueller Urhebererschaft an dem Breslauer Maiaufstande von 1849 zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt. Das unglaubliche Urteil wurde zwar später vom Obertribunal vernichtet, aber Elsner, der sich nach London geflüchtet hatte, im Disziplinarwege 1851 seiner Lehrerstelle entsetzt. Mit Temme und unter Mitwirkung von Dr. Stein redigierte er, wie erwähnt, bis 1856 die Neue Oderzeitung. Dann begründete er mit Semrau die Breslauer Morgenzeitung, bei der er bis 1890 verblieb, um sich dann zur Ruhe zu setzen. 1863 bis 1894 war er Mitglied der Breslauer Stadtverordneten-Versammlung; er starb am 8. August 1894.

Theodor Mundt war 1848 als Professor der allgemeinen Literaturgeschichte an die Universität zu Breslau versetzt worden. Seine gewandte Feder behandelte in der Breslauer Zeitung im April 1849 die Deutsche Frage, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte, in einer Reihe fesselnder Artikel. Mahnend und warnend versicherte er, daß Preußens und Deutschlands Zukunft die nämliche sei.

Indeß wurde die Preßfreiheit für Breslau wiederum eingeschränkt. Es erfolgte der bekannte Mai-Aufstand, der Belagerungszustand wurde verhängt, und seitdem verstummte die Zeitung in politischer Beziehung notgedrungen. Sie registriert nur kurz die Vorgänge ohne Parteifärbung. Erst nach Aufhebung des Belagerungszustandes am 22. August bekommt die Zeitung allmählich wieder Farbe.

Der eigentliche Umschwung aber tritt erst im Oktober ein, und der Hauptleitartikler ist jetzt Professor Wilda. Er war am 17. August 1800 in Altona geboren und starb am 9. August 1856 in Kiel. Von 1842 bis 1854 war er ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft an der Universität in Breslau. Er ist der Begründer der „Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft“. 1848 und 1849 gab er das Volksblatt „Der Landbote“ heraus.

In einem Leitartikel vom 17. Oktober 1849 (Nr. 242) wendet er sich an die Konstitutionellen Schlesiens. Professor Wilda selbst war Mitglied des konstitutionellen Zentralvereins, welcher die Demokratie ebenso wie die Reaktion bekämpfte. Nicht mit Unrecht, wie wir gesehen haben, weist er darauf hin, daß die



jetzt revidierte Verfassung sich mit den freiesten, die in einem konstitutionellen Staate jemals bestanden haben, messen könne. Hiermit rückt die Breslauer Zeitung nach rechts zu der Partei der „Eigentlich Konstitutionellen“ (wir würden bis 1918 gesagt haben: Nationalliberalen) und verharnt in diesem Fahrwasser auch im nächsten Jahre. Dr. Wilda bleibt der hauptsächlichste Leitartikler des Blattes. Er warnt wohl vor den Reaktionären, aber in der Opposition gegen die Regierung hält er sich vorsichtig. Zwar wird über den Besuch des Königs in Breslau, im November 1849, nur kurz berichtet, und die Zeitung vermeidet jede loyale Kundgebung, um desto wärmer die Freisprechung Waldecks zu begrüßen, und auch über die Gedächtnisfeier Robert Blums wird in demselben Monat eingehend und pietätvoll berichtet, aber das Blatt befließt sich im übrigen einer durchaus maßvollen Haltung.

### Die Professoren-Zeitung

Nr. 393 vom 15. Dezember 1849 bringt die Ankündigung des Erscheinens der Zeitung in größerem Format. und das Versprechen umfassender Veränderungen und Verbesserungen. In dieser Anpreisung heißt es, nachdem auf die guten Verbindungen der Zeitung hingewiesen, eine reichhaltige Provinzialzeitung versprochen und namentlich in Aussicht gestellt ist, daß sie mit Hilfe des Sekretärs der Handelskammer, Herrn Simson, den gewerblichen und Handelsinteressen umfassendere Aufmerksamkeit widmen werde: „Die Breslauer Zeitung wird den politischen Standpunkt festhalten, den sie bisher zwischen den extremen Parteien eingenommen hat, sie wird sich, und zwar insbesondere für Schlesien, als Organ aller derer betrachten, welchen es mit der Durchführung der konstitutionellen Grundsätze und der Herstellung eines deutschen Bundesstaates ernst ist. Außer den dem Publikum durch ihre bisherige Mitwirkung bekannten Männern, außer der tätigen Teilnahme gleichgesinnter Mitglieder beider Kammern, sind es Namen wie Braniß, Cauer, Graeff, Haase, Lewald, Th. Molinari, Roepell, Stenzel, Wassersleben, Wilda und andere, welche wir nicht nur als neugewonnene Mitglieder nennen dürfen, sondern welche

auch zu der Zeitung in ein näheres Verhältniß getreten sind. Die Zeitung erscheint mit Ausnahme der drei zweiten Festtage täglich<sup>1)</sup>, und zwar in der Regel des Morgens, nur an allen den Sonn- und Festtagen zunächst folgenden Tagen des Nachmittags."

Die hier genannten Mitglieder waren durchweg Stützen der Eigentlich Konstitutionellen, d. h. Nationalliberalen im späteren Sinne, die sich von dem mehr und mehr konservativ gewordenen Konstitutionellen Zentralverein abgezweigt hatten. Wir kennen von diesen neuen Mitarbeitern bereits den Eisenbahndirektor Lewald. Theodor Molinari ist der Inhaber des großen Kaufhauses, dem Gustav Freytag in „Soll und Haben" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Molinari war 1803 in Breslau geboren und übernahm 1850 unter der Firma J. Molinari u. Söhne das Handlungshaus seines Vaters. Bei Gründung der Breslauer Handelskammer zum Präsidenten derselben gewählt, wurde er später Geheimer Kommerzienrat. Er gehörte zu den Stiftern des Konstitutionellen Vereins, aus welchem er austrat, als die reaktionäre Strömung darin Boden fand. Er leitete 1856 als Abgeordneter die von der Linken herausgegebene und auch von der Breslauer Zeitung viel benutzte „Kammerkorrespondenz". An der Begründung des Nationalvereins war er besonders beteiligt und schloß sich später der Nationalliberalen Partei an. Er starb am 25. Juli 1867 in Reinerz. Justizrat Graeff ist der Stadtverordneten-Vorsteher aus dem Revolutionsjahre. Er war am 4. August 1800 in Leipzig geboren, wurde 1826 Assessor, 1827 Justizkommissar d. h. Rechtsanwalt und 1837 Justizrat in Breslau und verblieb in dieser Tätigkeit, bis er sich 1855 auf sein Gut Kontopp bei Grünberg zurückzog, wo er am 25. Januar 1861 starb. Er war der Verteidiger in dem berühmten Prozeß gegen Schlöffel, jenen angesehenen Fabrikherrn aus Eichberg bei Hirschberg, den die Regierung 1845 und 1846 bis zu seiner Freisprechung in sinnloser und rechtswidriger Weise wegen einer angeblichen Verschwörung verfolgte. Auch Graeff gehörte zu den Stiftern des Konstitutionellen Vereins, dessen langjähriger Vorsitzender er war. Er wurde zweimal in das Abgeordnetenhaus gewählt und war von 1845—1848 und 1851 bis

<sup>1)</sup> Bisher erschien die Zeitung am Montag nicht.

1853 Stadtverordneten-Vorsteher. Er verfaßte eine Reihe geschätzter, juristischer Werke. Professor Dr. Wilda wurde bereits erwähnt. Professor Braniß war am 18. September 1792 in Breslau geboren und starb daselbst am 2. Juni 1873. Er war Philosoph und Logiker in den Bahnen von Steffens, Hegel und Schleiermacher. Dr. Cauer war am 18. August 1823 in Berlin geboren. Er habilitierte sich 1847 als Dozent der Geschichte an der Universität Breslau und setzte seine Vorlesungen bis 1863 fort, obwohl er 1851 ordentlicher Lehrer und dann Oberlehrer am hiesigen Magdaleneum wurde. Er las hauptsächlich über alte Geschichte. 1863 wurde er an das Gymnasium in Potsdam berufen, und bei seinem Scheiden von Breslau wurde er zum Ehrenmitglied der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur ernannt. 1868 ging er als Direktor nach Hamm und 1871 in gleicher Eigenschaft nach Danzig; 1876 wurde er zum Stadtschulrat in Berlin gewählt. Er starb dort am 29. September 1881. Bekannt und geschätzt sind die von ihm herausgegebenen „Geschichtstabellen“. Er war der Gatte der bekannten Führerin in der Frauenbewegung Minna Cauer. Friedrich Haase war 1808 in Magdeburg als Sohn eines armen Schneiders geboren. Als er 1834 Adjunkt in Schulpforta war, wurde er in Untersuchung genommen, weil er in Greifswald Sprecher der Burschenschaft gewesen. Er ward seines Amtes entsetzt und zu sechs Jahren Festung verurteilt, 1837 aber freigelassen. 1840 wurde er außerordentlicher, 1846 ordentlicher Professor der alten Philologie in Breslau. Er war ein Meister in lateinischer Dichtung, leitete 1848 den Konstitutionellen Verein und wurde 1849 in die Preußische Nationalversammlung gewählt. Er starb am 16. August 1867. Richard Roepell war am 4. November 1808 in Danzig geboren und starb an seinem Geburtstage 1893 hier in Breslau in hohem Alter und hochgeehrt. 1835 bis 1841 war er Dozent der Geschichte an der Universität Halle, 1841 wurde er außerordentlicher, 1855 ordentlicher Professor in Breslau. 1848 war er Mitglied des Konstitutionellen Vereins und schloß sich späterhin der nationalliberalen Partei an. 1850 wurde er in das Erfurter Parlament, 1867 in den Norddeutschen Reichstag und 1868 in das Preußische Abgeordnetenhaus wiedergewählt, dem er schon von 1861—1863 angehört hatte. Auch vertrat

er die Breslauer Universität seit 1877 im Herrenhause. Von 1859 bis 1885 gehörte er auch der Breslauer Stadtverordneten-Versammlung an. Berühmt ist seine Geschichte Polens, von der er freilich nur den ersten Band veröffentlicht hat. Der Historiker *Gustav Stenzel* war am 21. März 1792 in Zerbst geboren. Er hatte die Freiheitskriege durchgemacht und war 1813 schwer verwundet worden. 1820 wurde er außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor der Geschichte in Breslau. 1821 wurde ihm das Amt des Archivars bei dem Schlesischen Provinzialarchiv übertragen, 1832 erhielt er den Rang als Geheimer Archivrat. 1848 wurde er in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Er ist der Begründer des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens und ein besonders verdienstvoller Forscher und Förderer auf dem Gebiete der Geschichte unserer Provinz. Er starb am 2. Januar 1854. Der Jurist *Ludwig Wasserschleben* war am 22. April 1812 in Liegnitz geboren. Er wurde 1836 Privatdozent, 1841 außerordentlicher Professor an der Universität in Breslau. Schon 1850 erfolgte seine Berufung als ordentlicher Professor nach Halle, und von dort ging er 1852 nach Gießen, wo er am 28. Juni 1893 verstorben ist. Seine Hauptarbeiten liegen auf dem Gebiete des Kirchenrechtes. Eine eigentlich politische Tätigkeit hat er nie entwickelt.

Man sieht, daß die Breslauer Zeitung sich eines Stabes von Mitarbeitern aus dem Kreise der Universitätsprofessoren zu erfreuen hatte, wie kaum je ein anderes Blatt. Gründlich und gediegen sind denn auch alle Artikel, denen wir in ihren Spalten begegnen.

---

## Die Jahre der Reaktion 1850 bis 1858

**M**it dem 1. Januar 1850 erscheint nun die Zeitung in dem angekündigten und zwar übertrieben großen Format<sup>1)</sup>, täglich, auch Montag, und zwar an diesem Tage als Mittagblatt. Der Titelkopf ist dem größeren Raume angepaßt, der Preis bleibt der alte. Nach dem politischen Teil folgt die „Provinzialzeitung“ mit Nachrichten aus den schlesischen Städten. (Die Schlesische Chronik war, wie bekannt, im Oktober 1849 eingegangen.) Neu tritt zuweilen die Rubrik „Sprechsaal“ hinzu, in der Einsendungen politischen oder lokalen Inhaltes Aufnahme finden. Am Schlusse der Zeitung steht ein regelmäßiger Börsenbericht aus Berlin und Breslau, der schon am 3. Oktober 1849 begonnen hat; dazu kommen Wiener Börsenkurse mit Tendenz (täglich) und die Notierungen der französischen Rente aus Paris, später folgen auch Notierungen aus Frankfurt a. Main, Hamburg, London, die Preise vom Stettiner Getreidemarkt, denen die früher besonders vermerkten Getreide-, Öl- und Zinkpreise angefügt werden.

Als Organ der Eigentlich Konstitutionellen begrüßt die Zeitung das Erfurter Parlament, das im Gegensatz zu der Hofkamerilla einen Bund Preußens mit den kleineren Staaten begründen wollte, nachdem die größeren: Sachsen, Bayern, Württemberg, dann auch Hannover, sich von Preußen losgesagt hatten. Bald aber erkennt die Breslauer Zeitung das Einsetzen der Reaktion, nennt die Politik Preußens ein hinterhältiges Zuwarten und ist namentlich über die Beschränkung der Preßfreiheit im Juni 1850 äußerst entrüstet. Die Denkschrift des Ministeriums vom 4. Juni 1850, welche die Preßordonnanz begründete, zeigt in der Tat zum ersten Male die Reaktion im vollen Lichte. Es heißt da:

<sup>1)</sup> 478 : 361 m.



„Eine große Menge neuer Blätter ist mit Leichtigkeit ins Leben gerufen, mit Beharrlichkeit verbreitet worden. Leute ohne Beruf und ohne Befähigung, die Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu sein, haben durch Gründung neuer oder Beteiligung an schon bestehenden Blättern sich Existenz und Bedeutung zu schaffen gesucht und aus ihrem eigensüchtigen Standpunkte kein Reizmittel verschmäht, den Kreis ihrer Leser zu erweitern. Die Regeln der Schicklichkeit sind keine Grenze mehr, deren Überschreitung man scheuen zu müssen glaubt. Das Höchste und Heiligste wird herabgezogen und bis zur Verwirrung der Begriffe über die Grundpfeiler des Christentums und des Staates, ja bis zur Gotteslästerung, in unwürdigster Weise besprochen. Die Partei des Umsturzes erblickt in der ungezügelter Presse ein erwünschtes Mittel der Agitation, sie wird nicht müde, dieselbe ihren Absichten dienstbar zu machen, und es würde nur zu leicht sein, durch eine große Reihe von Blättern und Artikeln darzutun, in wie verderblicher, bald offener, bald versteckter Weise jene Partei bemüht ist, auf diesem Wege die Gottesfurcht, den Patriotismus, die Achtung vor dem Königtum, vor den Personen der Fürsten und vor der Regierung zu untergraben. Man würde sich einer gefährlichen Täuschung hingeben, wollte man annehmen, daß diese Bestrebungen erfolglos bleiben könnten. Der Umfang des Leserkreises, welcher sich einzelnen jener verderblichen Blätter zugewendet hat, die Eile, mit welcher gerade die schönödesten Artikel ihre Weiterverbreitung durch die kleine Lokal- und Provinzialpresse finden, lassen erkennen, wie weit es bereits gelungen ist, die Empfänglichkeit für die Lehren des Umsturzes rege zu machen, und die tatsächlichen Wahrnehmungen, welche nicht nur seitens der Behörden über die in verschiedenen Kreisen verbreiteten Ansichten und Meinungen zur Kenntnis der Regierung gebracht worden, sondern Jedem sich aufdrängen, der jene Kreise zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, stellen es außer Zweifel, daß tiefe Demoralisation, ja politischer Wahnsinn, die wohlberechneten und leider mehrfach erreichten Folgen jener heillosen Lehren sind.“

Jene Preßverordnung vom 5. Juni 1850 legte den Zeitungen die Pflicht einer hohen **K a u t i o n s z a h l u n g** auf, die die Breslauer Zeitung nach dem abgestuften Tarif mit nicht weniger als fünftausend Talern traf. Hermann Barth erlegte diese hohe Summe sofort, aber damit war seine finanzielle Kraft erschöpft. Er mußte seine Verlagsbuchhandlung an seinen Neffen Karl Zäschmar verkaufen, nachdem er schon vorher seine neu errichtete Sortimentsbuchhandlung an J. F. Ziegler veräußert hatte. Aber auch diese Beschränkung auf den Besitz der Breslauer Zeitung ging noch über Barths Vermögensverhältnisse hinaus, sodaß alsbald Gerüchte von einem Verkauf der Zeitung, und zwar an die Kreuzzeitungspartei, sehr ernsthaft auftauchten. Da bildete sich in Breslau unter den angesehensten Kaufleuten (Th. Molinari und Bankier Frank an der Spitze) ein

„Verein zur Förderung und Wahrung der industriellen Interessen unserer Provinz“, welcher die Breslauer Zeitung mit einer beträchtlichen Summe — die in Aussicht genommenen 30 000 Taler wurden freilich längst nicht aufgebracht — unterstützte und sie so einerseits bei der liberalen Politik festhielt, sie andererseits aber den schutzzöllnerischen Interessen des neugegründeten Wirtschaftsvereins dienstbar machte. In der Tat befand sich gerade Schlesien damals handelspolitisch in übelster Lage. Als Keil zwischen Österreich und Rußland in diese hochschutzzöllnerischen Länder hineingetrieben, genoß es von den Segnungen des Zollvereins wenig Vorteile, von den russischen und österreichischen Absperrungen aber alle Nachteile. Das Programm des Vereins faßt sehr geschickt alles zusammen, was sich nach Lage der Dinge nicht ohne Grund zugunsten schutzzöllnerischer Bestrebungen anführen ließ. Die Absicht der Interessenten war es, auf den Zollverein einzuwirken. „Für uns“ — so heißt es da — „ist in dem Zollverein, in dessen Beziehungen zu allen übrigen Staaten und in der Regelung seiner inneren Verhältnisse der praktische Boden gewahrt, auf welchem wir die handelspolitischen und volkswirtschaftlichen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, soweit sie innerhalb des Zweckes des Vereins liegen, behandeln und in ihr wahres Licht zu stellen bemüht sein werden.“

Am 15. Juni 1851 läßt die Zeitung ihr unhandliches Format fallen und erscheint nun wieder in Kleinfolio,<sup>1)</sup> um bequemer lesbar zu werden, „ohne den Stoff zu verkürzen“. „Die Breslauer Zeitung verkleinert von heute ab ihr Format, erweitert aber ihren Inhalt“, heißt es in der Ankündigung. In der Tat wirkt das Blatt von jetzt an gefälliger und moderner. Gleich oberhalb des Kopfes der Zeitung steht der Abonnements- wie der Insertionspreis. Darauf erfolgt eine Inhaltsangabe, wir würden heute „Spiegel“ sagen, die indes schon im Juli 1852 wieder fortfällt. Voran gehen die telegraphischen Depeschen, die seit einiger Zeit begonnen haben, und auf die wir noch zurückkommen werden, und dann folgt der politische Teil, an den sich die „Provinzialzeitung“ und hieran die Rubriken „Wissenschaft,

<sup>1)</sup> 329 : 249 mm.

Kunst, Literatur", sowie „Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege, Handel, Gewerbe, Ackerbau" und endlich „Mannigfaltiges" schließen. Gelegentlich wird nach der Provinzialzeitung der „Sprechsaal" eingeschaltet. Nach den Inseraten folgen die Börsenberichte; alles mit großen, klaren Überschriften und abgrenzenden Strichen. So ist das Blatt entschieden übersichtlicher geworden, und sein Inhalt ist reichhaltiger. Die Auflage wird in jener Zeit auf 4000 bis 5000 Stück geschätzt. Als Redakteur zeichnet H. Barth; der bisherige langjährige Redakteur Dr. Nimb s ist ausgeschieden, er war inzwischen wohlhabend geworden und widmete sich nun ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Theater. Der Druck erfolgte auch weiterhin bei Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich). Dieser letzte Name ist neu hinzugekommen. Wilhelm Friedrich war 1798 in Berlin geboren und der Neffe von K. S. Zäschmar's erster Frau. Er trat 1812 unter dem älteren Barth als Lehrling in die Firma ein, war dann unter Zäschmar Faktor geworden und hatte sich 1840 mit dessen Tochter vermählt. Schon 1842 war er zum Geschäftsführer aufgerückt, um ein Jahr später die Druckerei, in Pacht zu nehmen, die 1855 ganz in seinen Besitz überging. Sein Bruder trat mit in das Geschäft ein.

Im Jahre 1852 ist die Breslauer Zeitung geschmückt mit zahlreichen Artikeln aus der Feder von Harkort, der damals der preußischen zweiten Kammer angehörte und unter dem Zeichen \*\*\* aus Berlin seine Beiträge einsandte. Es wird scharfe Kritik an der verfassungswidrigen Haltung der Regierung geübt, die das Bewilligungsrecht der Kammern umgehe und die Verantwortlichkeit der Minister abschaffen möchte. Harkort schreibt einen frischen, persönlichen Stil, mit köstlicher, nie fehlender Treffsicherheit. Schlicht und packend weiß dieses Urbild eines kernigen Volksmannes von gesundem und scharfem Menschenverstande, immer nur wenige Worte auf jeden Punkt verwendend, aber um so sicherer stets den Nagel auf den Kopf treffend, die Einzelheiten der Haushaltsberatung in der zweiten Kammer zum Gegenstand allgemeinen, lebhaften politischen Interesses zu machen und so Beispiel auf Beispiel für die Verderbtheit jener heillosen Reaktionsregierung zu häufen. Es waren in der Tat jene Jahre nicht die traurigsten, aber vielleicht die kläglichsten,

in der neueren preußischen Geschichte, und es gereicht der Breslauer Zeitung zum Ruhme, daß sie den besten und geeignetsten Mann, um die damaligen Zustände und die Regierung zu geißeln, zu ihren Hauptmitarbeitern zählen konnte.<sup>1)</sup>

Schon im Februar wurden darauf der Breslauer Zeitung die amtlichen Bekanntmachungen der Regierung sowie die Inserate des Generalkommandos und die polizeilichen Nachrichten entzogen. Die Zeitung ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und ihre Nummer 64 vom 5. März 1852 wurde sogar beschlagnahmt, „weil sie das Associationsgesetz verhöhnt habe“. Die schlimmsten Sätze in diesem Artikel lauteten: „Es ist empörend, wenn man von so hohen Stellungen herab nur immer die bedenklichen Seiten der Association voraussetzt. Die Arbeiter dieser Verbindungen haben keine Doktrin, ihr Prinzip ist die Praxis. Die Associationen haben bisher eine solche Fülle von geistigen und sittlichen Kräften entwickelt, daß sie als heldenmütig bezeichnet werden müssen. Wir freuen uns, längst ausgesprochene Überzeugung bestätigt zu finden. Unser Vereinsgesetz ist eine Satire, und die Reue kann sich möglicherweise einstellen vor dem nächsten 29. Februar“. Selbst diese maßvolle und durchaus zutreffende Kritik war dem Ministerium Manteuffel schon in dem Maße zuviel, daß sie zu dem schweren Geschütz der Konfiskation griff. Der Haß gegen die Presse unter jener Regierung ist ja bekannt. Er hatte sich genügend bei der Presseordonnanz vom Jahre 1850 und in der angeführten Begründung gezeigt, auf der sie beruhte. Jetzt machte man unter dem 1. Juli einen neuen Vorstoß gegen die Zeitungen, durch das neue Stempelsteuergesetz. Das alte Gesetz vom 7. März 1822 war im Dezember 1848 aufgehoben worden, nunmehr erfolgte ein weit größerer Zugriff. Es wurde eine Stempelsteuer von nicht weniger als 2 Talern jährlich von jedem Stück festgesetzt. Man hoffte, einen Teil der Presse dadurch zum Erliegen zu bringen. Der Verlag der Breslauer Zeitung entschloß sich, um diese ungeheure, in der Tat den Bestand der Zeitung bedrohende Summe aufzubringen, den Inseratenpreis zwar unverändert beizubehalten,

<sup>1)</sup> Eine knappe, aber gute Schilderung jener traurigen Jahre und zugleich eine treffliche Würdigung Harkorts findet man in Georg Kaufmanns: „Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert“, Berlin 1900.

aber dafür entsprechend den Bezugspreis zu erhöhen, und zwar auf 2 Taler in Breslau und auf 2 Taler 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, Silbergroschen für die auswärtigen Bezieher. Trotz dieser Maßnahme brachte die Belastung den Verleger in harte finanzielle Bedrängnis, von der er sich nicht mehr völlig erholen sollte. Harkort aber fuhr in seiner alten scharfen Weise fort. Am 30. Juli (Nr. 206) warnte er bei den Kammerwahlen vor den Großgrundbesitzern, welche den kleinen Landwirten durch ihre Zollpolitik Verderben brächten. Schließlich wurde er am 23. Oktober wegen öffentlicher Verhöhnung der Staatseinrichtungen zu 20 Talern Geldbuße verurteilt, eine Strafe, die einen Mann von der Charakterfestigkeit Harkorts natürlich nicht im geringsten beirren konnte.

\* \* \*

Der Oktober bringt dem Breslauer Stadttheater ein großes Ereignis: die Erstaufführung von Richard Wagners Tannhäuser. Das Werk war vor vier Jahren in Leipzig leidenschaftlich abgelehnt worden, und nur Franz Liszt hatte darauf eine Aufführung an der Weimarer Hofbühne gewagt. Breslau ist nun die erste Stadt Preußens, die den Mut hat, es mit dem vielumstrittenen Kunstwerke zu wagen. Nr. 263 vom 5. Oktober 1852 bringt eine Ankündigung der Oper, die das Verständnis des Publikums für diese ganz neue, eigenartige Kunst zu wecken versucht. Die Aufführung war dann, wie die Zeitung feststellen kann, ein unbestrittener Erfolg und „gereichte Darstellern und Publikum zu hoher Ehre“.

Das Jahr 1853 ist das Geburtsjahr für das

### Feuilleton

der Breslauer Zeitung, das nun mit dem 1. Juni endlich und für die Dauer, wenn freilich auch noch nicht in reiner Gestalt, ins Leben trat. Dieses Ereignis wird in einem programmatischen Artikel feierlich angekündigt. „Das Feuilleton hat in der deutschen Presse bereits seine Geschichte“, so heißt es da. Entsprungen aus der Nachgiebigkeit an die Anforderungen des Publikums, welches von den Zeitungen verlangt, daß sie über alles und noch etwas mehr Auskunft geben, nach französischen Mustern gebildet, drohe es fast den Raum der Politik zu überwuchern. Bald ein dürftiges Anhängsel, bald ein Lockungsmittel,



habe es sich vielfachen Wechsel gefallen lassen müssen. Ein Feuilleton sei eine Notwendigkeit für die Zeitung. Die Breslauer Zeitung habe es auch bisher schon gehabt, aber ohne den Namen. „Feuilleton hat nämlich den Beruf, die Zeitung, welche sich mit dem politischen Leben beschäftigt, zu ergänzen, indem es die kulturgeschichtliche Entwicklung ins Auge faßt und die Bezüge zwischen jenem und dieser darlegt.“ Die Breslauer Zeitung sei dieser Aufgabe bisher in verschiedenen Abteilungen: für Kunst und Wissenschaft, Ackerbau, Industrie, Gesetzgebung, usw. sehr eifrig nachgekommen, und wenn sie jetzt für dieselben die gemeinsame Bezeichnung des Feuilletons endlich annehme, so wolle sie damit eine Verheißung verbinden: das Publikum begehre Nahrung für das Herz, es wolle zerstreut und unterhalten sein, und dem solle mehr als bisher Rechnung getragen werden.

Die Überschrift ist groß genug: aus der fetten Doppelmittelschrift in Antiqua gesetzt und quer über die ganze Seite in der ersten Beilage gehend. Was enthielt nun dieses Feuilleton? Es beginnt mit der Fortsetzung der Berichte über die Breslauer Kunstausstellung, dann folgen die Theaterkritik, hierauf ein paar Nachrichten vermischten Inhaltes, zum Teil aus der Provinz, dann die bisherigen Rubriken „Handel, Gewerbe und Ackerbau“, sowie die „Eisenbahnzeitung“. Alles zusammen drei Seiten. Darunter finden wir später noch „Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege und was früher unter „Sprechsaal“ stand, sowie endlich unter dem ständigen Titel „Sonntagsblättchen“ allwöchentliche Plaudereien, die zur ständigen Einrichtung gehörten. Man sieht, dieses Feuilleton ist vorerst mehr eine Abladestelle als ein einheitlich redigierter Sammelplatz für den wissenschaftlichen, schönggeistigen und unterhaltenden Teil der Zeitung. Es dauerte noch geraume Frist, bis zum Jahre 1859, als Rudolf Gottschall die Feuilletonredaktion übernahm und eine endgültige Klärung eintrat. Dem neuen Feuilleton fehlte es indessen nicht an willkommenen Sensationen.

Im Juni 1853 kam der erste Sänger seiner Zeit, der gefeierte Tenor der großen Oper in Paris, Gustave Roger, nach Breslau und erregte ungeheures Aufsehen. In der Besprechung Nr. 130 vom 8. Juni wird als Kuriosität bemerkt, daß der Fremde, der

Franzose, von allen Sängern und Sängerinnen den Text in den Opern am verständlichsten vorgetragen habe. Unmittelbar nach Roger wurde das Breslauer Theaterpublikum durch eine Erscheinung ganz anderer Art aufs neue in höchste Erregung versetzt. Die berühmte spanische Tänzerin Pepita de Oliva trat am 28. Juni 1853 zum ersten Male und dann mehrere Abende auf. Diese „siedende Schönheit“, von der man sagte, daß sie in dem spanischen Nationaltanz „El Ole“ Wollust tanze, vermochte indes das eisige Herz des damaligen Theaterkritikers der Breslauer Zeitung nur wenig zu rühren. Er behandelt die gefeierte Schönheit zwar mit aller Ritterlichkeit, aber doch mit einer Überlegenheit, die fast an Spott grenzt. Ihm ging die Verhimmelung, die mit dieser Pepita getrieben wurde, offenbar zu weit.

### Zweimaliges Erscheinen am Tage

Das Jahr 1853 brachte eine erhebliche Erweiterung der Zeitung durch das Hinzutreten eines regelmäßigen Mittagblattes, vom 1. Oktober ab, wie ein solches seit 1850 schon nach den Sonn- und Feiertagen erschienen war, und so ist die Zeitung gut gerüstet auf die großen Ereignisse, die nun folgen sollten: den russisch-türkischen Krieg, der schon im Sommer begonnen hatte, und den Krimkrieg, der im März 1854 ausbrach. Solche Auffrischung war der Zeitung nötig, denn ihre Leserschaft war 1852 auf 3200 Bezieher gesunken und hatte sich 1853 nur mühsam auf 3500 erhoben, nun erreichte sie 3700 Bezieher<sup>1)</sup>, ein Stand, auf dem sie mit einigen Schwankungen bis zu der Mitte der sechziger Jahre verblieb, um welche Zeit dann ein rascher Aufschwung einsetzte, den zum guten Teil auch das Aufblühen des wirtschaftlichen Lebens gefördert haben mag. Die Zeitung ist mit Nachrichten gut versehen und sucht den Lesern auch durch die Beigabe von Karten die Lage auf den Kriegsschauplätzen zu

<sup>1)</sup> Die damalige Verminderung der Leserschaft mag zum Teil auch auf das damalige Zeitungsverleiher-Wesen zurückzuführen sein. Diese Leute verliehen jede beliebige Zeitung auf eine, auf zwei Stunden, neu und veraltet, einzeln und in Wochenheften. Vgl. „Glossen und Randzeichnungen“ von Gustav Konte (Aug. Semrau), Breslau [1852].

veranschaulichen. In dieser Zeit fängt das Depeschenwesen an, eine umfangreichere Rolle in der Breslauer Zeitung, wie in der damaligen Presse überhaupt, zu spielen. Wir wollen einen kurzen Blick auf diese Entwicklung werfen:

### Die Telegraphie im Dienste der Presse

Mit der Legung von Telegraphenlinien wurde in Preußen im Jahre 1848 begonnen, und 1849 waren von Berlin aus 5 Leitungen nach verschiedenen Richtungen vorhanden. Diese Linien standen außer den Behörden auch dem Publikum zur Verfügung, aber die Depeschen waren so teuer, daß die einzelne Zeitung nur ausnahmsweise von dieser kostspieligen Nachrichtenvermittlung hätte Gebrauch machen können, wenn sich nicht schon 1849 in England der später in den Freiherrnstand erhobene Kaufmann Paul Reuter und in Berlin der Begründer der Nationalzeitung Bernhard Wolff dieses neuen Verkehrsmittels bemächtigt und Telegraphenbüros gegründet hätten, von denen aus sie ihre namentlich auch aus dem Auslande bezogenen Drahtnachrichten an die einzelnen Zeitungen weiter verkauften.

Schon 1849<sup>1)</sup> gelangten die verschiedenen deutschen Staaten zu einer Verständigung über die Weiterbeförderung der gegenseitigen Staatsdepeschen. 1850 kam ein Vertrag im gleichen Sinne zwischen Preußen, Österreich, Bayern und Sachsen, fast allen übrigen deutschen Staaten und den Niederlanden zustande. Es wurde eine Zonen- und eine Wortgebühr festgesetzt. Die Zonen wurden nach 10, 25, 70, 100 usw. Meilen abgegrenzt und für jede Zone eine Gebühr von 12 Silbergroschen für die einfache Depesche erhoben. Als höchste Wortzahl für die einfache Depesche galten 20, seit 1854 25 Worte, wozu 1855 noch 5 Freiworte für die Adresse kamen; seit dem 1. April 1858 wurden wieder 20 Worte als Höchstzahl festgesetzt, doch trat jetzt eine erhebliche Verbilligung ein: während bis zu diesem Termin zu der Zonengebühr von 12 Silbergroschen noch 20 Silbergroschen Wortgebühr hinzukamen, die einfache Depesche in erster Zone

<sup>1)</sup> Vergl. Eduard Zetzsch, Zeitung für den Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen, Jahrgang 1860, Seite 364 ff. und 1866 Seite 424 ff.

also nach unserem Gelde 3,20 Mark gekostet hatte, wurde jetzt die einfache Wortgebühr auch auf 12 Silbergroschen herabgesetzt. Die Gesamtzahl der in Preußen aufgegebenen Privatdepeschen betrug 1851 28 878; 1856 schon 202 120 und 1864 bereits 1 259 590.

1859 wurde der Tarif für den inneren Verkehr weiter, und zwar sehr bedeutend, ermäßigt; 1861 wurde der Preis für alle Depeschen über 25 Meilen (also über die zweite Zone) auf einen Taler festgesetzt. Der internationale Verkehr war durch die Pariser Konvention vom 4. Oktober 1852 neugeregelt. Danach kostete die einfache Depesche von 15 Worten und 5 Worten für die Adresse bis 100 Kilometer 12 Silbergroschen, 250 Kilometer 24, 450 Kilometer 36, bis 700 Kilometer 48, 1000 Kilometer 60 Silbergroschen. Je fünf Worte mehr erhöhten die Taxe um  $33\frac{1}{3}\%$ . Die Brüsseler Konvention vom 30. Juni 1858 setzte dieselbe Gebühr, aber für je 10 Worte mehr einen Zuschlag von  $50\%$  fest. Mit dem 1. Januar 1866 trat dann der Pariser Telegraphenvertrag in Kraft, der den Kreis der Vertragsstaaten noch wesentlich erweiterte und zugleich die Gebühren erheblich herabsetzte. Der deutsch-österreichische Telegraphenverein hatte schon vom 1. Oktober 1863 die Beförderungsgebühr auf 8 Silbergroschen verbilligt und nur 4 Zonen (von 10, 45, 100 Meilen und darüber) bestehen lassen und für je 10 Worte mehr einen Zuschlag von  $50\%$  eingeführt; vom 1. Januar 1866 ab fiel dann noch die vierte Zone fort. Man zählte in diesem Jahre in dem Vereinsgebiet 2629 Telegraphenstationen.

Die erste Depesche findet sich in der Breslauer Zeitung in Nr. 163 vom 15. Juli 1848. Sie war am 12. Juli 4 Uhr nachmittags in Frankfurt aufgegeben und an die Berliner Regierung gerichtet, die sie dem Staatsanzeiger zur Veröffentlichung zuwies, und von dort war die Nachricht brieflich nach Breslau gelangt. Es war die Meldung von dem Einzug des Erzherzogs Johann als Reichsverweser in Frankfurt und der Übernahme der Ministerpräsidentschaft durch Camphausen. Die nächsten Telegramme sind alle auch noch amtlicher Natur, es sind Mitteilungen der Berliner Regierung an die Provinzial-Behörden, die dann der Presse zugestellt wurden: so über die Lage in Berlin, die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg, das Einrücken der Truppen in Berlin, die

Räumung des Sitzungssaales im Schauspielhause. Erst im März 1850 finden wir die Ankündigung eigener Depeschen, d. h. also der Nachrichten des Wolff'schen Depeschenbüros. In der Abonnementseinladung vom 20. März 1850 (Nr. 79) heißt es: „Die Eröffnung der Telegraphenlinien hat es uns zur Pflicht gemacht, an den Hauptpunkten des europäischen Lebens Verbindungen anzuknüpfen, und sind wir (!) bereits so glücklich gewesen, die telegraphischen Depeschen aus Paris und Triest so rasch, als es die bisherigen Einrichtungen zuließen, unseren Lesern mitzuteilen.“ Die telegraphischen Nachrichten sind aber immer noch vereinzelt, wenn auch häufiger. Sie kommen aus deutschen Orten, aber auch, wie jene Anzeige richtig sagt, aus ausländischen Zentren, besonders aus Paris, aus letzterem Platze schon mit Börsennotierungen.<sup>1)</sup> Vom 26. Mai 1850 ab finden wir die Depeschen an der Spitze des Blattes und in reichlicher Zahl. Außer politischen Nachrichten werden von nun ab die Fondskurse aus London, Paris, Hamburg usw. drahtlich übermittelt. Der moderne Depeschendienst hat seinen ersten Einzug gehalten.

### Die „Tatarennachricht“

Schon in Nr. 302 vom 1. Juli 1854 konnte die Breslauer Zeitung sich rühmen, das wichtige Ereignis der Beschießung von Bomarsund auf der russischen Aalandsinsel Ahenomaa durch englische Kriegsschiffe volle sechsunddreißig Stunden früher als die anderen hiesigen Zeitungen gebracht zu haben. Es blühte ihr aber noch ein weit größerer Triumph. Sie verdankt ihn ihrer Vorsicht, die sie jener berühmten Nachricht gegenüber beobachtete, die den Ausdruck *Tatarennachricht* zu einem geflügelten Worte gemacht hat.

In Nr. 459 vom 1. Oktober 1854 wird ihr aus Konstantinopel vom 21. September gemeldet, das Gerücht verbreite sich, das Mündungsort vor Sebastopol sei zusammengeschossen. Dazu bemerkt die Redaktion: Vermutlich hat das Gerücht diese Nachricht dahin vergrößert, daß Sebastopol bereits gefallen sei.

---

<sup>1)</sup> Nr. 80 vom 21. März 1850. Die Depesche ist vom 18. März abends acht Uhr datiert.



Die nächste Nummer vom 2. Oktober bringt eine Reihe von Depeschen mit Siegesnachrichten der Verbündeten über die Russen, darunter zwei aus Bukarest vom 28. September und eine aus Paris vom 30. September, dahingehend, daß Sebastopol sich ergeben habe. Die Redaktion bleibt bei ihrem Zweifel an der Richtigkeit dieser Meldungen. In Nummer 461 vom 3. Oktober wird auch aus Wien unter dem 1. Oktober gedrahtet, daß eine Bestätigung dieser Nachricht nicht eingegangen sei. Das Mittagsblatt vom 3. Oktober spottet auch über die weitere Meldung, die von den anderen Zeitungen ernst genommen, und derzufolge 22 000 Russen gefangen genommen seien. Da bringt die offiziöse österreichische Korrespondenz endlich die wahre Grundlage für alle diese Gerüchte:<sup>1)</sup> „Am 30. September mittags ist ein P o s t - t a t a r mit Depeschen an Omer Pascha von Konstantinopel in Bukarest eingetroffen. Da der türkische Oberbefehlshaber sich in Silistria aufhielt, so müssen ihm die Depeschen dahin nachgeschickt werden. Der T a t a r e r z ä h l t e über die Einnahme von Sebastopol (das Datum ist nicht angegeben): daß 18 000 Russen geblieben seien, 22 000 in Gefangenschaft gerieten. Das Fort Konstantin sei in die Luft gesprengt, die übrigen Forts mit 200 Kanonen genommen worden. Sechs russische Linienschiffe seien in den Grund geschossen worden, mit den übrigen habe sich Fürst Menschikoff in den inneren Hafen zurückgezogen und den Kommandanten der angreifenden Truppen sagen lassen, er werde bei fortgesetztem Angriff die ganze Flotte in die Luft sprengen. Man habe hierauf dem Fürsten Menschikoff sechs Stunden Bedenkzeit gegeben mit der Empfehlung, Menschlichkeit walten zu lassen und sich zu ergeben. In Konstantinopel seien ein französischer und drei russische verwundete Generale zur besseren Verpflegung angelangt. Konstantinopel solle zehn Nächte hindurch illuminiert werden.“

So also die erste Tatarennachricht, von der ihr Geschlecht den Namen erhalten hat. Die Breslauer Zeitung konnte stolz sein, auf sie nicht hineingefallen zu sein, obwohl die Nachricht allgemein geglaubt wurde. Sie meinte, daß die Einnahme Sebastopols freilich nur eine Frage der Zeit sei, und daß große Ereignisse ihre Schatten vorauszuwerfen pflegen, aber den bis-

<sup>1)</sup> Breslauer Zeitung, Nr. 463 vom 4. Oktober 1854.

herigen Nachrichten sei jedenfalls nicht zu trauen. In Nr. 464 meldet sie, der Pariser Moniteur gebe die Meldung am 2. Oktober nur unter Vorbehalt, und spottet über die Schlesische Zeitung und die Breslauer Morgenzeitung, mit dem Hinzufügen, daß keine wahrhaft einsichtige Redaktion die Nachricht unbesehen für wahr gehalten habe. In Nr. 465 vom 5. Oktober wird aus Paris mitgeteilt, daß die offizielle Bestätigung der Einnahme von Sebastopol zwar an der dortigen Börse nicht veröffentlicht, daß aber trotzdem der Börsenschluß unter Beifallslärm und Händeklatschen stattgefunden habe, was eine genaue Schlußnotierung verhindert hätte, und sie spottet weiter über diese Leichtgläubigkeit. Immerhin herrschte damals eine unglaubliche Spannung, ob sich das Gerücht schließlich nicht doch bewahrheiten, ob nicht Sebastopol wirklich fallen werde. Erst in Nr. 470 vom 7. Oktober (Mittagsblatt) fällt der Schleier vollständig. Es heißt da: „Die letzten Bedenken sind geschwunden, und unsere Ansicht über die Lügenhaftigkeit der Bukarester Depesche hat sich vollständig gerechtfertigt. Sebastopol ist noch nicht gefallen, es ist noch garnicht angegriffen worden, und alles läßt vermuten, daß die Dinge in der Krim nicht so schnell gehen werden, als man vorausgesetzt oder gewünscht hat.“ Sebastopol fiel bekanntlich erst fast ein volles Jahr später am 8. September 1855.

### Die Breslauer Zeitung als Regierungsorgan

Zugleich mit der Abonnementseinladung für 1855 wird angekündigt, daß mit der Breslauer Zeitung, ähnlich wie früher die Schlesische Chronik, auch das Polizei- und Fremdenblatt, das noch heute bestehende amtliche Polizeiorgan für Breslau sowie das Gewerbeblatt, daß letztere in dieser Verbindung zum halben Preise ( $7\frac{1}{2}$  Silbergroschen vierteljährlich) zu beziehen sei. Dieses Gewerbeblatt war das Organ des Gewerbevereins und erschien 1854 bis 1859 unter der Redaktion von Theodor O e l s n e r (1822 bis 1875) im Verlag von Graß, Barth & Comp. (C. Zäschmar). Am 1. April hatte Hermann B a r t h die Zeitung an seinen Neffen C a r l Z ä s c h m a r abgegeben, um sich nach Scheitnig zurückzuziehen.

Er hatte sich als einen tüchtigen, rührigen und intelligenten Kaufmann und Redakteur gezeigt, dem leider die Sonne des Glückes bei seiner Arbeit an der Breslauer Zeitung zuletzt nicht mehr gelächelt hatte. Er war geboren am 8. Mai 1812 in Hermannstal bei Neumarkt, war Schüler erst des Reichschen Institutes und dann des Elisabethgymnasiums. Er lernte die Buchdruckerei bei seinem Onkel C. S. Zäschmar, machte dann Reisen nach Berlin, London und Paris und übernahm 1835 das Geschäft seines Vaters. 1838 wurde er, wie wir gesehen haben, Teilhaber der Breslauer Zeitung neben dem Freiherrn v. Vaerst. Am schwersten hatten auf ihm die harten Zugriffe gelastet, die von der ebenso pressefeindlichen wie gewissenlosen Reaktionsregierung in der Gestalt der ungeheuerlichen Kautionsforderung und der fast vernichtenden Stempelsteuer den Zeitungen auferlegt waren und die jeden geschäftlichen Aufschwung lahm legten, obwohl er sonst durchaus der Mann war, eine Zeitung mit Geschick zu leiten. Persönlich rühmte man ihm, der übrigens eine Reihe von Jahren auch der Stadtverordnetenversammlung angehörte, neben treffendem Witz außerordentliche Liebenswürdigkeit und ein warmes Mitgefühl für die Leiden anderer nach, sowie eine unbegrenzte Gutmütigkeit, „die leider von vielen mißbraucht wurde und Ursache zu herben Unfällen war, die den Abend seines Lebens trübten.“ Er starb am 6. Oktober 1862 im einundfünfzigsten Lebensjahre.

Wir treten nun in eine sehr merkwürdige Episode in der Geschichte der Breslauer Zeitung ein. Ihr Begründer, Karl Schall, hatte keinerlei politische Neigungen gehabt und daher unter dem harten Drucke in der Zeit der Demagogenverfolgungen im Sinne der absolutistischen Bevormundungspolitik, wie sie Friedrich Wilhelm III. führte, das Blatt ohne weiteres in politischer Unmündigkeit gehalten. Sein Nachfolger, Freiherr v. Vaerst, war ein Reaktionär aus Überzeugung gewesen und hatte es verschuldet, daß die Zeitung, sehr zu ihrem Schaden, das Aufblühen der politisch liberalen Bewegung sich nicht zunutze gemacht, sondern es der Schlesischen Zeitung konkurrenzlos überlassen hatte, dieses frische Leben in ihren Dienst zu stellen. 1848 war dann die Zeitung endlich erwacht und rasch zu einem politischen Organ von Bedeutung geworden. Aber die materiellen Erfolge blieben aus, kaum wegen der Gründung der konservativen

Zeitung für Schlesien, die von der Regierung unglücklich genug unternommen wurde, denn dieses schwindstüchtige Kind einer blöden Rückwärtswirtschaft starb schon im zweiten Jahre seines kümmerlichen Daseins (am 1. Juli 1853), sondern infolge jener vorerwähnten, tückischen und wohlgezielten Schläge, die das Regiment Manteuffel nicht ohne Erfolg gegen die Presse geführt hatte und durch die, wie wir gesehen, auch Hermann Barth an den Rand des wirtschaftlichen Zusammenbruchs gedrängt wurde. Carl Zäschmar nun, als sein Nachfolger, war der Meinung, daß, wenn der Schlüssel nicht nach links schließen wollte, er notwendigerweise hart nach rechts gedreht werden müsse. Er brach völlig mit der jungen und ehrenvollen politischen Selbständigkeit, die seit 1848 die Zeitung eingenommen, und die sie geistig hoch emporgeführt hatte, und machte ein plumpes Regierungsorgan daraus, alles Heil von der Unterstützung der Behörden, insbesondere der Landräte, als Abonnentensammler, erhoffend. An einem Redakteur zu diesem Zwecke konnte es ihm nicht fehlen. Da war ja immer noch jener Robert Bürkner, der ebenso gut rechts, wie links, wie ultramontan schreiben konnte, wie er vielfach bewiesen. Er wurde die geistige Hauptstütze des Blattes. Die behördliche Agitation begann nun<sup>1)</sup>. Minister von Westphalen drückte seine lebhafteste Freude über diesen Wandel der Zeitung aus. Der Oberpräsident v. Schleinitz gab die nötigen Anweisungen, und die Regierungspräsidenten halfen mit Beflissenheit: alle Landräte sollten eifrig, aber vorsichtig für das vormals sündige, jetzt aber bußfertige Blatt werben, um die unzuverlässige Schlesische Zeitung aus den Häusern der besseren Kreise vertreiben zu helfen. Ende 1855 und Anfang 1856 war alles in reger Tätigkeit, aber die landrätlichen Berichte lauteten leider nicht sehr verheißungsvoll. Der Abonnentenstand blieb mit 3700 Beziehern der alte, und in den nächsten Jahren folgte sogar eine Senkung bis unter 3000 Abonnenten herunter, in welchem Tiefstand Zäschmar die Zeitung schließlich aus den Händen geben mußte.

<sup>1)</sup> Vergl. Leonhard Müller: Die Breslauer politische Presse usw., Seite 56 ff und Seite 404 ff, wo auch die Berichte der Landräte über Art und Erfolg ihrer Werbetätigkeit nach den Akten des Staatsarchivs abgedruckt sind.

Wir werden sehen, wie der freie Zug, der nach dem Wechsel wieder in die Zeitung kam, sie rasch von neuem aufwärts führte. Es ist nun einmal das Schicksal aller eingeschworenen Regierungsblätter, zumal unter reaktionären Regierungen, daß sie langweilig werden, weil ihnen die Bewegungsfreiheit fehlt, und es müssen besonders glückliche Umstände hinzukommen, wenn sie nicht mit der Zeit wirtschaftlich notleidend werden sollen.

Es ist über diesen Zeitraum nur wenig zu berichten. Vom 1. Juli 1855 ab erscheint die Zeitung wiederum im größeren Format<sup>1)</sup>, mit dreispaltigem Druck. Besonders gepflegt wird die Abteilung „Eisenbahnerzeitung“. Seit Sonntag, dem 7. September 1856 (Nr. 419) erscheint das Feuilleton richtig unter dem Strich, und der Inhalt wird von den Rubriken „Handel, Gewerbe und Ackerbau“, „Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege“ usw. endlich gesäubert. In den nächsten Jahren wird weiterhin schlankhin Regierungspolitik gemacht, und nur selten spürt man Anläufe zu einem selbständigen Urteil, bis dann Carl Zäschmar, nachdem er seinen vollen Mißerfolg eingesehen hatte, am 1. April 1859 die Zeitung an den Buchhändler Eduard Trewendt verkaufte.

Carl Zäschmar war am 16. September 1822 geboren, hatte hier in Breslau das Friedrichsgymnasium und die Realschule Am Zwinger besucht, bei Graß, Barth & Comp. das Buchdruckereigeschäft erlernt, sich als Volontär in Leipzig und Hamburg umgesehen und auch Reisen nach England und Frankreich gemacht. Am 1. April 1855 war er, wie wir gesehen haben, Eigentümer der Breslauer Zeitung geworden. Auch nachdem er die Zeitung an Eduard Trewendt verkauft, blieb er sowohl in der Redaktion wie in dem Expeditionsgeschäft, und zwar in letzterem als dessen Leiter, mit bestem Erfolg tätig. Er starb am 25. Oktober 1869.

<sup>1)</sup> 429 : 300 mm.





Eduard Trewendt

## Verlag von Eduard Trewendt Dr. Julius Stein

**E**duard Trewendt war am 19. Juni 1817 in Breslau als Sohn des Kaufmanns und späteren städtischen Packhofinspektors Friedrich Trewendt geboren. Er besuchte das Gymnasium zu St. Maria Magdalena und, da seine Eltern während der Schulzeit starben (1827 und 1830), sodann das Gymnasium in Glatz, wo seine Schwester verheiratet war. 1834—1838 erlernte er den Buchhandel bei der Firma Max & Comp. in Breslau, war dann bei Carl Jügel in Frankfurt a. M. (im Sommer Leiter der Filiale in Kissingen) tätig, ging 1841 zu Alexander Duncker in Berlin, 1843 zu Carl Gerold in Wien und begründete 1845 nach einer mehrmonatlichen Reise durch Italien, die Schweiz und Frankreich seine bald zu hohem Ansehen gelangende Buchhandlung. 1850 nahm er in diese Julius Granier, den Gatten einer seiner Nichten, als Teilhaber auf, um den Gesellschaftsvertrag 1857 wieder zu lösen, so zwar, daß Granier das Sortiment (Trewendt & Graniers Buchhandlung) übernahm, und Trewendt sich das reine Verlagsgeschäft vorbehielt. Jetzt, 1859 erwarb er in Verbindung mit dem 1856 gegründeten Schlesischen Bankverein, der die Hälfte des Kaufpreises trug, die Breslauer Zeitung und brachte sofort frisches Leben in das arg verwirtschaftete Blatt. Die Zeitung zählte bei der Übernahme durch Trewendt nur noch 2875 Bezieher, hatte aber schon nach einem halben Jahre eine Zunahme von 600 Abonnenten zu verzeichnen. Als Redakteur behielt der neue Verleger den vielgewandten Robert Bürkner vorerst auch für die liberale Aera, die nun begann und bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat, bei, und ebenso verblieb der Druck der Zeitung bei Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich), wie überhaupt an dem Äußeren der Zeitung zunächst wenig geändert wird, nur erhält sie von Nr. 201, von

Sonntag, dem 29. April 1859 ab einen neuen Titelkopf in verhältnismäßig kleiner, aber klar und kräftig in die Augen fallender Schrift, den sie mit geringer Veränderung bis zum Jahre 1919 beibehalten hat.

Zwei Ereignisse innerhalb der Redaktion gaben aber dennoch der Zeitung alsbald ein völlig neues Gepräge. Am 1. April 1859 übernimmt Dr. Rudolf Gottschall das Feuilleton, und gleichzeitig wird Dr. Julius Stein Hauptmitarbeiter im politischen Teil. Gottschall entwickelt sofort sein Programm. Von jetzt ab werden die Theaterbesprechungen, die zu bloßen Notizen zusammengeschrumpft waren, (oft von Gottschall selbst geschrieben) literarisch anregend. Julius Rodenberg wird ständiger Mitarbeiter, und seine gern gelesenen, später so berühmt gewordenen Berliner Bilder sind eine Zierde jeder Sonntagsnummer, zu denen außerdem Gottschall noch regelmäßige Plaudereien unter der Überschrift „Sonntagsblättchen“ liefert. Dazu kommen Briefe aus Wien, Paris und anderen Orten, oft sind auch kleinere Erzählungen in Fortsetzungen eingefügt. Kurz, das Feuilleton steht jetzt auf voller Höhe. Aber wichtiger noch war es, daß jetzt eine der besten politischen Federn, über die Deutschland damals verfügte, die von Dr. Julius Stein, ständig für die Breslauer Zeitung gewonnen war.

Der treffliche Mann hatte trübe Tage gesehen, seit die Neue Oderzeitung mit dem Jahre 1855 zu Ende gegangen war. Er hatte sich mühsam durchschlagen müssen, wohlwollende Freunde hatten ihm 1858 ein Papiergeschäft eingerichtet, was weniger eine wirkliche Hilfe als ein Beweis für die Bedrängnis war, in der sich Stein bei seiner freien Schriftstellerei, die damals noch weniger lohnend war, als heute, befunden haben muß. Politisch war er der Alte geblieben, und mit Recht hatte er den Vorzug genossen, 1853 in das „Breslauer Polizei-Verzeichnis derjenigen Schriftsteller und Zeitungskorrespondenten, welche der Umsturzpartei zugetan oder verdächtig sind“, an erster Stelle neben Elsner, Temme, Nees von Esenbeck, Semrau, Hoferichter u. a. aufgeführt zu werden, und sicher hatte Heinke nicht unrecht, wenn er in diesem Steckbrief schrieb: „Er ist talentvoll und gescheit und befindet sich in schlechten Vermögensverhältnissen, gehört zu den gefährlichsten Führern

der Umsturzpartei.“ Jetzt kam er ins rechte Fahrwasser. Sofort fallen seine mit  $\Delta$  gezeichneten Artikel in der Zeitung durch ihre Großzügigkeit in jener bewegten Zeit auf.

Am 26. April 1859 verkündigte ein Extrablatt die Kriegserklärung Österreichs an Italien. Die Zeitung erfaßt sofort die Schwierigkeit der Lage Preußens: dort Napoleon, von dem Alles zu erwarten war, nur nichts Gutes, und hier das Preußen gegenüber fortgesetzt übermütige Österreich. Sie billigt den Entschluß Österreichs, den Fehdehandschuh aufzunehmen, aber auch die Rüstungen Preußens: Frankreich führe den Krieg nicht nur für Italien, sondern auch im Hinblick auf die deutsche und speziell auf die schleswig-holsteinsche Frage. Österreich aber sei das rückwärtsstrebende Element in Deutschland und hätte den erfreulichen Fortschritten, die Preußen in seinem inneren Staatsleben gemacht, nicht so ruhig zugesehen, wenn es nicht eben in Italien beschäftigt wäre. Was den Deutschen unter dem Fluche der Kleinstaaterei immer noch fehle, sei das erhebende Gefühl, einer großen Nation anzugehören, die des Lärmens nicht bedarf und einzig durch ihre Existenz und ihr Auftreten das Ausland in die gehörigen Schranken zurückweise. Jetzt habe Preußen mit einem Schlage eine europäische Stellung und Bedeutung wiedergewonnen, die es seit den Tagen von Bronzell, Warschau und Olmütz, unseligen Angedenkens, verloren habe. Die Forderung Hannovers, ein Beobachtungsheer am Rhein aufzustellen, wird bekämpft. Damit würde man nur Napoleon in die Hände arbeiten, der nichts lieber sehen würde, als so ganz unschuldig zu einem Kriege mit Deutschland zu kommen. Außerdem habe über eine solche Frage nicht Hannover, Sachsen oder Bayern, sondern allein Preußen zu entscheiden. Lebhaft wird es aber begrüßt, daß Windischgrätz' Ansinnen der Waffenfolge des Bundes für Österreich in Berlin abgewiesen sei. So kam der Waffenstillstand von Villafranca (8. Juli). „Österreich übersah, daß Preußen ihm in der vollen Freiheit seiner Entschließungen als Großmacht gegenüberstand.“

Die Begründung des Nationalvereins hat die volle Zustimmung der Zeitung, die zugleich fordert, daß auch Breslau mit einer großen Kundgebung hervortrete. Preußens Beruf in Deutschland wird immer wieder betont. „Preußen muß und wird an die



Spitze Deutschlands kommen, wenn die deutsche Nation nicht noch länger durch Uneinigkeit und Zerrissenheit dem Ausland zum Spott dienen soll." „Mit Österreich gehen heißt: das Metternich'sche System permanent erklären."

1860 tauchte dann schon die Militärfrage auf. Die Zeitung hält zunächst mit ihrem Urteil zurück — lebte man doch noch in dem Traume der „liberalen Aera" unter dem Ministerium Schwerin — und suchte alles zu vermeiden, um den Prinzregenten nicht weiter nach rechts zu drängen. Um so schärfer verfolgt das Blatt die Politik Napoleons und wendet sich insbesondere gegen die Angliederung von Nizza und Savoyen an Frankreich. Ähnliches erstrebe Napoleon in Deutschland: für Frankreich die Rheingrenze und den Eintritt in den deutschen Bund, wofür Preußen sich innerhalb Deutschland abrunden könne. Napoleon wollte mit Preußen ein ähnliches Spiel treiben wie mit Italien. Die Zeitung erwartet eine Kundgebung, welche dem Bonapartismus als ein „erstes Avertissement gegen die Entwicklung seines Programmes gelten könnte."

Mit dem Schluß des ersten Vierteljahres 1860 nimmt Gottschall Abschied von dem Publikum. Er tut dies am Schlusse des letzten von ihm geschriebenen „Sonntagsblättchens" „Frühlings Anfang!" „Es ist ein schlichter Veilchenstrauß ohne herum-schwirrende Wespen, den scheidend dies Sonntagsblättchen mit der R. G.-Chiffre den gütigen Lesern überreicht, indem es für alle Wespenstiche eines langen Jahres um Verzeihung bittet. Doch das Sonntagsblättchen stirbt nicht! Le roi est mort — vive le roi!"

Die Zusammenkunft mit dem Prinzregenten in Baden-Baden im Juni 1860, die Napoleon gewissermaßen erzwang, um seinen gefährlichen Plänen Nachdruck zu geben, wurde von preußischer Seite dadurch unschädlich gemacht, daß der Prinzregent zu dieser Begegnung gerade die Fürsten einlud, gegen die sich Napoleons Absichten richteten. Höhnisch kleidet die Breslauer Zeitung dieses „Abgeblitzt" in folgende Form: „Was der eigentliche Zweck Napoleons bei seinem Besuche in Baden-Baden gewesen sei — darüber gehen die Meinungen weit auseinander, da man nicht annehmen kann, er habe bloß mündlich seine Friedensliebe versichern und den Fürsten die Besorgnis



vor einem französischen Angriff ausreden wollen. Jedenfalls würde er dann seine Absicht nicht erreicht haben; nicht einmal in Frankreich, wo die Kurse nach dem Erscheinen der Moniteur-Note gefallen sind."

Einen bedeutenden Aufschwung hatte unter dem neuen Verlag auch der Handelsteil der Breslauer Zeitung genommen. Zu den täglichen Notierungen der Breslauer Fonds- und Produktenbörse kam schon 1859 ein Wochenbericht hinzu, sowie ein wöchentlicher Bericht aus Berlin über den Eisen-, Kohlen- und Metallmarkt. Wichtiger aber war der mit Nr. 158 vom 4. April 1859 beginnende und zunächst regelmäßig am Montag erscheinende ausführliche und kritische Wochenbericht auch über die Berliner Börse. Darin wurde der Stand und die Bewegung der Kurse der einzelnen Papiere von einem wohlunterrichteten Fachmanne eingehend erörtert. Von Nr. 121 vom 11. März 1860 an erscheinen diese Berichte schon Sonntags. Jedenfalls hat die Zeitung jetzt einen wirklichen Handelsteil mit ständiger Handelspolitik. Überhaupt kann man sagen, daß von 1860 an in der Breslauer Zeitung alles beisammen ist, was zu einer Zeitung modernen Stiles gehört.

Als die Freiheitsbewegung in Italien neu einsetzte, und Garibaldi mit seinen Freischaren Sizilien und Neapel für Victor Emanuel eroberte, sah der Prinzregent in diesen Unternehmungen nur revolutionäre Erscheinungen. Die Breslauer Zeitung aber geistelte die Handlangerdienste, die das preußische Schiff „Loreley“ dem üblen und längst zum Sturze reifen Franz von Neapel leistete, mit einer Schärfe, die bis an die Grenze ging, die ihr das Preßgesetz steckte. Und als dann vom 20. bis 25. Oktober jene Zusammenkunft des Zaren Alexander II. von Rußland, Kaisers Franz Josef und des Prinzregenten stattfand, und die Liberalen alle Ursache hatten, so etwas wie eine neue heilige Alliance mit reaktionärer Färbung zu befürchten, ist die Zeitung froh, daß jene Begegnung schließlich unfruchtbar verlief, und daß Napoleon dabei ausgeschaltet blieb, den sie fortgesetzt auf dem Korn ihrer Flinte hat, wie sie dauernd die italienischen Einheitsbestrebungen begünstigt. „Frankreich ist und bleibt im Grunde ebenso ein natürlicher Feind der italienischen wie der deutschen Einheit, und von dem Gesichts-

punkt aus erscheint es als eine kurzsichtige Politik, wenn man es in Deutschland durchaus verkennen will, daß Italien und Deutschland ein gemeinsames Interesse gegen Frankreich haben."

Als König Friedrich Wilhelm IV. starb, erscheint die Zeitung vom 2. Januar bis zum 17. des Monats in ihrem Hauptblatte mit Trauerrand, und der Nachruf ist in dem pietätvollen Stile gehalten, der damals bei solchen Gelegenheiten üblich war, und der gegenüber diesem Träger der schmachvollen Reaktion der Zeit von 1850 bis 1858 gewiß nicht am Platze war. Aus der Proklamation Wilhelms I. hebt die Zeitung namentlich die Stelle hervor: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genusse irdischer Güter zu leben.“ Sie bemerkt hierzu: Preußen muß arbeiten und kämpfen, um die erworbenen Güter zu behaupten und neue hinzuzuerwerben. Zur Anspannung geistiger und sittlicher Kräfte gehört ihre freie Entwicklung. Im Gebiete des geistigen Fortschritts darf es für Preußen am wenigsten einen Stillstand geben, so nehmen wir freudig die Worte des Königs auf. Aber zur vollen Wahrheit wird die Verfassung erst in ihrem Ausbau durch die noch fehlenden Gesetze. Auch über die Thronrede äußert sich die Zeitung befriedigt, mißbilligt aber scharf die Adresse des Herrenhauses auf die Thronrede, die deren Inhalt fast gänzlich übergehe, während das ganze Land mit vollem Vertrauen auf die Regierung blicke und nur wünsche, daß sie rascher und entschiedener auf dem betretenen Wege fortschreite.

Bald aber wird scharf die zögernde Haltung Preußens in der wieder neu auftauchenden dänischen Frage getadelt: „Wenn Preußen bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, statt zu führen, leise bei Seite tritt . . . .“, dann mögen wir nur aufhören, auf moralische Eroberungen auszugehen und uns eine europäische Macht, geschweige denn eine Großmacht zu nennen!"

Nun tritt aber auch schon die Frage der Heeresreform, die zu jenem bösen Konflikt führen sollte, schärfer auf. Die Zeitung steht zunächst auf Seiten der Regierung und macht also den Fehler mit, der später die Stellung der Opposition so erschwerte, daß sie nämlich die Mittel zur Schaffung neuer Kadres bewilligte, dann aber deren Ausbau ablehnte, aber sie verkennet nicht die Bedeutung der entstehenden Frage. Sie bezeichnet die

neue Heeresorganisation und die Erledigung der Grundsteuergesetze als Maßregeln, „des Schweißes der Edlen wert.“ (Juni 1861.)

Bezeichnend für die feste Haltung der Breslauer Zeitung unter Steins Leitung war ihre Stellung in der Polnischen Frage. Schon 1861 hatten die Polen begonnen, wieder zu revolutionieren, und auch damals noch galt kritiklose Polenfreundlichkeit als ein Kennzeichen des echten Liberalismus. Der Umstand, daß sie einen starken Leserkreis in Russisch-Polen hatte, hinderte die Breslauer Zeitung nicht, gegen schwärmerische Sentimentalität in der polnischen Frage aufzutreten und darauf hinzuweisen, daß die Polen gerade durch ihr jüngstes Verhalten wieder gezeigt hätten, daß ihnen die Vorbedingungen zu eigener Selbständigkeit fehlten, zumal eine Wiederherstellung Alt-Polens Preußen, Österreich und ganz Deutschland am Lebensnerv treffen würde.

Als die Fortschrittspartei am 18. Juni 1861 gegründet wurde, wird sie von der Breslauer Zeitung freundlich begrüßt, obwohl Stein mehr auf dem Standpunkt der konstitutionellen Partei, dem des linken Zentrums, stand. Es wird als Aufgabe der neuen Partei hingestellt, sich in den Dienst der deutschen Sache zu stellen, wobei besonders auf eine Rede Virchows Bezug genommen wird. Die Zeitung tritt wiederholt für eine Vereinigung der Konstitutionellen und Demokraten zu einer Partei ein, als einer geschlossenen Masse gegen die Feudalen, deren Hauptbollwerk sie in dem Herrenhaus erblickt, das unvereinbar sei sowohl mit der fortschreitenden Entwicklung, wie mit den wahren Interessen des Königtums.

Befremden erregte damals unter den Liberalen die Huldigungs- bzw. Krönungsfrage, die von dem neuen König aufgeworfen war. Eine Huldigung durch die Stände, da doch die Ständevertretung durch die Verfassung beseitigt sei? so fragte man sich, und die Zeitung ist froh, als es schließlich bei der Krönung statt der Huldigung verblieb, betont aber um so stärker die Volksrechte auf Grund der Verfassung. Erwähnt sei der erste Preßprozeß, den die Zeitung auszufechten hatte. Der Redakteur der Breslauer Zeitung (Bürkner?) wurde, so heißt es in Nr. 363 vom 7. August 1861, im vorigen Jahre wegen eines der Volkszeitung wörtlich entlehnten Artikels angeklagt als Teil-

nehmer an der Beleidigung eines Beamten in Bezug auf seinen Beruf. Angeklagter wurde wegen Preßvergehens bestraft, die Volkszeitung nicht."

Zu Beginn des Jahres 1861 nimmt Dr. M a x K u r n i k, der schon früher Theaterkritiker der Breslauer Zeitung gewesen war, sein Amt wieder auf, und an ihm hatte die Zeitung einen Feuilleton-Redakteur, wie sie ihn nur wünschen konnte. Er hat ein dauerndes Andenken seiner Tätigkeit in seinen erst nach seinem Tode erschienenen „Theatererinnerungen“ (1845 bis 1880) hinterlassen, einem Buche, das man auch heute noch mit lebhaftem Interesse liest. Für Kurnik bedeutete der Theaterbesuch als Kritiker keine bloße berufliche Pflichterfüllung. Literarisch wie musikalisch gleich wohl geschult, empfänglich und begeisterungsfroh, fand er in den Theaterabenden eine dauernde Quelle des Genusses und in hohen Kunstleistungen unvergeßlich herrliche Erlebnisse. An seinen Kritiken und seinem Buche hat man ein schönes Vorbild, wie ein Theaterkritiker seinen Beruf auffassen soll, und man sieht zugleich, welch' ein reiches und beglücktes Leben der Theaterkritiker führen kann — wenn er darnach ist<sup>1)</sup>.

\*       \*

Von dem Expeditionsbetriebe ist anzumerken, daß mit dem zweiten Vierteljahr 1861 die Zeitung in der Stadt den Beziehern, soweit sie es wünschten, zweimal täglich durch die Packträger des Stangenschen Institutes gegen eine Gebühr von 10 Silbergroschen vierteljährlich zugestellt wurde, die Abonnenten also die Zeitung nicht mehr selbst von den Ausgabestellen abzuholen brauchten. Wir haben hier den Anfang des Austragesystems, das später zu dem herrschenden in der städtischen Bestellung werden sollte und heute eine so bedeutsame Rolle in dem Zeitungswesen spielt.

Im Dezember 1861 waren die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus vollzogen worden. Es wurden 100 Fortschrittler und nur

<sup>1)</sup> M a x K u r n i k war am 1. November 1819 geboren und starb am 8. April 1881. Er blieb Feuilletonredakteur bei der Breslauer Zeitung bis 1872 und trat dann in die von ihm mit Köbner und Alexander Meyer gegründete „Schlesische Presse“ als Redakteur und Teilhaber ein.

24 Konservative gewählt. Mit frohen Hoffnungen eröffnet die Zeitung den neuen Jahrgang 1862: „In Deutschland bricht sich der Geist der freiheitlichen Entwicklung, wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit, immer mehr Bahn. Neuer und kräftiger erwacht das Bewußtsein, daß nicht in Frankfurt, sondern vielmehr in Berlin die Geschicke Deutschlands entschieden werden.“ Aber die Reaktion hatte ihre festen Stützen an der Krone, dem Herrenhaus und der Armee. Ein weit stärkerer Helfer sollte ihr bald noch entstehen, und so trieben die Dinge in den Konflikt hinein. Die Herren vom Herrenhause machten nach alter Junkerart, um zu zeigen, daß sie über der Krone stünden, ihre Politik für sich. Jetzt zunächst lehnten sie der Regierung drei Gesetzesentwürfe ab: den über die Zivilehe, das Unterrichtsgesetz und die neue Städteordnung. Die Breslauer Zeitung verlangt dieser Aufsässigkeit gegenüber einen Pairschub; die Gesetze ohne das Herrenhaus als gültig zu erklären, wie man vorgeschlagen hatte, könne sie nicht empfehlen. Gegen solche Gewaltpolitik sei sie jetzt ebenso wie sie es damals gewesen, als gegen die Liberalen mit solchen Mitteln verfahren wurde. Aber es verblieb alles beim Alten. Da kam der Antrag Hagen, der an sich durchaus harmlos war. Er verlangte eine genauer ins Einzelne gehende Aufstellung des Staatshaushaltes, um die willkürliche Übertragung der Gelder von einem Posten auf den andern zu verhindern, und damit war das Ministerium im Grundsatz auch einverstanden. Aber er verlangte diese Spezialisierung schon für den nächstjährigen Haushalt, und darauf wollte die Regierung nicht eingehen. Darüber kam das Ministerium Auerswald im März zu Fall, und das Kabinett Hohenlohe-Roon trat an seine Stelle, um das Abgeordnetenhaus aufzulösen. „Daß es nun mit der neuen Aera vorbei sei“, darüber gibt die Zeitung sich keiner Täuschung hin.

### Dr. Julius Stein Chefredakteur

In dieser Zeit übernahm Dr. Stein, wie er bis dahin schon der Zeitung den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte, auch tatsächlich die Chefredaktion. Das Programm bleibt, wie ausdrück-



lich hervorgehoben wird, das alte,<sup>1)</sup> nur hört Robert Bürkner jetzt endlich auf, verantwortlich zu zeichnen, und der Name von Dr. Julius Stein tritt vom 1. April ab in sein Recht. Stein rät erneut den Konstitutionellen und Fortschrittlern, den drohenden Gefahren gegenüber Hand in Hand zu gehen. „Wir haben den Konflikt nicht gesucht, aber da er vorhanden, sehen wir demselben auch furchtlos und ohne alle Besorgnis entgegen. Die Volksvertretung hat den Boden der Verfassung nicht verlassen, und diese Basis allein ist es, auf welcher der Konflikt ausgekämpft werden muß. Trotz aller augenblicklichen Trennungen werden sich unter dieser Fahne alle diejenigen scharen, welche es mit dem Wesen und nicht mit dem Schein des Konstitutionalismus halten“. Die Neuwahlen fielen wiederum völlig zugunsten der Opposition aus. „Ein solches Resultat für die Fortschrittspartei hatten selbst die Sanguiniker nicht erwartet.“ Trotzdem, oder gerade deswegen, mahnt die Zeitung die siegreiche Partei zur Mäßigung. Sie findet denn auch, daß dieser Rat befolgt sei, und daß alle Schuld an der Verschärfung des Konfliktes auf Seiten der Regierung liege.

So kam das Ministerium Bismarck am 24. September 1862. Stein kannte Bismarck recht gut aus seiner parlamentarischen Zeit, als der noch männiglich unbekannte, unerschrockene Junker zum ersten Male auftrat, um für Olmütz zu fechten. Stein war ein vertrauter Freund Lothar Buchers; beide waren 1848 als Mitglieder der Nationalversammlung in Berlin gewesen, wo sie fast täglich mit Bismarck in einer Restauration, in der Nähe des Theaters, zusammentrafen, und wo somit auch die erste nähere Bekanntschaft zwischen Bismarck und Bucher stattgefunden hat.

Es zeugt für Steins sicheren politischen Blick, daß er diesen großen Gegner von vornherein nicht klein nimmt. Er schreibt am 21. September 1862, also noch vor Bismarcks endgültiger Berufung an die Spitze der Regierung: „Man tröstet uns mit Bismarck-Schönhausen; Herr v. Bismarck war, als wir ihn kennen lernten, ein ganz entschiedener, ja vielleicht nächst Herrn von Kleist-Retzow der entschiedenste Anhänger der Kreuzzeitungs-

<sup>1)</sup> Nr. 139 vom 23. März 1862.

partei. Bei der Festigkeit seines Charakters, die ihn vor vielen seiner Gesinnungsgenossen auszeichnet, läßt sich nicht erwarten, daß er irgendwie seine politischen Ansichten geändert habe. Man pflegt seinen Namen mit einer sogenannten „großen Politik nach außen“ in Verbindung zu bringen: Front gegen Österreich, Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage, entschiedenes Vorgehen gegen die Klein- und Mittelstaaten, Hegemonie Preußens in Deutschland usw. Man vergißt aber dabei, daß eine solche „große Politik“ nur möglich ist unter der Voraussetzung der vollsten Einigung zwischen Regierung und Volk und der liberalen Entwicklung unserer inneren Verhältnisse; einer Entwicklung, welche die übrigen deutschen Volksstämme mit Hoffnung auf das Vorgehen Preußens blicken läßt“. Als dann die Berufung Bismarcks wirklich erfolgt war, gibt sich Stein keinerlei Täuschung hin über das, was nun bevorsteht. „Das Ministerium Bismarck-Schönhausen bedeutet vollständige Durchführung der Heeresorganisation, wie sie projektiert ist, energisches Auftreten im Innern mit oder ohne Budget, unter allen Umständen, aber mit den elf Abgeordneten gegen die dreihundert und acht. Das ist es, was wir wissen, was darüber hinaus, das ist Vertrauen, und dessen fühlen wir wenigstens uns vollständig bar und ledig.“ Und auch weiter spricht er von Bismarck nie anders als von einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, deren Größe er früher erkannte als andere. Man braucht nur die übrige liberale Presse aus jener Zeit zum Vergleich heranzuziehen. Um so mehr bedauert er, daß dieser Mann, in dem er eine Art englischen Staatsmannes erblickt habe, zu so kleinlichen Mitteln greife wie Konfiskation von Zeitungen und Schriften, Maßregelungen, Beschränkungen der Vereinsfreiheit usw. Von diesen Verfolgungen sollte denn auch bald die Breslauer Zeitung betroffen werden. Es wurde ihr der Prozeß gemacht wegen einer Sammlung für den „Nationalfonds“ zur Unterstützung der gemäßregelten liberalen Beamten. Die Regierung zog sich indes bei diesem Handel eine empfindliche Niederlage zu. Es gab damals in Preußen eben noch unerschrockene Richter, und es blieb Bismarck vorbehalten, aus diesem Stande, der damals für alle Welt als vorbildlich gelten konnte, das zu machen, was er später, wenigstens in politischen Prozessen, ward.

## Robert Schlehan

Am 2. November 1862 ereignete sich ein nicht nur für die Breslauer Zeitung tragisches Ereignis. Ihr erst am 1. April, zugleich mit der Übernahme der Chefredaktion durch Dr. Stein in die Redaktion eingetretener, prächtiger und im besten Sinne volkstümlicher und volksbeliebter Redakteur Robert Schlehan fand bei einem Sonntagsspazierritt durch einen Sturz vom Pferde bei Pilsnitz in der Nähe von Breslau jählings den Tod. Es war in der Tat ein tückisches Schicksal, als dieser hartgeprüfte und dabei doch frisch, lebenskräftig und schaffensfroh verbliebene Mann ein plötzliches Ende fand, gerade als er unter Steins Oberleitung in einen sicheren Hafen eingelaufen war. Am 15. Januar 1826 in Neurode geboren, hatte Schlehan 1846 die Universität Breslau bezogen, um dorthin nach kurzer Unterbrechung — er war 1847 als Steuersupernumerar in Mittelwalde eingetreten — 1848, gerade zur Zeit der Revolution, zurückzukehren. Das sollte sein Verhängnis werden. Mit glühendem Eifer stürzte er sich in die Volksbewegung, und seine Beteiligung an dem Maiaufstande 1849 trug ihm im Mai 1850 eine Festungsstrafe von fünf Jahren neun Monaten ein, die er in Silberberg zu verbüßen hatte. Zwei Fluchtversuche verschlimmerten seine Lage noch und hatten eine Zusatzstrafe von weiteren fünf Jahren elf Monaten zur Folge. So wurde der unglückliche junge Mann sieben Jahre hindurch mißhandelt. Erst 1857 erleichterte man seine Haft, und am 1. Mai 1858 wurde er endlich begnadigt. Er kehrte nach Breslau zurück, schrieb für die Schlesische Zeitung, trat vorübergehend in die Redaktion der Breslauer Morgenzeitung ein und gründete 1861 das Schlesische Morgenblatt. Da nahm ihn am 1. April des folgenden Jahres Stein als zweiten Redakteur in die Redaktion der Breslauer Zeitung auf. Sein Biograph schildert dies Verhältnis zwischen „dem alten, lieben, guten Vater, dem braven Volksmarschall Dr. Stein“ und Schlehan, wie das von Vater zu Sohn.<sup>1)</sup> Das Begräbnis von Robert

<sup>1)</sup> Robert Schlehan. Sein Leben und Wirken, von Julius Peter-Petery, herausgegeben von Theodor Rohmann, Breslau, 1862, Stadtbibliothek Yw 22. Im Archiv der Stadtbibliothek befinden sich auch handschriftliche Aufzeichnungen von Schlehan aus seiner Silberberger Zeit, in denen er u. a. getreulich berichtet, wieviel Erdkarren er täglich geschoben.

Schlehan zeigte seine ungewöhnliche Beliebtheit in allen Kreisen. Die Straßen, durch die sich der nach Tausenden zählende Trauerzug bewegte, waren mit Menschenmassen dicht besetzt, und die Breslauer Zeitung bemerkt, daß man sich an ein Leichenbegängnis mit derartig allgemeiner Beteiligung kaum werde erinnern können.

•                      \*                      •

Aus dem Inhalt des Feuilletons in jenem Jahre sind besonders die parlamentarischen Bilder von Schmidt-Weißenfels anzumerken.

## Der Höhepunkt des Konfliktes — Die Preßordonnanz

Im Jahre 1863 erreichte der Konflikt seinen Höhepunkt. Der Leitartikel vom 1. Januar zieht einen Vergleich mit dem Zustande vor 50 Jahren, wo Yorck am 30. Dezember 1812 jenen todesmutigen Entschluß gefaßt hatte. „Fort mit der Kleinmütigkeit! Auch Yorck, auch der Landtag der Provinz Preußen sind schwer verdächtigt, des Hochverrats geziehen worden. Sie wurden Jacobiner, Aufrührer gescholten, und der kühne Retter Preußens wurde geächtet . . . Wir werden siegen, bald siegen. Auf der einen Seite steht dieselbe Partei, die schon oft, besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts, Preußen an den Rand des Verderbens gebracht hat, und die zwar energisch, aber mit verwerflichen Mitteln ihrem Egoismus dient; auf der anderen Seite steht alles, was Preußen an Talent, Vaterlands- und Freiheitsliebe besitzt. Wie kann der Ausgang dieses Kampfes zweifelhaft sein?“

Die Geschichte der Zeitung in diesen Kämpfen im Einzelnen schildern, hieße die Geschichte der Konfliktzeit wiederholen. Jedenfalls stand damals die Breslauer Zeitung fest auf Seiten der Opposition und konnte den Eigensinn, mit dem der König, auch gegen die Anschauung Roons, der zur Nachgiebigkeit bereit war, unverbrüchlich an der dreijährigen Dienstzeit für die Infanterie festhielt — darum drehte sich schließlich der ganze Streit — kaum begreifen, geschweige denn billigen. Die Artikel Steins sind durchweg getragen von jenem tiefen, besonnenen Ernste, jener unerschütterlichen Überzeugungstreue und jener Sicherheit des

Urteils, die ihn auszeichneten, und die in einem nicht schillernden, und doch glänzenden Stil, der in jedem Satz den ganzen Mann erkennen läßt, zum Ausdruck kamen. Dabei weiß der alte, unerschrockene Achtundvierziger auch jetzt feste demokratische Gesinnung und kräftigen Patriotismus als unlösliche Einheit in seiner politischen Gesamtauffassung zur Geltung zu bringen. Er steht der Bismarckschen Blut- und Eisentheorie durchaus nicht fern. Zwar wird die Petersburger Konvention vom 8. Februar, die Preußen mit Rußland zur gemeinsamen Unterdrückung des polnischen Aufstandes abgeschlossen hatte, aufs schärfste bekämpft; „aus purer Menschenliebe“, so spottet die Zeitung über einen Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — jetzt nach dem Eingehen der Stern-Zeitung das Organ Bismarcks — in dem mit unglaublicher Plumpheit ausgedrückt war, daß das preußische Eingreifen zu Rußlands Gunsten den Polen selbst nur erwünscht sein müßte: „nicht um des schnöden Vorteils für Preußen oder gar für sich selbst hat der Ministerpräsident gehandelt, und aus purer Bescheidenheit hat er diese Handlung durch die offiziöse Presse ableugnen lassen“. Aber um so schärfer wird dafür auch die schnöde Politik Österreichs den Polen gegenüber gegeißelt, die das unglückliche Volk erst in den Aufstand hineingehetzt und dann verraten habe. Den Frankfurter Fürstenkongreß, zu dem auch unser König geladen war, und auf dem Preußen als wieder im Schlepptau Österreichs schwimmend der Welt vorgezeigt werden sollte, ein Versuch, den Bismarck glücklich verteilte, beurteilte Stein ganz wie sein großer Gegner. Er nennt die Frankfurter Zusammenkunft ein rasch verpufftes Feuerwerk, nur daß er natürlich noch den reaktionären Charakter der von Österreich in Frankfurt vorgeschlagenen Reformakte gründlich beleuchtet. — In der Schleswig-Holsteinschen Frage endlich schlägt die Breslauer Zeitung immer wieder die alten, kräftigen, nationalen Töne an. Eine große Zahl von Artikeln ist der Mahnung an Deutschland und insbesondere an Preußen, seiner Ehre und Pflicht gegenüber den Herzogtümern eingedenk zu sein, gewidmet. „Nicht in Fürstenkongressen, nicht in Bundesreformprojekten, nicht mit dem Wechsel des Vorsitzes, auch nicht in deutschen Parlamenten mit direkten Wahlen — sondern



dort in Schleswig-Holstein liegt die Einheit Deutschlands. Hic Rhodus, hic salta! Wer in Holstein und Schleswig einrückt, der hat Deutschland! Das ist freilich, — wir bekennen es offen — die Blut- und Eisentheorie; aber wenn Herr v. Bismarck je einen richtigen Ausspruch getan, so ist es dieser gewesen."

Aber diese patriotische Haltung, eingegeben von gesundem politischen Blick, schützte die Breslauer Zeitung keineswegs vor jenen wilden Preßverfolgungen, auf die Bismarck verfallen war, und mit denen er sein verwegenes Spiel verbessern zu können glaubte, damals, wie später, in dem Irrtum befangen, durch rohe Gewaltmittel geistige, aus der Tiefe emporquellende Kräfte überwinden zu können. Bismarck überschritt jedes Maß. Auf Grund des Artikels 63 der Verfassung, der ungewöhnliche Notstandsgesetze in dringenden Fällen als zulässig vorsieht, erfolgte am 1. Juli 1863 jene berüchtigte Preßordonnanz, wonach die Verwaltungsbehörden berechtigt waren, Zeitungen nach zweimaliger Verwarnung zu unterdrücken. Die Breslauer Zeitung läßt keinen Zweifel darüber, wie sie diese Vergewaltigung beurteilt. Bitter bemerkt sie am Schlusse eines scharfen Leitartikels: „Dürfen wir das Recht des Volkes nicht mehr in den Spalten dieses Blattes verteidigen? Eine letzte Rednerbühne für das freie Wort wird man uns nicht versperren: Die Anklagebank!“ Es sollte denn auch bald so kommen. Zwar war die Zeitung entschlossen, alle Vorsicht walten zu lassen: „Die Presse wird sich selbstredend der Verordnung unterwerfen; sie wird vorsichtiger werden in allen ihren Äußerungen; sie wird noch mehr wie bisher darauf verzichten, die im Volke sich regende Stimmung zu spiegeln, aber damit schafft man diese Stimmung selbst nicht weg". Aber trotz des nunmehr gemäßigten Tones erfolgte bereits unter dem 20. Juni, freilich auf Grund reiner Willkür, die erste Verwarnung, und wer weiß, was weiter geschehen wäre, wenn die am 28. Oktober neu gewählte Kammer nicht sofort jene Preßordonnanz aufgehoben hätte. Übrigens waren diese Neuwahlen die beste Quittung für jene arge Ausschreitung, zu der sich Bismarck hatte hinreißen lassen. Nur 37 der gewählten Abgeordneten waren regierungsfreundlich, alle übrigen oppositionell! Inzwischen aber hatte die Regierung wenigstens einen Preßprozeß gegen die Breslauer Zeitung

zustandegebracht. Sie sollte in Nr. 225 vom 17. Mai und in Nr. 251 vom 3. Juni Einrichtungen des Staates und Anordnungen der Obrigkeit durch Schmähung und Verhöhnung dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt und eine Ehrfurchtverletzung gegen den König begangen haben. In jenem ersteren Artikel hatte es allerdings ziemlich kräftig gelautet: „Ob in Preußen die Willkür oder das Recht herrsche, das muß vor aller Welt dargelegt werden. Die ungezügelte Bojarenwirtschaft unter dem Schirme konstitutioneller Form, das System der Lüge und Heuchelei darf nicht dauernd in Preußen herrschen“. Der zweite Artikel hatte sich mit der Preßordonnanz beschäftigt, und darin hieß es: „Auch das viel verspottete „Blatt Papier“ ist eine Macht, weil es Recht ist, eine mächtige Hand kann dies Blatt zerreißen, gewiß; aber sie kann es nicht zerreißen, ohne einen Rechtsbruch, einen Eidbruch“. — Der Prozeß endete damit, daß der Redakteur Kilian zu vierzig Talern und Stein zu fünfzehn Talern Geldbuße in erster Instanz, und in zweiter Redakteur Kilian zu siebenzig Talern Geldstrafe verurteilt wurde. Von der Beschuldigung der Majestätsbeleidigung wurden die Angeklagten freigesprochen, und im übrigen die unsichere Rechtsgrundlage der Preßordonnanz den Angeklagten als mildernder Umstand zugebilligt.

### Der dänische Krieg

Indessen zog am Himmel das reinigende Gewitter des dänischen Krieges herauf. Die Zeitung setzt voraus, daß das preußische Abgeordnetenhaus die erforderlichen zwölf Mill. Taler Kriegsanleihe, ja noch höhere Forderungen bewilligen werde, worin sie sich freilich täuschte und schon damals in Widerspruch mit der Fortschrittspartei geriet, die ihr in den Fragen der auswärtigen Politik kurzsüchtig erschien. „Die Erfahrung sollte man doch aus dem bisherigen Verfahren Dänemarks gezogen haben, daß die Wahrung der Rechte Deutschlands ohne vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark nichts als eine ganz leere Phrase ist“. Die Politik Bismarcks wird rückhaltlos gebilligt, und als Wrangel die dänische Grenze überschritt, weist die Zeitung jede Furcht vor dem Einschreiten Rußlands und Frankreichs zurück. Bei der Forderung voller politischer Selbständigkeit der Herzog-

tümer gegenüber Dänemark müsse es verbleiben. Das Londoner Protokoll von 1852, das dem Dänenkönig den Besitz der Herzogtümer zugesprochen hatte, sei unverbindlich, denn bekanntlich hatte Friedrich VII. (gestorben am 15. November 1863) die von den deutschen Mächten gestellten Bedingungen: Aufrechterhaltung der selbständigen Gesamtverfassung für Schleswig-Holstein und Schonung des Deutschtums, ebenso wenig erfüllt, wie sein Nachfolger, Christian IX. Dem Augustenburger steht die Zeitung ohne Begeisterung gegenüber: Sie habe nie zu seinen Bewunderern gehört. Wähle ihn das Volk von Schleswig-Holstein, so sei das etwas anderes, aber die Hauptsache bleibe die Loslösung der Herzogtümer von Dänemark. Das war just die Politik, die auch Bismarck heimlich betrieb, ohne sich freilich einstweilen offen darüber aussprechen zu können. Erste Voraussetzung sei jedenfalls der enge Anschluß des neuen Kleinstaates an Preußen, und eine entsprechende Militärkonvention. Dies sei eine Forderung Deutschlands.

Daneben aber hält die Zeitung an den alten liberalen Forderungen fest. Der dänische Krieg habe gezeigt, wie überflüssig, ja hinderlich die dreijährige Dienstzeit sei. Aber die Frage der Dienstzeit sei nicht einmal die Hauptfrage. Es bedürfe volkstümlicher Einrichtungen in der Armee; die Masse, d. h. die Landwehr, müsse aufgeboten werden, auch wenn der Staatshaushalt dadurch noch mehr belastet werde.

Die Londoner Vermittlungsverhandlungen, die während des Waffenstillstandes vom 25. April bis zum 25. Juni schwebten, hatte die Zeitung mit Unbehagen verfolgt, und sie atmet freier auf, als der Krieg seinen Fortgang nimmt. Der Friedensschluß wird als ein glorreiches Ergebnis anerkannt, das alle Erwartungen des deutschen Volkes, wie der preußischen und österreichischen Minister übertreffe. Denn an eine zielbewußte Politik glaubt die Zeitung auch jetzt noch nicht. „Ehe nicht das Budgetrecht des Hauses tatsächlich anerkannt ist, hieße es Selbstmord treiben, wollten die Abgeordneten wieder den Staatsschatz füllen“. Die Zeitung schließt das Jahr mit einem Aufruf an die Wähler, unter keinen Umständen nachzugeben; die zweijährige Dienstzeit sei faktisch eingeführt, es gelte nur, sie rechtlich durchzusetzen.

Die Zollverhandlungen, die seit dem Mai geschwebt hatten, zeigten die Zeitung wieder ganz auf der reinpreußischen Seite. Preußen habe den richtigen Weg beschritten, indem es mit den einzelnen Regierungen Sonderabkommen zur Erhaltung des Zollvereins treffe. Der Zutritt Oldenburgs und Hannovers wird lebhaft begrüßt; Nassau, Hessen-Darmstadt und Württemberg würden, nachdem der neue Zollvertrag und das preußisch-französische Handelsabkommen abgeschlossen, schon folgen. Die beispiellose Niederlage, die Österreich in der Zollpolitik erlitten, sei schwerer als jene, unter welche sich Preußen in Olmütz gebeugt.

\*     \*

Seit dem Jahre 1864 veröffentlicht die Zeitung nun auch erstmalig längere Romane in laufenden Fortsetzungen; den Reigen eröffnet: „Der Stadtschreiber von Liegnitz“ von Ludwig Habicht.

### Julius von Kirchmann

Die Jahrgänge 1863 und 1864 der Breslauer Zeitung werden besonders geziert durch die berühmt gewordenen Berichte aus dem Abgeordnetenhaus, die der damalige zweite Präsident des Appellationsgerichtes in Ratibor, der Vertreter Breslaus im Landtage, Julius von Kirchmann, unter dem Zeichen \*\*\* ihr sonntäglich gewissermaßen als Rechenschaftsberichte für seine Wähler schrieb. Auf diese Artikel stützte sich zum Teil die Anklage, auf Grund deren Kirchmann in einem ungesetzlichen und skandalösen Verfahren von dem Disziplinarsenat des Obertribunals, und zwar erst am 23. Februar 1867, zur Amtsentlassung ohne Pension verurteilt wurde. Unter Anklage waren gestellt die Artikel in Nr. 537, 549, 561, 573, 587, und 597 des Jahres 1863, und Nr. 17, 29, und 41 des Jahres 1864. Ursprünglich war Kirchmann auch angeklagt wegen einer Anzahl Artikel aus dem Jahre 1865, die dasselbe Zeichen trugen, aber, wie durch Dr. Stein festgestellt wurde, nicht von Kirchmann, sondern von dem Redakteur der Breslauer Zeitung Kilian herührten. Das Merkwürdige war dabei, daß das Verfahren gegen

Kirchmann zunächst nur wegen jener Artikel aus dem Jahre 1865 eingeleitet war, und daß man auf jene älteren Beiträge erst zurückgriff, als sich herausstellte, daß jene anderen garnicht Kirchmann zum Verfasser hatten. Mit Recht konnte Kirchmann in seiner Verteidigung sagen, daß seine Artikel, die von der Anklage als regierungsfeindlich und agitatorisch bezeichnet waren, eine durchaus ruhige und objektive Beurteilung der einschlägigen Fragen enthielten, sich überall an den prüfenden Verstand und niemals an die Leidenschaften wendeten, wie das ja auch bei dem damaligen Charakter der Breslauer Zeitung unter Steins Leitung garnicht anders möglich war. Sie erinnern fortwährend daran, die Gesetze zu achten und innezuhalten und wollen zeigen, daß nur auf diesem ruhigen und sicheren Wege die Entwicklung der Verfassung, sowie deren erfolgreiche Verteidigung durch die Volksvertretung erreicht werden könne. Selbst ein Geschichtsschreiber, so sagte Kirchmann in seiner Verteidigungsrede, würde schwerlich imstande sein, die Sache unparteiischer und sachlicher zu behandeln. In der Tat hatte Kirchmann vor einer Ablehnung des gesamten Staatshaushaltes, ebenso wie vor einer Steuerverweigerung, gewarnt, obwohl er 1848 Bericht-erstatte bei dem Antrag auf Steuerverweigerung in der preußischen Nationalversammlung gewesen war. Die Schleswig-Holsteinsche Frage war durchaus in der Richtung behandelt, welche die Regierung selbst später verfolgte. Alle Artikel waren durchgehend von dem tiefen Gefühl für die Größe Preußens und die Einheit Deutschlands erfüllt; und es wird die Ansicht wiederholt verteidigt, daß gegenüber dieser großen Frage es geboten sei, den inneren Konflikt zurückzustellen und selbst einen Ministerwechsel nicht zu verlangen, um die Aktion Preußens nach außen nicht zu lähmen.<sup>1)</sup>

Julius v. Kirchmann war am 5. November 1802 in Schaffstedt bei Merseburg geboren und starb am 20. Oktober 1884.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. Aktenstücke zur Amtsentsetzung des Kgl. preußischen Appellationsgerichtsvizepräsidenten v. Kirchmann, Berlin, 1867.

<sup>2)</sup> Es ist hier nicht meine Aufgabe, eine eingehende Lebensgeschichte dieses ausgezeichneten Mannes zu schreiben. Eine ausführlichere Würdigung habe ich zu seinem hundertsten Geburtstage in Nr. 778 der Breslauer Zeitung vom



## Bismarck

Die reaktionäre Wirtschaft, durch die sich Bismarck die doch auch von ihm innerlich angestrebte Verständigung mit der Volksvertretung so sehr erschwerte, und die es bestätigt, daß in diesem seltenen Manne von den beiden Haupteigenschaften, die ihn leiteten, der Listigkeit und der Gewalttätigkeit, die letztere häufig überwog, währte im Innern Preußens auch in dieser großen Zeit unvermindert fort. Die Breslauer Zeitung hatte sie trotz ihrer hochpatriotischen Haltung in neuen Preßprozessen am eigenen Leibe zu verspüren.

In Nr. 27 vom 17. Januar 1864 hatte sie einen Leitartikel „Soweit sind wir gekommen“ veröffentlicht, der ihr ebenso eine Anklage eintrug, wie eine der Kölnischen Zeitung entnommene Korrespondenz, in der sie über angebliche Ausschreitungen des dritten Garde-Grenadier-Regimentes berichtet hatte. Im ersten Prozeß wurden Dr. Stein und der Verleger Friedrich zunächst freigesprochen, von dem Appellationsgericht aber zu zehn, bzw. 30 Talern Geldstrafe verurteilt. Im zweiten Prozeß wurde Dr. Stein mit einer Geldbuße von zwanzig Talern belegt<sup>1)</sup>.

Natürlich ließ sich ein Mann wie Dr. Stein durch solche Schikanen nicht beirren. „So bitter wir, und gerade wir in der Presse, die Strenge der Maßnahmen fühlen, so heißt es in dem Neujahrsartikel von 1865, so gestehen wir doch, daß darin die Achtung vor dem ernsten Bewußtsein des Volkes liegt. Fänden unsere Worte nicht Boden, Eingang und Verständnis im Volk, bestände nicht zwischen dem Volk und der liberalen Presse eine geistige Wechselwirkung — warum sollte man uns da nicht

---

5. November 1902 versucht. Vergl. auch Breslauer Zeitung Nr. 741 vom 21. Oktober 1884; „Der kleine Wanderer“, Volkskalender für 1904, (C. O. Raupach Nachfl., Haynau i. Schles.); die Monatsschrift „Unsere Zeit“, Neue Folge V, 2 (F. A. Brockhaus, Leipzig, 1869, Seite 461 ff.). Es würde sich durchaus, und gerade in dieser Zeit empfehlen, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen alter Achtundvierziger herauszugeben, in der Männer, wie Julius v. Kirchmann und Dr. Julius Stein neben vielen anderen die ihnen gebührende Stelle finden könnten.

<sup>1)</sup> Vergl. Leonhard Müller a. a. O. Seite 245.

reden und schreiben lassen, was wir wollen?" Im übrigen erkennt derselbe Artikel an: „Das Ministerium hat alle seine Zwecke erreicht, das Abgeordnetenhaus nicht einen einzigen“. Die Armeeorganisation sei durchgeführt, das Ministerium regiere ohne die Bewilligung des Haushaltes. Der Krieg gegen Dänemark sei siegreich geführt, ohne die Bedingungen, die das Abgeordnetenhaus gestellt, und ohne die Bewilligung der Mittel zum Kriege. Dazu vollständige Reaktion im Innern, Knebelung der Presse durch Prozesse, Maßregelungen der Beamten, Mißbrauch des Bestätigungsrechtes, der Kommunalwahlen, und Weiteres stehe noch bevor. „Und wir sollten jubeln?" Und doch: „Kann es einen größeren Triumph geben, als daß gerade das Ministerium Bismarck es sein mußte, unter welchem die Ideen, für welche die nationale Partei Deutschlands seit Jahrzehnten kämpft, endlich durchgekämpft wurden? Welche Werkzeuge der weltgeschichtliche Geist wählt, um seine Gedanken zu Taten werden zu lassen, ist gleichgültig — die Hauptsache ist, daß die nationale Idee, wie in Italien, so auch in Deutschland zur praktischen Durchführung gelangt ist“.

Auch der Rückblick auf das verflossene Börsenjahr lautet zuversichtlich. Der Verfasser spricht von „vorgegebenem Brote“: Die Börse sei nichts als Vorsicht gewesen und habe alle Ereignisse im voraus gewertet. Die große Geldklemme sei ertragen worden, die Banken hätten gute Geschäfte gemacht, und der Verkehr der Eisenbahnen habe sich bei immer niedrigeren Tarifen mit Ausnahme der schlesisch-pommerschen Linie glänzend entwickelt.

Im übrigen wurde auch im Jahre 1865 der Feldzug der Regierung gegen die Breslauer Zeitung von gerichtswegen fortgesetzt. In Nr. 475 vom 11. Oktober 1864 hatte die Zeitung aus der Feder des Literaten Groß einen Artikel „Ceres und Proserpina“ gebracht, der als ein Meisterstück feiner und geistreicher Satire dem Verfasser alle Ehre macht, aber den Erfolg hatte, Dr. Stein und Groß eine Anklage einzutragen. Der Inhalt des Artikels ist ungefähr der, daß, wie Ceres die Proserpina, so ein süddeutscher Diplomat die preußische Verfassung gesucht, sie aber in Preußen nirgends, außer im Herzen des Volkes, gefunden habe.

Wiederum wurden die Angeklagten in erster Instanz freigesprochen, aber von dem „zuverlässig“ zusammengesetzten Appellationsgericht zu einer Geldstrafe verurteilt. Natürlich hatte die Zeitung die Lacher umsomehr auf ihrer Seite, als sich der Staatsanwalt bei der Breslauer Verhandlung in dem Streit mit Dr. Stein darüber, ob die Provinzialkorrespondenz ein amtliches Organ sei, eine empfindliche Niederlage zuzog.

Auch der Zwischenfall Bismarck-Virchow in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 2. Juni, der zu der bekannten Pistolenforderung gegenüber dem fortschrittlichen Abgeordneten führte, konnte die Zeitung nur in dem Urteil befestigen, daß eine Versöhnung mit diesem Ministerium nicht möglich sei.

Aber alle diese Erscheinungen können die Breslauer Zeitung in ihrer großzügigen Auffassung der Politik nicht beirren; sie hält sich auch jetzt entfernt von jeder Einseitigkeit und frei in ihrem Urteil, auch der Fortschrittspartei gegenüber. Mit Recht kann die Zeitung bemerken: „Niemand wird uns den Vorwurf machen können, daß wir mit mißgünstigem Ärger den Verlauf der Ereignisse unter dem Ministerium von Bismarck bekrittelt hätten. Gelingt es dem Ministerium Bismarck, die preußischen Forderungen vom 22. Februar durchzusetzen, so werden wir auch hier die ersten sein, welche sagen: das Ministerium hat einen großen und wirklichen Erfolg erlangt, und es soll uns durchaus nicht irren, daß von Bismarck an der Spitze dieses Ministeriums steht.“ In jener berühmten Depesche vom 22. Februar 1865 hatte Bismarck als Voraussetzung für die Thronbesteigung des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg die Militärhoheit Preußens in den Elb-Herzogtümern, den Bau und die Verwaltung des Nordostseekanals durch Preußen, den Anschluß an den Zollverein und die Verschmelzung des Post- und Telegraphenwesens mit dem preußischen verlangt. Diese Forderungen hatte Österreich abgelehnt, und es folgte dann der Gasteiner Vertrag vom 14. August, mit dem die Verwaltung Schleswigs an Österreich und die Holsteins an Preußen überging und Lauenburg für 2½ Millionen dänischer Taler an König Wilhelm abgetreten wurde. Gern erkennt die Breslauer Zeitung an, „daß es eine Beleidigung für das Ministerium Bismarcks sein würde,

wollte man es auch nur annähernd in eine Parallele zu dem schwächlichen Ministerium Manteuffel stellen“. Jenen Gasteiner Vertrag selbst aber beurteilt die Zeitung sehr abfällig: „Herr von Bismarck hat einen Erfolg über die österreichische Diplomatie davongetragen. Kein Zweifel daran. Aber der Sieg des Herrn v. Bismarck ist kein Sieg Preußens . . . . So wird denn das Provisorium fort dauern, und die Abneigung gegen Preußen wird fortan, statt wie bisher in arithmetischen, in geometrischen Progressionen steigen“.

In der Kriegskostenfrage fällt es der Zeitung offenbar schwer, die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses von jedem Fehler freizusprechen. Das Haus wäre zu der Bewilligung der zur Kriegsführung erforderlichen 20 Millionen Taler durch seine vorjährige Entschließung gewissermaßen verpflichtet gewesen, welche im allgemeinen besagt hätte: wir bewilligen Euch alles, wenn Ihr Schleswig-Holstein von Dänemark losreißt und das Erbrecht des Erbprinzen von Augustenburg anerkennt“. Freilich verschließt sich die Zeitung nicht den Gründen, die angesichts des noch immer schwebenden und durch Bismarcks Schuld nicht beigelegten Konflikts die Abgeordneten wohl bewegen konnten, anders zu stimmen, doch könne sie sich mit dem Ausfall der Abstimmung nicht einverstanden erklären. Aber ebenso kritisch verhält sie sich gegenüber der Zusammenkunft von Bismarck und Napoleon in dem Seebade Biarritz im Oktober 1865. „Denn auch die Abtretung von nur einem Quadratfuß deutschen Landes an Frankreich wäre ein härterer Schlag für Preußen, als die Konstituierung eines selbständigen Augustenburgischen Kleinstaates“. Wie wir heute wissen, waren diese Besorgnisse der Zeitung unbegründet. Bismarck sicherte sich die Neutralität Frankreichs in dem heraufziehenden Konflikt mit Österreich, ohne später einen „Quadratfuß deutschen Bodens“ an Napoleon abzutreten, oder ihm Entschädigungen in Belgien zuzugestehen, wie die Zeitung gleichfalls zu befürchten scheint.

Die tiefe Verstimmung, die sich in dem Lande verbreitet hatte, lastete zu Beginn des Jahres 1866 auch auf der Breslauer Zeitung.

Die Auseinandersetzung mit Österreich, nicht nur um Schleswig-Holsteins willen, stand, darüber war sich die Zeitung klar, vor der Tür; daß dieser Krieg ein sehr gefährlicher für Preußen sei, glaubte damals alle Welt, und in dieser Lage die innere Zersplitterung! In der Tat häufte Bismarck Gewalttat auf Gewalttat: So den rechts- und verfassungswidrigen Anklagebeschluß des Obertribunals gegen die Mitglieder des Abgeordnetenhauses Frentzel und Twesten wegen der Reden, die sie in der Kammer gehalten hatten, einen Beschluß, der nur zustande gekommen war, indem man bei jenem Tribunal zwei Hilfsrichter ernannt hatte, und auch da nur mit einer Stimme Mehrheit! Dazu kam die Schließung des Landtages. In einem schwungvollen Artikel tritt die Zeitung für die heimgeschickten Volksvertreter ein: „Was in den letzten Wochen in Preußen geschehen, ist mit brennenden Lettern eingeschrieben in aller Herzen. Solche Wunden, wie sie uns geschlagen worden, vernarben nicht in Jahren, viel weniger in kurzen Monaten. Solche Begeisterung für unsere Vertreter, wie sie von der Maas bis zur Memel aufflammt, kann nimmermehr verlöschen“. Als dann das Abgeordnetenhaus vor Ausbruch des Krieges tatsächlich aufgelöst wurde, beklagt es die Zeitung tief, daß die Volksvertretung für die kommende große Zeit ausgeschaltet sei, und fordert eine Sicherstellung des Budgetrechtes und eine Reform des Herrenhauses, um das Aufleben des nationalen Geistes in der jetzigen Kriegszeit sicher zu stellen.

## Der österreichische Krieg – Die Breslauer Adresse

Die Bismarckschen Anträge auf eine Reform der Bundesverfassung unter Einführung eines aus unmittelbaren und allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Parlamentes ist die Zeitung geneigt, für einen Bluff oder Schlimmeres zu halten. Daß aber der Mann, der in der Breslauer Zeitung für die nationale Ehre in gleicher Weise wie für die Volksrechte eintrat, wohl wußte, was die Stunde erforderte, sollte sich bald zeigen. Ganz nach dem Herzen Steins war schon Franz Zieglers, des Abgeordneten für Breslau, Rede vor seinen Wählern am 17. April 1866, die in der Breslauer



Zeitung ausführlich wiedergegeben war<sup>1)</sup>), und in jenem berühmten Worte gipfelte: „Das Herz der Demokratie ist allemal da, wo Preußens Fahnen wehen“. Dieses erlösende Wort weckte jubelnden Beifall und stellte Breslau, obwohl es besonders bedroht schien, in wohlthuenden Gegensatz zu anderen Städten (Berlin, Köln, Stettin), die Bittschriften um Erhaltung des Friedens an den König gesandt hatten. Jetzt aber trat Stein selbst tätig hervor und brachte am 15. Mai jene Adresse an den König in der Stadtverordnetenversammlung ein, die der Bürgerschaft treuliche Bereitschaft aussprach, im Interesse der Macht und Ehre Preußens und seiner Stellung in Deutschland den Gefahren und Nöten des Krieges mit derselben Opferwilligkeit und Hingebung entgegenzugehen, wie im Jahre 1813<sup>2)</sup>). Es war dies die erste Zustimmungsadresse, welche der König erhielt, und bewegten Herzens rief er aus: „Endlich ein Lichtstrahl!“ Der König war sehr erstaunt, als er erfuhr, daß der Vater dieser Adresse jener schlimme Dr. Stein sei, der 1848 jene bei dem König in so üblem Andenken stehenden Militäränträge gestellt hatte<sup>3)</sup>.

Den Gang des dann ausbrechenden Krieges verfolgt die Zeitung natürlich mit patriotischem Interesse. Viel Aufsehen erregte ein angeblicher Armeebefehl Benedeks, den die Breslauer Zeitung in Nr. 282 vom 21. Juni abdruckte, und der sich durch einen besonders übermütigen, ja leichtfertigen Ton auszeichnete. Die Zeitung bemerkte sofort dazu: „Wir halten diesen Armeebefehl für unecht, er ist — wie man zu sagen

<sup>1)</sup> Nr. 180 vom 19. April 1866.

<sup>2)</sup> Nr. 222 vom 15. Mai, 224 vom 17. Mai 1866.

<sup>3)</sup> Die hübsche Anekdote, die Stein in seiner Geschichte der Stadt Breslau (Seite 620 ff.) erzählt, wonach der Oberpräsident v. Schleinitz, ehe die überaus freundliche Antwort des Königs auf jene Adresse bekannt wurde, an den Oberbürgermeister Hobrecht ein amtliches Schreiben gerichtet habe, worin er sich mißfällig darüber aussprach, daß Magistrat und Stadtverordnete ihre Zuständigkeit überschritten und eine allgemein politische Adresse überreicht hätten, findet in den sonst vollständigen, in dem städtischen Archiv vorhandenen Akten über jene Vorgänge keinen Anhaltspunkt. — Über die Entstehung der Breslauer Adresse siehe näheres in Nr. 529 und 530 der Bresl. Ztg. vom 16. und 18. August 1904.

pfllegt — doch etwas gar zu toll“, aber trotzdem machte das Schriftstück seinen Weg durch die ganze Presse. Die Zeitung beilegte sich außerdem noch, schon am 26. Juni (Nr. 290), den echten Armeebefehl Benedeks zu bringen, welcher in viel einfacherem und würdigerem Tone gehalten war, aber die üble Nachrede, die erste Verbreiterin eines gefälschten Schriftstückes gewesen zu sein, blieb an der Zeitung haften. Wie jene Fälschung entstanden und in die Breslauer Zeitung gelangt sei, ist nicht aufgeklärt worden.<sup>1)</sup>

Als dann der Prager Friede geschlossen war, wendete sich die Zeitung scharf gegen Frankreichs Schlachtruf: „Rèvanche für Sadowa“. Dadurch würden nur Nord- und Süddeutschland mit einem Schlage geeint. Die scharfe Haltung der Breslauer Zeitung gegen Österreich hatte ihr schon im April ein strenges Verbot in dem Kaiserreich eingetragen, das indes geschäftlich nicht allzu empfindlich gewesen sein, ihr Ansehen aber nur vermehrt haben wird. Jetzt, nach Kriegsschluß, kam für Preußen die Amnestie und der Indemnitätsantrag Bismarcks, der den Verfassungskonflikt beendete und die Presse wieder frei machte. Die Zeitung nennt dies den würdigsten Abschluß der Siegesfeste. Aber es war eine seltsame Ironie des Schicksals, daß gerade einem der besten Patrioten, Dr. Stein, jene Amnestie nicht helfen sollte. Er war wieder einmal, und diesmal gemeinsam mit dem feuilletonistischen Berliner Mitarbeiter Ludwig Habicht, angeklagt. Es handelte sich um einen Artikel in Nr. 46 vom 28. Januar, „Berliner Spaziergänge“, worin Habicht die Ordensverleihungen verhöhnt haben sollte. Da dieser Prozeß noch nicht ausgetragen war, sondern die Untersuchung noch schwebte, als die Amnestie verkündet wurde, so fand sie keine Anwendung auf die Angeklagten, und sie wurden zu einer Geldstrafe verurteilt.

\*

Aus dem Feuilleton dieses Jahres ist zu vermerken der Abdruck je eines Romans von Victor Hugo, „Die Meerarbeiter“ und von E. Brachvogel „Hamlet“. Beide Schriftsteller

<sup>1)</sup> Vergl. Leonhard Müller a. a. O., Seite 257 ff.

galten damals als literarische Größen des Tages. Brachvogel blieb der Zeitung auch 1868 treu durch die Veröffentlichung seines neuen Romanes „Der blaue Kavalier“.

## Der Norddeutsche Bund

Dem Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes gegenüber macht die Zeitung zu Beginn des Jahres 1867 insbesondere das Bedenken geltend, daß durch die Übernahme der Ausgaben für das Heer auf den Bund das Geldbewilligungsrecht des preußischen Landtages geschmälert werde. Wenn hier also noch partikularistische Überlieferungen mitwirkten, so bedauert die Zeitung andererseits den Ausdruck Bund statt Reich, und sie ist um so zufriedener, daß die Urkunde Verfassung statt Vertrag heiße, und die Volksvertretung den rechten Namen Reichstag führe. Als die Verfassung vom Preußischen Abgeordnetenhaus angenommen war, begrüßt die Breslauer Zeitung diesen Beschluß, weil er die Schöpfung der ersten deutschen Verfassung bedeute.

Die Spaltung der Fortschrittspartei bedauert die Zeitung auch noch 1867, wobei freilich eine Spitze gegen die Unentwegten in dieser Partei nicht fehlt. Als dann das Programm der Nationalliberalen Partei veröffentlicht wurde (am 14. Juni 1867), meint sie, daß dieses Programm jedes Mitglied der Fortschrittspartei ebenfalls unterschreiben könne, und warnt nochmals vor politischer Intoleranz unter den Liberalen, wobei sie Tadel nach beiden Seiten ausspricht, aber freilich einigen Blättern der Fortschrittspartei die Hauptschuld beimißt. Wir erinnern uns, daß die Breslauer Zeitung schon während des Verfassungskonfliktes, so fest sie auf Seiten der Opposition stand, doch gelegentliche Bedenken nicht unterdrücken konnte, und die Verweigerung der Kriegskosten 1864 direkt getadelt hatte. Jetzt sagt sie unumwunden, daß „der Verfassungskampf nicht so glücklich geführt worden sei, als er gerecht gewesen sei“. Über Bismarck zwar habe sie sich nie getäuscht, „wir haben in ihm das gesehen, was er von jeher gewesen und was er heute noch ist: einen Vollblutskonservativen.

Wenn wir seine auswärtige Politik verteidigten, so geschah dies in völlig klarer Erkenntnis seiner Stellung zu den inneren Fragen.... Mit den Mitteln der tatenlosen Kritik, der Ironie, der Negation, ist gegen ihn nichts auszurichten."

Der nach den Wahlen vom 12. Februar 1867 erfolgten Begründung einer katholischen Partei unter Windthorst und Mallinckrodt begegnet die Breslauer Zeitung mit unverhohlenem Mißtrauen: „Wir wiederholen, daß wir keinen Kandidaten nach dem Tauschein fragen, aber man wähle niemanden, der den Staat unter die Gewalt der Hierarchie beugen will!"

Unterdessen trat schon wieder eine Kriegsgefahr in Gestalt der Luxemburgischen Frage auf. Luxemburg gehörte zu Holland; Preußen hatte aber ein Besatzungsrecht in der Festung, was Napoleon nicht hinderte, den Erwerb des Großherzogtums für sich zu erstreben. Die Zeitung steht diesen Treibereien gegenüber auf unversöhnlichem Standpunkt. Man sieht aus ihren Artikeln, wie nahe der Kriegausbruch schon damals bevorzustehen schien. Erst im Mai 1867 ist die Rede von einer friedlicheren Stimmung. Nach der Unterzeichnung des Londoner Vertrages, demzufolge Luxemburg neutralisiert und die preußische Besatzung zurückgezogen wurde, bemerkt die Zeitung: „Mindestens für dieses Jahr ist eine Störung des Friedens nicht mehr zu besorgen."

Neue Befürchtungen mußte die Salzburger Konferenz im August 1867 einflößen, die eine französisch-österreichische Allianz zu bezwecken schien. „Herr v. Beust, so schreibt die Breslauer Zeitung, hat, um seinen fanatischen Haß gegen Preußen zu befriedigen, keinen Augenblick gezögert, Sachsen, dessen Landeskind er war, in das Elend zu stürzen. Er wird sich noch weniger bedenken, aus demselben Motiv Österreich in einen unglücklichen Krieg zu verwickeln." Es kam nun nicht zu der von Napoleon geplanten Entente mit Kaiser Franz Josef gegen Preußen, und diese „Kondolenzvisite" Napoleons nach der Erschießung Maximilians von Mexiko erwies sich als ungefährlich.

Jenes mexikanische Abenteuer forderte natürlich die scharfe Feder Steins besonders heraus, und nach dem Tode Maximilians hält die Zeitung strenges Gericht, weniger über den unglücklichen Erzherzog, dessen Tötung allerdings die Erinnerung an die Erschießung Robert Blums in Wien auffrische, als über Napoleon, der nicht nur den Wohlstand des Landes dem Anschein der Unfehlbarkeit seiner Politik, sondern — ein prophetisches Wort — höchstwahrscheinlich auch die Zukunft seiner Dynastie geopfert habe.

### Stille Jahre

1868 und 1869 waren politisch stille Jahre. Im Mittelpunkt des Interesses standen die Zollparlamente, mit denen die Zeitung nicht immer ganz zufrieden war. Doch wenn die erste Session, so wurde ausgeführt, auch arm an politischen Resultaten geblieben sei, so habe sie doch ein innigeres Zusammenwirken von Nord und Süd angebahnt und bessere Ergebnisse für die Zukunft in Aussicht gestellt. Der verbitterte Partikularismus der „mutigen siebzehn Schwaben“, wie die Süddeutschen spöttisch genannt werden, sei nur erschienen, um zu verneinen und schließlich, wie ihm prophezeit sei, das Opfer eines Gabelfrühstücks zu werden, womit die Schlußfestlichkeit im Saale der Berliner Börse gemeint ist, bei der Bismarck und der bayrische Ministerpräsident Beteuerungen im Sinne herzlichen Einvernehmens austauschten. Sonst galt der Kampf der Zeitung besonders dem reaktionären Regiment des Kultusministers v. Mühlner, dessen Gedichtsammlung mit dem fidelen Liede: „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus“ die Zeitung einst bei ihrem Erscheinen im Januar 1842 so begeistert gefeiert hatte.<sup>1)</sup> Mühlner wirtschaftete in Breslau besonders arg. Er verlangte die Konfessionalisierung der höheren Lehranstalten, und diese Berliner Bevormundung hatte den Erfolg, daß das neu errichtete Johannes-Gymnasium, ebenso wie eine neu errichtete Realschule, leer standen, und das Friedrichs-Gymnasium zum Progymnasium herabgesetzt wurde. Der Konflikt spitzte sich so zu, daß Franz Ziegler als Abgeordneter der Stadt Breslau am

<sup>1)</sup> Nr. 3. — 5. Januar 1842.



19. November 1869 im Abgeordnetenhaus ausrief: „Der Herr Minister v. Mühler muß fort von seinem Platze“, ein Wort, das jubelnde Zustimmung im ganzen Lande, besonders aber in Breslau hervorrief. Mühler blieb freilich trotzdem noch bis zum Januar 1872 im Amte.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß eine Frau im November 1868 eine Petition an das Abgeordnetenhaus richtete, dasselbe solle für ewige Zeiten den Redakteur der Breslauer Zeitung unschädlich machen, weil derselbe den Zwiespalt zwischen Gott und Menschen, zwischen Fürsten und Völkern hervorgerufen und gefördert habe.

Dr. Stein trat 1868 mit anderen politischen Freunden aus dem fortschrittlichen Wahlverein aus, ohne der nationalliberalen Partei beizutreten. Schon 1867 war eine Meinungsverschiedenheit bei der Schlußabstimmung über die Verfassung zum Norddeutschen Bunde zutage getreten. Von den Breslauer Abgeordneten hatte Justizrat B o u n e ß gegen, Justizrat S i m o n für die Verfassung gestimmt. Darüber kam es in der Generalversammlung des Fortschrittlichen Wahlvereins am 25. April zu erregten Auftritten, und Dr. Stein und Dr. E l s n e r erklärten, als eine Petition an das Abgeordnetenhaus um Ablehnung der Bundesverfassung, allerdings nur durch eine Zufallabstimmung, Annahme fand, den Sitzungen des Vorstandes nicht mehr beiwohnen zu wollen. Ihnen schlossen sich u. a. Justizrat S i m o n und Dr. A s c h, der nachmalige „alte Asch“, an. Jetzt war es wieder die nationale Frage, die den Anlaß zu weiteren Unstimmigkeiten gab, und außerdem der Umstand, daß die Breslauer Fortschrittler allzu sehr zu Dr. Johann J a c o b y hinneigten. Dieser nahm schon damals einen äußerst radikalen Standpunkt ein und trat später ganz zur Sozialdemokratie über, gegen welche die Breslauer Zeitung im letzten Vierteljahre 1868 eine Reihe volkswirtschaftlicher Artikel: „Sozialistische Rechenexempel“, „Patriotische Briefe“ von A. F. veröffentlichte. Stein gründete jetzt im Mai 1868 mit Dr. Elsner einen neuen, den Nationaldemokratischen Wahlverein, dem schon am Gründungstage sich nahezu zweihundert Mitglieder anschlossen, der aber über Breslau hinaus keine Bedeutung gewann.

## Eduard Trewendts Erben und der Schles. Bankverein

**E**in schwerer Verlust für die Zeitung war der am 22. Juli 1868 erfolgte Tod ihres Verlegers **Eduard Trewendt**, der auf einer Fußreise mit seinen drei ältesten Söhnen im schlesischen Gebirge plötzlich in Altwasser einem Schlaganfälle erlag. Eduard Trewendt hatte die Zeitung mächtig gefördert, wie er überall eine glückliche Hand hatte. Die Auflageziffer war von 2875 bei seiner Übernahme des Verlages<sup>1)</sup> auf über 5800 Exemplare angewachsen. Auch seine buchhändlerischen Unternehmen, die er neben der Bresl. Ztg. gepflegt hatte, standen in hohem Ansehen. Neben seiner großen beruflichen Tätigkeit, beteiligte sich Trewendt vielfach an der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen: er war ein eifriges Mitglied der vaterländischen Gesellschaft und gehörte zu denen, welche die Anlage des Zoologischen Gartens, den Bau der Rechten-Oderufer-Eisenbahn und die Errichtung eines Provinzialmuseums besonders förderten. Er war auch längere Jahre Stadtverordneter und stand bei seinem Tode schon in der zweiten Wahlzeit als Mitglied des Magistrates.

Nach seinem Tode blieb seine Gattin die Mitinhaberin der Zeitung, doch trat jetzt der Schlesische Bankverein durch seinen ersten Direktor, **Heinrich Fromberg**, mehr in den Vordergrund. Die Geschäftsführung, an deren Spitze nach Zäschmars Tode im Jahre 1869 Expeditionsvorsteher **Oskar Meltzer** stand, wurde vom Bankverein überwacht, und auch für die Redaktion, wenigstens für den Handelsteil, interessierte sich Direktor Fromberg persönlich. Im übrigen aber lag die Leitung jetzt noch mehr als bisher in den Händen von **Dr. Stein**.

<sup>1)</sup> Vergl. S. 161.

Heinrich Fromberg war am 3. Mai 1821 in Glogau als Sohn eines angesehenen Bankiers und Direktors der Glogauer Zuckerfabrik geboren. Nach Beendigung seiner kaufmännischen Lehrzeit übernahm er die Leitung des Breslauer Zweiggeschäftes der Glogauer Bankfirma „L. Bamberg's Wwe. und Söhne“, deren Mitinhaber sein Vater war. Nach Auflösung der Firma errichtete Heinrich Fromberg ein eigenes Bankgeschäft unter der Firma Fromberg & Co., um dann 1856 den Schlesischen Bankverein als großzügiges Unternehmen mit einem Grundkapital von 6 Millionen Taler zu gründen. 1871 erhielt er den Charakter als Kgl. Kommerzienrat, und 1881 wurde er zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. 1883 zog er sich kränkelnd von den Geschäften zurück, und ein Jahr später, am 24. Dezember 1884, verstarb er. Er war lange Zeit Mitglied der Breslauer Handelskammer gewesen, und als Stadtverordneter und Vorsitzender der Finanzkommission pflegte er die Beratungen des städtischen Haushaltes alljährlich durch einen lichtvollen Überblick über die finanzielle Lage der Stadt einzuleiten.

Im Jahre 1869 stand die soziale Frage, oder richtiger die Frage der Sozialdemokratie, im Vordergrund, denn im August dieses Jahres schloß sich die Sozialdemokratie in Eisenach zu einer Partei mit festem Programm zusammen. Die Zeitung steht auf durchaus manchesterlichem Standpunkt und erwartet von dem freien Zusammenschluß der Arbeiter allein einen wahren und dauernden Fortschritt. Darum ist sie gegen die gesetzliche Einführung eines Normal-Arbeitstages und gegen den staatlichen Zwang bei den gewerblichen Hilfskassen, ebenso aber auch für das Gesetz gegen die Lohnbeschlagnahme. Von der Vertretung der Arbeiterinteressen durch die sozialdemokratischen Abgeordneten erhofft sie nichts: jedes Mitglied der Fortschrittspartei und der Nationalliberalen habe der Sache der Arbeiter mehr genützt, als sämtliche Arbeitervertreter zusammen genommen; wohl aber wird anerkannt, daß die Partei Bebel-Lieb knecht mit ihrem konsequenten Programm der überlebten Richtung Lassalles weit voraus sei. Dabei fühlt sich die Zeitung durchaus als ein Organ der Arbeiter: Die Kluft zwischen der politischen Demokratie und der Sozialdemokratie sei durch den

Eisenacher Kongreß noch weiter geworden, aber es sei die Hoffnung nicht aufzugeben auf eine schließliche Wiedervereinigung derer, die nur die Leidenschaft trenne. Freilich würden die neuen Apostel der Arbeiter diesen nur Unheil bringen.

In der allgemeinen Politik tritt die Zeitung auch in diesem Jahre, ihrer bisherigen Haltung getreu, für ein besseres Verhältnis zwischen der Fortschrittspartei und den Nationalliberalen ein. Die Bekämpfung des Systems Eulenburg-Mühler sei die gemeinsame Aufgabe. Dies System, das die Süddeutschen zurückschrecke, hindere die Einigung Deutschlands mehr als Beust und Napoleon.

### Der französische Krieg

Am 1. Januar 1870 konnte die Zeitung ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Ein kurz gefaßter, offenbar aus Steins Feder stammender Rückblick auf die Vergangenheit der Zeitung ist auch heute noch eine wichtige Quelle für ihre Geschichte.

Über die Veranlassung zum Kriege, der dann im Sommer heraufzog, ist die Zeitung keinen Augenblick im Zweifel. „Dem französischen Volke ist die spanische Thronkandidatur so gleichgültig wie dem deutschen, aber die Kamarilla der Kaiserin Eugenie will aus persönlichen, kirchlichen und anderen unlauteren Motiven den bourbonischen Namen wieder in den Besitz einsetzen, aus dem er vertrieben ist“. „Mit diesem guten Gewissen betrachten wir ein zaghaftes Zurückweichen als ein Übel, welches noch größer ist als das große Unglück des Krieges“. Am 20. Juli bringt ein Extrablatt die Kriegserklärung vom 19. Die Haltung der Breslauer Zeitung während des Krieges ergibt sich aus der patriotischen Gesinnung eines Mannes wie Stein von selbst. Interessant aber ist die Beurteilung der Gründe, aus denen sich Napoleon bei Sedan gefangen gegeben habe. „Er wußte sehr wohl, daß er an jedem anderen Platz Preußen minder unbequem sein würde, als in der Gefangenschaft, und er handelte mit richtigem Instinkt, so wie es seinem Feinde am unbequemsten war. Er wußte ferner, daß, um sich in der Herrschaft zu behaupten, er sich zunächst am Leben behaupten mußte . . . Er hat so klug gehandelt, wie ein Mann, der sich durch

das höchste Maß von Unklugheit in eine höchst bedenkliche Lage gebracht hat, nur handeln konnte". Daß der Preis des Krieges Elsaß-Lothringen sein müsse, ist der Zeitung schon im August klar, nur dürfe dies kein Reichsland werden: die Einverleibung in Preußen sei das einzig Richtige! Das deutsche Kaisertum wird schon im Dezember dieses Jahres gefordert: Ein halbes Jahrtausend habe Deutschland gestrebt, mehr als ein Staat zu sein, ein halbes Jahrtausend habe es kaum die Form, gewiß nicht das Wesen eines Staates gehabt. Die dritte Einsetzung des Kaisertums werde uns endlich den nationalen Staat bringen.

### Das Unfehlbarkeitsdogma

Das Vatikanische Konzil war am 8. Dezember 1869 eröffnet worden. Am 18. Juli 1870 erfolgte die Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas. Die Zeitung begleitet die Vorgänge in Rom mit bitteren Angriffen. „Zum Osterfeste, so schreibt sie am 16. April, erhalten wir 18 Flüche aus Rom, wovon auch die Protestanten ihr Teil abbekommen". In einem von ihr aufgenommenen Artikel, in dem der Staat gewarnt wird, sich in diese Dogmenstreitigkeiten einzumischen, bemerkt die Redaktion, das ginge nur so lange an, als die Kirche nicht in das Gebiet des Staates eingreife. „Bei der Frage: Sind die Professoren an den Universitäten, die Lehrer an den katholischen Gymnasien Staatsbeamte, stellt sie der Staat an, und kann sie der Bischof absetzen, sieht man wohl, daß Staat und Kirche in gleicher Weise beteiligt sind". Dieser Standpunkt wird dann auch in der Folge während des Kulturkampfes, der alsbald begann, streng beobachtet.

### Im neuen Reich

Das Jahr 1871 brachte die Begründung des neuen deutschen Reiches. „Das den Deutschen die einheitliche Staatsform fehlte, drückte ihnen unter allen Nationen ein Brandmal auf. Die edleren und reiferen Naturen unter uns haben dieses Brandmal stets schmerzlich empfunden". — Die Kaiserproklamation wurde Mittwoch, den 19. Januar, nachmittag 5 $\frac{1}{4}$  Uhr durch Extrablatt



verbreitet. „Die Annahme der deutschen Kaiserkrone durch die Hohenzollern . . . . . lehrt die Fanatiker des Nordens, daß Preußen kein Interesse hat, welches es über die Erfüllung seiner deutschen Mission setzen dürfte, und lehrt die Fanatiker des Südens, daß Preußen der Repräsentant der deutschen Einheit, nicht der deutschen Zerrissenheit sei“. Extrablätter am Vormittag 10 $\frac{1}{2}$  Uhr und am Nachmittag 2 $\frac{1}{2}$  Uhr vom 2. März verkünden den Einmarsch der deutschen Truppen in Paris und die Annahme der Friedenspräliminarien durch die französische Nationalversammlung in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen. Nr. 105 vom 3. März ist eine Festnummer, eine Zeichnung von E. Süß-Breslau, stellt die Germania am Rheinufer dar, und ein schönes Gedicht: „Zum Frieden von 1871“ schmückt die erste Seite. Am Sonnabend, den 4. März, nachmittags 8 $\frac{1}{2}$  Uhr veröffentlicht ein Extrablatt den Wortlaut der Friedenspräliminarien. Am folgenden Sonntag hält es die Zeitung für zweifellos, daß die 5 Milliarden Kriegsentschädigung, die größte Summe, die bisher in einem juristischen Dokument auch nur genannt sei, doch nicht ausreichen werde, den ganzen Schaden zu ersetzen, den der Krieg Deutschland verursacht habe.

Die Pariser Kommune-Bewegung wird hart verurteilt. Man stelle diese Bewegung als eine Folge der Demoralisation unter dem Kaisertum hin; aber das hieße die scholastische Frage aufwerfen, was früher war, das Ei oder die Henne? Ist die Demoralisation die Wirkung des Kaisertums, oder das Kaisertum die Wirkung der Demoralisation gewesen? Die Ausführungen Bebels im Reichstage, seine Sympathien für die Pariser Kommune, verbunden mit Hinweisen auf eine Zukunft, in der Deutschland der Schauplatz ähnlicher Ereignisse werden würde, haben, so führt die Zeitung später aus, das Bestreben rege gemacht, die Freiheit der Rednertribüne zu beschränken. „Liberale Blätter sprechen darüber mit einer Unbefangenheit, die uns erschreckt hat. Wir wollen unseren Standpunkt mit zwei Worten darlegen: wir nehmen für Bebel und seine Anhänger dasselbe Maß von Redefreiheit in Anspruch, das wir für Twisten verteidigt und erkämpft haben“. Bebel habe die formellen Schranken, über die der Präsident zu wachen habe, nicht überschritten. Wer

seinen Empfindungen geschmeichelt wissen wolle, der möge ein Bändchen lyrischer Gedichte zur Hand nehmen, aber nicht die Reichstagsverhandlungen.

Das Kriegsjahr hatte übrigens den Umfang der Zeitung erheblich anschwellen lassen. Sie zählte 1869: 4262, 1870 4714, 1871 4820 Großfolio-Seiten, schnellst allerdings 1872 noch weiter um mehr als 8 Prozent, auf 5226 Seiten, empor, erfährt aber im folgenden Jahre einen Rückgang auf 4862 Seiten. Die hohe Ziffer von 1872 steht, wie wir sehen werden, mit dem Gründungsfieber jenes Jahres im engen Zusammenhange. Vom 1. Januar 1872 ab tritt bei den drei führenden Zeitungen Breslaus eine gerade damals sehr wirksame Erhöhung des Anzeigenpreises ein, die mit den erhöhten Papier- und Druckkosten begründet wird, und zwar von 1½ Silbergroschen auf 2 Silbergroschen für die fünfgespaltene Zeile.

Zu Beginn des Jahres 1872 erfolgte endlich der Rücktritt des Kultusministers v. M ü h l e r und der Amtsantritt F a l k s. Die Zeitung widmet diesem Wechsel aus froher Brust eine ganze Reihe von Artikeln und begrüßt namentlich das neue Schulaufsichtsgesetz, sowie sie mit Befriedigung feststellt, daß nun endlich das Johannesgymnasium in Breslau als ein konfessionsloses eröffnet sei. — Der Kulturkampf nahm seinen weiteren Fortgang. Der zu diesem Zweck erforderliche und im November erfolgte Pairsschub im Herrenhause löst bei der Zeitung den Seufzer aus, daß damit freilich eine Umformung, oder auch nur eine Reform dieser Körperschaft vorerst aussichtslos geworden sei. Die Ablehnung des Kardinals Hohenlohe als katholischen Botschafters wird als Beweis der Unfriedfertigkeit Roms festgenagelt, und als Bismarck in der Besprechung dieses Vorganges das berühmte Wort prägte: „Nach Canossa gehn wir nicht weder staatlich noch kirchlich“, bezeichnet die Zeitung diesen Ausspruch als aus dem innersten Herzen des deutschen Volkes gesprochen. Dem Jesuitengesetz ebenso wie dem Kanzelparagraphen steht die Zeitung skeptisch gegenüber. Es ist ja bekannt, daß die entschieden Liberalen damals vielfach gegen diese Gewaltpolitik Bismarcks Bedenken hegten, die sich später als nur allzu gerechtfertigt erwiesen.

Bezeichnend ist es, daß die Breslauer Zeitung mit vollem Eifer für die neue Kreisordnung kocht, der das Herrenhaus zähen Widerstand entgegen stellte, bis sie im November doch Gesetz wurde, und die die Zeitung ein sorgfältig durchberatenes organisches Gesetz nennt, welches eine schmerzlich empfundene Lücke im preußischen Staatsrecht beseitige. So sehr irrte man sich damals über das wahre Wesen dieser Neuordnung auch in fortschrittlichen Kreisen, getäuscht durch die Tatsache, daß der Großgrundbesitz, dem alle Macht in der Kreisverwaltung verblieb, in jener Zeit noch von der Konfliktszeit her in erdrückender Mehrheit liberal war. Als die neue Steuervorlage eingebracht wurde, die zur Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer als Staatssteuer führte, zog die Zeitung gegen beide Steuern lebhaft zu Felde, aber wieviel Kämpfe hat sie noch zu bestehen gehabt, bis endlich im Jahre 1910 die Schlachtsteuer auch als Gemeindesteuer beseitigt wurde!

### Die Gründerzeit

Aber wichtiger als alle diese Erscheinungen war das Gründungsfiebert, das 1872 seinen Höhepunkt erreichte, bis es im folgenden Jahre ein jähes und schlimmes Ende fand. Wirtschaftlich zogen alle Zeitungen aus diesem ungeheuren Umsatz und diesen massenweisen Gründungen in ihrem Anzeigenteile sehr beträchtlichen Nutzen in Gestalt von gehäuften und großen Inseraten. Die Aufforderungen zu den Gründungsgeschäften, die wortreichen Prospekte und reklamehaften Geschäftsberichte erschienen in den größten Buchstaben, die nur in den Satzkästen aufzutreiben waren, und im breitesten Raume, als ob das Geld gar keine Rolle spielte, was ja freilich bei den Gründern auch meist der Fall war. Die Gründungen von Eisenbahnen, Banken, Fabriken, Schiffahrtsgesellschaften, Brauereien, Kreditinstituten, Baugesellschaften usw. füllten Seiten und Seiten. Dazu kamen dann noch reichliche Bäderanzeigen, die erfolgreich genug gewesen sein mögen. Denn die im Spekulationsfieber überspannten Nerven verlangen nach Erholung, und außerdem war der Badeort die willkommenste Gelegenheit, sich und sein Geld sehen zu lassen.

Der Reiseluxus modernen Gepräges datiert seit jener Zeit. Sehr hübsch macht sich auch ein oft wiederholtes Rieseninserat mit der Anpreisung von „Mycathanon“ (Pilztöter) zur Vertreibung des Holz-, Haus- und Mauerschwammes, das, wenn es gewirkt hätte, bei der damaligen unsoliden Bauweise gewiß einem dringenden Bedürfnis entsprochen hätte.

Der Handelsteil unserer Zeitung folgte den Erscheinungen auf den Börsenmärkten arglos und ohne die Gefahren zu ahnen, die mit diesem vielfach schwindelhaften Getriebe verbunden waren. Die Breslauer Börse führte Anfang 1873 zur Ordnung des stürmischen Verkehrs in ihren Räumen Schranken ein, innerhalb deren sich nur die vereideten Makler bewegen durften, und die Zeitung erhebt Klage, über die Unvollständigkeit des Breslauer Kursblattes und fordert eine Vermehrung der Makler, welche an den Kursnotierungen teilzunehmen hätten. Der Berliner Kurszettel weist bereits 279 Notierungen auf. Auch als der Krach näher und näher rückte, ist die Handelsredaktion ohne jede Besorgnis, und der Breslauer sowie der Berliner Börsenberichterstatte wiegen sich und das Publikum in den rosigsten Hoffnungen. Der Berliner Jahresrückblick urteilt mit beneidenswerter Naivität: „So hatte denn die Börse allen Anlaß, mit fröhlichem Blick auf das Jahr 1872 zurückzuschauen; es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den massenhaften Gründungen sich auch schwindelhafte Unternehmungen befanden; gleichwohl darf man behaupten, daß im Großen und Ganzen die Spekulation aller Gattungen auch im Jahre 1872 sich in maßvollen Grenzen bewegt, und daß im allgemeinen ein Zusammenbruch von nennenswerter Ausdehnung nicht stattgefunden hat“. Am 11. Januar dämmerte es dem Breslauer Börsenberichterstatte vorübergehend, aber er schiebt alle Schuld auf die unerfreulichen Zustände in Wien, deren Verehrer er nie gewesen. Auch der Berliner Berichterstatte wird gelegentlich stutzig. Aber bald sind beide wieder voll guter Hoffnung, oder vielmehr, sie begreifen nicht recht gewisse Störungen, die sich in Spekulationskreisen geltend machen: „Alle Faktoren für eine gedeihliche Entwicklung des gesamten Verkehrs sind tatsächlich in einer Fülle, wie selten, vorhanden, und dennoch bleibt die Physiognomie

der Börse eine im hohen Maße trostlose". Geld sei in Fülle vorhanden, der Diskontosatz auf  $3\frac{1}{2}\%$  gesunken, die Banken setzen ihren Zinsfuß herab, der politische Horizont sei wolkenlos und klar, von einer Überspekulation könne nicht im mindesten die Rede sein, und doch bewege sich die Börse wie ein schwankendes Rohr im Winde.

Am 7. Januar 1873 hielt L a s k e r jene große Anklagerede gegen den Geheimrat W a g e n e r, den „Eisenbahnkönig“ S t r o u s b e r g und ein paar aristokratische Mitgründer. Während die politische Redaktion Laskers Rede preist, die den Schleier von den Verhältnissen gehoben und die Zungen gelöst habe, ist sich der Berliner Börsenberichterstatte r über die Tragweite der Rede offenbar nicht klar, und beide, der Breslauer und der Berliner Berichterstatte r stellen es, soweit sie von der Rede überhaupt Vermerk nehmen, so dar, als sei diese das „einzige Motiv“ für die Verstimmung der Börse. — Dann unterbricht der große Setzerstreik und das notgedrungene Erscheinen der „Normal-Zeitung“ die Berichterstattung, und erst nach Beendigung der Arbeitseinstellung, im April 1873, können wir die Haltung der Zeitung weiter verfolgen. In einem Leitartikel tritt nunmehr die Zeitung, wenn auch mit Vorbehalt, für die von Lasker angeregte Revision des Aktiengesetzes ein, die freilich erst 1884 vorgenommen wurde, und behauptet auch, nicht erst jetzt, sondern bereits vor Jahr und Tag gegen den Gründungsschwindel eingetreten zu sein. Das trifft zwar für den politischen Teil der Zeitung zu, nicht aber für die Ansichten, die im Handelsteile dauernd vorgetragen worden waren, und die auch jetzt noch aufrecht erhalten wurden. Solche Differenzen gerade zwischen rein politischer Politik, um es so auszudrücken, und einer bestimmten Fachpolitik sind ja bekanntermaßen auch in sonst gut redigierten Zeitungen nicht gerade ganz selten. Jedenfalls leugnete der Breslauer Börsenberichterstatte r auch damals noch das Bestehen einer ungesunden Überspekulation, wenn man auch jetzt dort schon einen Ausdruck, wie den von dem Übermaße an produzierten Werten des vorigen Jahres findet, während der Berliner Kollege sich einstweilen ausschweigt und der Inseratenteil der Zeitung immer noch mit Gründungsanzeigen reich gespickt ist. Als dann der „S c h w a r z e F r e i t a g“ (der 9. Mai 1873) in Wien eingetreten war und die dortige



Börse infolge des allgemeinen Krachs geschlossen werden mußte, ist der Breslauer Börsenberichterstatter plötzlich hochweise. „So rächt es sich in Wien, daß man den notwendig gewordenen Reinigungsprozeß durch künstliche Mittel bisher angehalten hat, sodaß nun die Krankheit in ihrer vollen Kraft auftritt und auch so manchen Gesunden noch anzustecken droht.“ Der Berliner Kollege aber meint, daß der Entwicklungsgang des dortigen Börsengeschäftes ein ganz normaler sei. Endlich, am 16. Mai sieht auch dieser, bis dahin unverwüsthche Optimist ein, daß der Berliner Kurszettel nur noch eine „Verlustliste“ sei, er tröstet sich aber damit, daß die Kursrückgänge noch kolossaler hätten sein können!

So war damals die Haltung einer so ehrenhaften Zeitung, wie der Breslauer unter Steins Leitung, dem indes volkswirtschaftliche Dinge und Handelsfragen ferner lagen, und der sich um alle jene Vorgänge weniger gekümmert zu haben scheint. Ich rechne den Niedergang des alten, rein idealistischen Liberalismus ungefähr von jenem Zeitpunkt ab. Mag man von den maßlos übertriebenen Anklagen, die damals und später von berufsmäßigen Verleumdern, wie Otto Glagau und Rudolf Meyer, gegen die führenden Männer des Liberalismus erhoben wurden, abziehen, soviel man kann und muß, ein Flecken bleibt doch an dem bis dahin tadellosen Gewande. Hatte man den Tanz um das goldene Kalb auch nicht allgemein mitgemacht, so war man jenen Ausschreitungen doch nicht begegnet, wie man ihnen hätte begegnen müssen, und das gilt auch von der Lasker'schen Enthüllungsrede und dem Gange, den die Dinge dann im Wege der eingesetzten parlamentarischen Untersuchungskommission in der Folgezeit nahmen. Außerdem waren namentlich auch manche Einzelführer in den Provinzen allzu sehr mit Gründungen aller Art befaßt gewesen, um den Liberalismus noch in seiner alten Reinheit würdig vertreten zu können. Erst seit jener Zeit haftet an dem Liberalismus der Vorwurf, der Vertreter des Kapitalismus und des manchesterlichen Geschäftsinteresses zu sein, ein Vorwurf, der gewiß sein Wesen nicht trifft, dessen er sich aber im politischen Kampfe hinfort mit vollem Erfolge nicht hat erwehren können.

## Der Setzerstreik und die Normalzeitung

Der vorerwähnte große Setzerstreik von 1873 begann am 9. März. Seine Ursache waren Lohnforderungen, die von Leipzig ausgingen, wo auch die Arbeitseinstellung begann. Die Buchdruckereibesitzer, die sich eben erst organisiert hatten, wollten es auf eine Kraftprobe ankommen lassen und gaben ihren sämtlichen Gehilfen die Kündigung. Hierauf antworteten in Breslau in der Druckerei von Leopold Freund (Breslauer Morgenzeitung) die Setzer ohne Einhaltung der Kündigungsfrist mit sofortiger Arbeitseinstellung, und das führte dann zu einer Gesamtaussperrung in allen Breslauer Druckereien. Die sechs in Breslau erscheinenden Tageszeitungen schlossen sich nun zur Herausgabe einer gemeinsamen Normalzeitung zusammen, die notdürftig mit einer Anzahl treu gebliebener Setzer hergestellt wurde. Sie erschien täglich zwei bis zweieinhalb Bogen stark, und wurde in den Räumen der Schlesischen Zeitung redigiert und gedruckt. Dr. Stein zeichnete als verantwortlicher Redakteur, Seckles von der Breslauer Zeitung redigierte das Ausland. Am 4. April war der Streik endlich beendet, und erleichtert atmet die Breslauer Zeitung auf: „Wir sind mit dem heutigen Tage uns selbst zurückgegeben. Die Normalzeitung hat, Gott sei Dank, aufgehört. . . . Wir sind dem mannigfach gehörten Vorwürfe, daß die Normalzeitung an Langweiligkeit nichts zu wünschen übrig lasse, nie entgegengetreten; im Gegenteil, wir haben stets aus voller Überzeugung zugestimmt. Jede farblose Zeitung ist langweilig; farblos aber mußte die Normalzeitung sein.“ Zugleich hatte sich diese Zeitung gegen L u j o B r e n t a n o zu wenden, der damals junger Professor in Breslau war und sich in einem offenen Schreiben an die Setzer auf deren Seite gestellt hatte, obwohl er zugeben mußte, daß der Streik durch einen Kontraktbruch der Gehilfen herausgefordert war. Der Breslauer Zeitung erwuchs übrigens aus dieser Zeit, in der sie, mitten im besten Aufschwung begriffen, in einen Kriegszustand geraten war, erheblicher Schaden. Die Normalzeitung war fast einen Monat lang in den Räumen der Schlesischen Zeitung hergestellt worden, und alle Interessenten, die mit einer der vereinigten Zeitungen zu schaffen hatten, mußten sich dorthin wenden. Das tat

allen anderen Zeitungen Abbruch, und die überlebenden Mitarbeiter haben mir oft versichert, daß die Nachwirkungen der Entfremdung, die solchergestalt zwischen der Breslauer Zeitung und ihrem Publikum eintrat, empfindliche und nachhaltige gewesen seien.

## Die Schlesische Presse

Das Jahr 1873 brachte der Breslauer Zeitung noch eine weitere wesentliche Gefährdung. Es wurde gegen sie von nationalliberaler Seite ein Konkurrenzblatt in Gestalt der *Schlesischen Presse* ins Leben gerufen. Daß diese Neugründung einem sogenannten dringenden Bedürfnis entsprochen hätte, kann man eigentlich nicht behaupten. Die Breslauer Zeitung hatte unter Steins Leitung von jeher trotz des grundsätzlich fortschrittlichen Standpunktes, als ein Organ des rechten Flügels dieser Partei, dem linken Flügel der Nationalliberalen, von dem die Gründung ausging, sehr nahegestanden. Stein war sogar, wie wir gesehen haben, wegen seiner stark nationalen Gesinnung mit anderen gleichgesinnten Parteifreunden den Sitzungen des fortschrittlichen Wahlvereins jahrelang fern geblieben, und immer wieder hatte die Zeitung zu einer freundnachbarlichen Verständigung der beiden liberalen Parteien geraten, sodaß sie damals im Grunde ebenso gut für ein links gerichtetes national-liberales, wie für ein rechts gerichtetes fortschrittliches Organ gelten konnte. Aber den Breslauer Nationalliberalen genügte dieses vermittelnde und versöhnliche Verhalten offenbar nicht. Sie wollten, im Gefühl ihrer Stärke, vielleicht auch angesteckt von dem immer noch nicht ganz erloschenen Gründungsfieber, durchaus ein eigenes Organ haben, mit dem sie freilich alsbald recht üble Erfahrungen machen mußten.

Die Nationalliberalen standen damals auf der Höhe ihrer Macht. Sie zählten nach den Wahlen von 1873 im Abgeordneten-hause 178, die Fortschrittler nur 72, im Reichstag seit 1871 120, die Fortschrittler nur 45 Abgeordnete; in Breslau waren sie im Besitz aller drei Landtagsmandate, und auch ihr Anhang, in der Provinz, namentlich in Niederschlesien, war stark. Im Reichstag, wie im Abgeordneten-hause, war jede Vorlage entschieden, wenn

Lasker dafür oder dagegen gesprochen hatte. Was Wunder, wenn man glaubte, sich auf dem fruchtbaren Boden einer Großstadt wie Breslau, in einer so volkreichen Provinz wie Schlesien, ein eigenes Organ gründen zu können. An Persönlichkeiten und an Geld fehlte es nicht; nur daß man übersah, wie schwer es ist, eine neue Zeitung in das Publikum und in das Geschäftsleben einzuführen, und welche ungeheuren Summen verschlungen werden, ehe eine solche Einbürgerung, wenn sie überhaupt gelingt, sich durchgesetzt hat. Hinter dieser Gründung standen die Breslauer Diskontobank, das Bankhaus E. Hei mann, das Bankhaus Oppenheim & Schweitzer (Hermann Schweitzer), Kommerzienrat Friedenthal, Gebr. Friedländer, und Julius Schottlaender. Die erste Nummer erschien am 1. Juni 1873, der Druck erfolgte bei Heinrich Lindner, Albrechtstr. 29, gegenüber der Post, wo auch die Redaktion und Expedition untergebracht war. Seit dem 1. März 1876 aber erschien die Schlesische Presse bei S. Schottlaender, den man als Fachmann hinzuzog, und in dessen Druckerei, Siebenhufenerstr. 11/13, alsdann im November 1877 auch der ganze Betrieb verlegt wurde. Vergeblich hatte man versucht, Dr. Stein für das neue Unternehmen zu gewinnen, der alte Demokrat blieb bei seiner Zeitung und seiner Partei, wenn er mit letzterer auch nicht immer ganz einverstanden war. So wurden die Schriftleiter des neuen Blattes, Köbner, später Chefredakteur der Nationalzeitung, der vorher den Hannoverschen Courier redigiert hatte, Dr. Alexander Meyer, der bekannte Parlamentarier und spätere Hauptmitarbeiter der Breslauer Zeitung, der 1876 Breslauer Landtagsabgeordneter wurde, und Dr. Kurnik, der die Feuilletonredaktion der Breslauer Zeitung mit der des neuen Organes vertauschte. Der Abbruch, den die Schlesische Presse den bestehenden Organen tat, war, wenigstens zunächst, kein nennenswerter, in so großem Stile sie auch auftrat. Wir haben bis zu der Einführung des neuen Preßgesetzes im Jahre 1874 auf Grund der bis dahin zu erlegenden Stempelsteuern genaue Angaben über die Auflageziffern der Zeitungen. Danach zählte die Breslauer Zeitung an Abonnenten: im Jahre 1870: 7312; 1871: 6432; 1872: 7050; 1873: 7020;

1874 im ersten Vierteljahre: 7359, im zweiten Vierteljahre: 7022. Das Zahlenverhältnis bei der Schlesischen Zeitung ist ähnlich. Erwägt man, was die letzten Ziffern betrifft, daß die Sommermonate immer eine schwächere Auflage als das Winterhalbjahr aufzuweisen pflegen, so haben beide Organe, die Breslauer Zeitung wie die Schlesische Zeitung, trotz jener neuen Konkurrenz hinsichtlich ihrer Leserzahl eher eine steigende als eine fallende Tendenz. Die Schlesische Presse konnte sich denn auch nur bis Anfang 1882 halten, in welchem Jahre sie, wie wir sehen werden, von der Breslauer Zeitung aufgekauft wurde.

Bei dieser wurde anstelle von Dr. Kurnik Gustav Karpel's Feuilletonredakteur und Theaterkritiker. Er war am 11. November 1848 in Loschütz in Mähren geboren, hatte in Breslau studiert und war dann Journalist in Berlin geworden, redigierte 1872 die Breslauer Nachrichten, von wo aus er noch in demselben Jahre in die Redaktion der Breslauer Zeitung eintrat; dort verblieb er bis 1877, um dann wieder nach Berlin überzusiedeln und sich an der Herausgabe von Westermanns Monatsheften zu beteiligen. Er hat sich später insbesondere als Heine-Forscher bekannt gemacht und starb am 21. Juli 1909. Neben Stein war in der Politik, aber auch in Handel und Feuilleton, für das er Theater- und Musikbesprechungen unter dem Zeichen ? schrieb, seit 1872 Ignaz Seckles tätig. Dieser lebenswürdige und feingeistige Österreicher war am 15. Oktober 1836 in Wien geboren und hatte dort alle Schrecken der Revolution von 1848 mit erlebt. Nachdem er in seiner Vaterstadt Jura studiert hatte, wurde er Journalist im Reuter'schen Büro in Wien und kam dann an die Breslauer Zeitung, wo er später, nach Steins Ausscheiden, die Gesamtleitung der Redaktion übernahm, und 1893 in den Ruhestand trat. Er starb am 20. September 1900 im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau, in dessen Stille er sich, wie einst Holtei, zurückgezogen hatte, obwohl er ebensowenig wie jener zu den Frommen gehörte.

Auch im Jahre 1874 hält die Breslauer Zeitung ihre gemäßigte politische Haltung inne. Die Forderung einer Friedensstärke des Heeres von vierhunderttausend Mann für sieben Jahre, die bei der Mehrheit der Fortschrittspartei scharfen Wider-



spruch erweckte, erscheint ihr annehmbar, obwohl sie Eugen Richters Auseinandersetzungen als tiefgehend und glanzvoll anerkennt; denn bei der steigenden Bevölkerung bedeute die festgelegte Zahl im Verhältnis ein beständiges Sinken der Ziffer. Dagegen tritt sie für eine Verkürzung der Dienstzeit, als durch die Steigerung des Wohlstandes und die Fortentwicklung des Schulwesens geboten, erneut ein.

Das neue Preßgesetz gibt der Zeitung Anlaß, den bittersten Spott über die bisherigen Zustände auszugießen; diese stammten noch aus den Tagen des Ministeriums Manteuffel, des Mannes, der den Bußgang nach Olmütz angetreten habe, und seines Handlangers Ryno Quehl<sup>1)</sup>, der inzwischen vergessen und verschollen sei. Das neue Gesetz befreie die Presse zwar von materiellen Lasten und Hemmnissen, die Stempelsteuer habe bisher die Breslauer Zeitung jährlich 17 000 bis 18 000 Taler gekostet, aber diesem Fortfall stehe die Erhöhung der Löhne um 20 bis 25 Prozent, die seit dem letzten Setzerstreik eingetreten sei, gegenüber. Vor allem aber seien die Beibehaltung der polizeilichen Beschlagnahme, der verschärften Verantwortlichkeit des Redakteurs und des Zeugniszwanges übel genug. Sonderbar, so heißt es in einer Fußnote zu diesem Artikel, in dem Augenblick, in welchem wir dies niederschreiben, tritt der Gerichtsbote ein und bringt uns eine Vorladung zur Nennung des Verfassers irgendeiner Provinzialkorrespondenz, die wir selbstverständlich vor dem Abdruck nicht gelesen haben, und nicht lesen konnten. Recht angenehme Zustände!" Es handelte sich bei dieser Haupt- und Staatsaktion um die Qualität des Bieres in den Eisenbahnrestaurationen, und nur durch einen Zufall wurde Stein vor dem Gefängnis bewahrt.<sup>2)</sup>

In dem Prozeß Arnim steht die Zeitung in diesem und im folgenden Jahre durchaus auf Seiten Bismarcks gegen den eigen-

<sup>1)</sup> Ryno Quehl, ursprünglich Redakteur des „Danziger Dampfbootes“, wurde von Manteuffel im November 1848 zum Leiter der Zentralstelle für Preßangelegenheiten berufen, wo er eine ebenso rege wie gemeinschädliche Tätigkeit entwickelte.

<sup>2)</sup> Vergl. Alexander Giesen: „Der Zeugniszwang gegen die Presse“, Frankfurt a. M., 1906, Seite 54.

mächtigen Botschafter, der sich weigerte, entwendete Staatsakten herauszugeben, und sie drückt ihre Genugthuung darüber aus, daß die Justiz ihre Schuldigkeit hier wieder einmal auch gegenüber einem Manne der höchsten Aristokratie in so bedeutungsvoller Stellung tue.

Mit dem 1. Januar 1875 hört endlich die zwecklose und dem Wesen einer Tageszeitung widersprechende fortlaufende Zählung der Seiten in der Zeitung auf. Denn zwar reiht sich bei einer Zeitung Nummer an Nummer, von denen indes doch jede eine gewisse Einheit anstrebt. Den Inhalt der einzelnen Ausgaben als einen in sich zusammenhängenden fortlaufenden Text wie etne auf Fortsetzungen berechnete Zeitgeschichte betrachten zu wollen, beruht auf einer Verwechslung der Eigenart von Zeitschrift und Zeitung.

Im Feuilleton erschienen 1874 Friedrich Spielhagens „Aus meinem Skizzenbuch“, 1875 und in den folgenden Jahren Erzählungen von Peter Rosegger sowie Plaudereien von Oskar Blumenthal und Carl Braun-Wiesbaden sowie Bühnenerinnerungen von Caroline Bauer. Erwähnt sei auch, daß die Uraufführung von J. Strauß's Fledermaus in der Breslauer Zeitung am 9. Februar 1875 dieselbe abfällige Kritik erfuhr, die dem köstlichen Werke anfänglich auch in Wien zu teil wurde.

## Das Heraufziehen der Reaktion

Wirtschaftlich dauerten die Rückschläge als Folgen der Gründerzeit noch immer fort, und der Börsenberichterstatte bezeichnet in seiner Jahresübersicht vom 1. Januar 1876 das abgelaufene Jahr als das dritte der verheerenden Krisis, die noch nicht abgeschlossen sei. Umsomehr bemüht sich die Zeitung ihren Lesern, namentlich auch durch allgemeine Wochenberichte und Finanzberichte von der Wiener Börse, ein tunlichst vollständiges Bild über die Vorgänge an den Geldmärkten zu bieten. Jene Zeit der wirtschaftlichen Gedrücktheit war, wie wir wissen,

den Plänen Bismarcks, die auf einer Rechtsschwenkung sowohl in politischer, wie in wirtschaftlicher Hinsicht abzielten, durchaus günstig.

Die politische Haltung der Zeitung ist in den folgenden Jahren nicht immer ganz folgerichtig. Zwar zeigt sich Steins Klar- und Weitblick noch immer, aber man merkt, wie seine Kraft und Arbeitsfrische zu erlahmen beginnt. Dazu kam die Schwierigkeit der Lage, in die er bei seinen politischen Grundanschauungen durch die Politik Bismarcks versetzt wurde. Wir wissen, daß Stein von der größten Hochschätzung, ja Bewunderung gegenüber der Führung der auswärtigen Politik durch Bismarck erfüllt war, und daß er wünschte, diese hervorragende Kraft dem Vaterlande erhalten zu sehen. Aber auf der anderen Seite lenkte Bismarck in seiner inneren Politik mehr und mehr in das reaktionäre Fahrwasser ein und gab sich seiner Neigung zu gewaltsamen Mitteln und zu rücksichtsloser Bekämpfung jeder Persönlichkeit und jeder Strömung, die nicht unbedingt mit ihm ging, mit jener Schroffheit hin, die sich bei ihm im Alter noch steigerte. Ja, sie artete, wie z. B. in der Frage, ob er von der Stadt Berlin zu hoch in der Mietssteuer eingeschätzt sei, was übrigens nicht der Fall war, sogar zu einer Kleinlichkeit und Gehässigkeit aus, die selbst seine ergebensten Anhänger peinlich berühren mußte. Dazu kam das Umsichgreifen der damals ganz allgemein als eine sinnlose Umsturzpartei beurteilten und verpönten Sozialdemokratie, und die beiden Attentate auf die ehrwürdige Greisengestalt Kaiser Wilhelms. Das alles machte selbst Steins sonst so sicheres Urteil gelegentlich schwanken. Vor allem aber drängt sich in diesen Jahren das Mitarbeitertum der Berliner Korrespondenten mehr in den Vordergrund, und Stein hält die Zügel nicht mehr so fest in der Hand, wie früher, und auch daraus ergibt sich ein gewisses Schwanken.

Aus dem Jahre 1881 hat uns ein glücklicher Zufall für das erste Vierteljahr die Honorarbogen der Zeitung erhalten, und wir können daraus den Kreis der politischen Mitarbeiter, die sich hinter den Chiffren verbergen, erkennen. Die Zeitung ist gut unterrichtet: zu ihren regelmäßigen Korrespondenten gehört vor allem Dr. G u m b i n n e r, damals eine große Leuchte in der

Welt der politischen Berichterstatter. Gumbinner ging in den Ministerien aus und ein und „wußte alles“. Namentlich auch über den politischen Klatsch und die kleinen Treibereien und Zänkereien der oberen politischen Stellen untereinander war er wohl unterrichtet. In der Beurteilung von Personalfragen griff er selten fehl und wußte allemal früher als seine Berufsgenossen, was die Glocke geschlagen hatte. Er schreibt unter dem Zeichen: =. Neben ihm finden wir einen geschickten Korrespondenten unter den Zeichen: # oder ☉, namens Coßmann, von dem mir nichts Näheres bekannt ist. Regelmäßig liefert auch Ludolf Parisius unter der Chiffre: Δ wertvolle Beiträge, die stets von ebensoviel Sachkenntnis wie gesundem politischen Urteil Zeugnis ablegten. In den nächsten Jahren stellt sich auch Alexander Meyer als Leitartikler ein, der dann später, wie wir sehen werden, mehr und mehr in den Vordergrund trat.

Als sich die Scheinverhandlungen, die Bismarck um die Wende der Jahre 1877/1878 mit Bennigsen wegen Eintritts in die Regierung gepflogen, zerschlagen hatten, und nachdem Lasker wegen seiner Meinungsverschiedenheiten mit Bennigsen im März 1880 aus der nationalliberalen Fraktion — nicht Partei — ausgeschieden war, und dann dreißig nationalliberale Reichstags- und Landtagsabgeordnete Ende August 1880 die Session, d. h. die Bildung einer neuen Partei unter dem Namen „Liberale Vereinigung“ vollzogen hatten, mußte der bisherige linke Flügel der Nationalliberalen in Schlesien umsomehr Fühlung mit der Breslauer Zeitung suchen, als es der Schlesischen Presse an Verbreitung und Ansehen fehlte; außerdem war Alexander Meyer von 1876 bis 1888 nationalliberaler Landtagsabgeordneter für Breslau.

In der Redaktion der Breslauer Zeitung selbst trat seit 1878 Karl Proell als zweiter politischer Redakteur neben Stein stark hervor. Er schrieb eine große Zahl von temperamentvollen, persönlich gehaltenen Leitartikeln, gelegentlich auch Theaterkritiken. Karl Proell war am 27. April 1840 in Graz in Steiermark geboren, hatte sich zunächst dem praktischen Beruf als Techniker gewidmet, sich dann aber 1867 der Journalistik zugewandt, in der er ein bewegtes Wanderleben führte. Er war der Reihe nach Redakteur der österreichischen Gartenlaube,

der Klagenfurter Zeitung, der Freien Stimme, der Deutschen Zeitung, der Neuen Frankfurter Presse, des Mainzer Tageblattes, der Breslauer Zeitung, der Neuesten Nachrichten in München und wurde dann freier Schriftsteller in Berlin, wo er am 15. September 1910 verstarb. Die Zeit seiner Wirksamkeit an der Breslauer Zeitung fällt in die Jahre von 1878 bis 1881. Einen guten Namen hat er namentlich als unermüdlicher und wirksamer Verfechter des Deutschtums in Österreich hinterlassen.

Seit dem Jahre 1876 machten sich, wie erwähnt, die ersten Bestrebungen Bismarcks geltend, die beherrschende Stellung der Nationalliberalen zu beseitigen und das politische Steueruder hart nach rechts umzulegen. Stein täuscht sich nicht über dieses Heraufziehen der Reaktion. „Den konservativen Hauch, den man jetzt rühmt, so schreibt er am 7. Januar 1876, „haben wir schon lange verspürt“, und wir glauben gern, daß eine reaktionäre Strömung auch in den Kreisen des Bürgertums weiter um sich greifen wird“. Es handelte sich damals um die beabsichtigte Verschärfung des Preßgesetzes. Die sozialistischen Elemente und ihre Mitläufer, so meint Stein, feßle man durch solche Verfolgungen nur enger an die Fahne von Marx und Lassalle, und er warnt eindringlich vor dem Gruselmachen mit dem roten Gespenst. Als sich dann im April 1876 die Nachricht von dem Scheiden des freihändlerischen Staatsministers Rudolf von Delbrück von seinem Posten als Präsident des Reichskanzleramtes bestätigte und die offiziöse Presse sich beeilte, zu versichern, daß dieser Rücktritt keinen Systemwechsel bedeute, bemerkt Stein sofort skeptisch: „Das klingt recht hübsch, gibt aber keine Aufklärung über den Rücktritt“, und er fügt hinzu, daß dieser Abschied Delbrücks „einem Anfang vom Ende verzweifelt ähnlich sehe“.

Auffällig ist, daß Stein diese Gelegenheit benutzt, um vorzuschlagen, in Breslau anstelle Kirchmanns Delbrück zu wählen. „In trüben und schweren Zeiten eine Zierde und eine Säule der Fortschrittspartei, hat sich Herr v. Kirchmann gegenwärtig fast den Feinden des Fortschritts zugesellt und philosophische und politische Theorien aufgestellt, die für einen Kandidaten des Zentrums angemessen sind. So schmerzlich dies



auszusprechen ist: Herrn v. Kirchmann kann die liberale Partei in Breslau nicht wiederwählen — nun denn, so wählen wir Herrn Delbrück!" Es war überflüssig, daß ein Berliner Korrespondent auf diese Notiz hin erwiderte, Delbrück würde ein solches Mandat wohl nicht annehmen, und jene Bemerkung war auch unrichtig, denn Delbrück ist später Abgeordneter geworden. In Breslau war damals ein Mandat gar nicht frei, denn Kirchmann vertrat den Wahlkreis Breslau-Ost, und die Wahlen zum Deutschen Reichstag, in dem Kirchmann jenen Wahlkreis vertrat, standen frühestens für das nächste Jahr in Aussicht. Es kam Stein offenbar nur darauf an, schon jetzt die Vorbereitung einer neuen Kandidatur anzuregen.

Als zum Nachfolger Delbrücks der frühere hessische Ministerpräsident v. Hofmann und zum Staatssekretär des Äußeren der „Mecklenburgische Exminister“ Bernhard v. Bülow, der spätere Reichskanzler, berufen wurde, bemerkt Stein, daß gerade diese Personen die Politik Bismarcks noch unpopulärer machen müßten, und daß Virchow ganz recht gehabt habe, als er im Abgeordnetenhaus fragte, ob dies die Männer seien, von denen das Volk seine Wiedergeburt erwarte. Überhaupt nimmt Stein in dieser Zeit schärfer und schärfer gegen Bismarck Stellung, der Partei Bismarck, unter der sich eine Partei der Interessenvertreter verberge, müsse die Partei des Volkes gegenüber treten. Es war dabei abgezielt auf den Verein der Steuer- und Wirtschaftsreformer, der sich im Anschluß an den alljährlichen Kongreß der Landwirte gebildet, und gegen den sich die Zeitung sofort gewandt hatte.

Bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus im Herbst 1876 gingen Fortschrittler und Nationalliberale in Schlesien Hand in Hand. Und das gibt Stein Anlaß, sein Verhältnis zu beiden Parteien zu beleuchten. „Die Fortschrittspartei, so schreibt er, ist dieselbe, wie vor zehn Jahren, als einer ihrer Führer (Franz Ziegler) in das sehr erregte Parteitreiben die Worte hinausrief: „Das Herz der Demokratie ist überall da, wo die Fahnen des Vaterlandes wehen“, und als ein zweiter dieser Führer in der Stadtverordnetenversammlung zu Breslau den Antrag auf Erlaß einer Adresse gegen die damals sehr beliebte Friedensheulerei stellte. Keines

der damaligen Mitglieder der schlesischen Fortschrittspartei ist zur nationalliberalen Partei übergetreten, aber sie gehören zu den Ersten, welche den (gemeinsamen) Wahlauf Ruf unterschrieben haben". Stein erklärt, er habe sich zehn Jahre lang vom Wahlverein, aber von der Fortschrittspartei nie getrennt.<sup>1)</sup> Sein Wiedereintritt auch in den Wahlverein erfolgte dann vor der Reichstagswahl im Januar 1877. Daß indes die Breslauer Zeitung die Fühlung auch mit dem linken Flügel der Fortschrittspartei unterhielt, beweist die Tatsache, daß Eugen Richter schon damals zu ihren Mitarbeitern gehörte,<sup>2)</sup> was freilich nicht verhinderte, daß es im Jahre 1878 in Breslau zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Stein und Eugen Richter kam. Wir wollen diese Episode hier gleich vorweg nehmen.

Im Anschluß an das bekannte Buch von Ludolf Parisius: „Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck" hatte Stein Anfang Januar 1878 einen Leiter geschrieben, und darin bemerkt, daß dieses Buch auf eine Verdrängung Bismarcks abziele; Bismarck sei nicht unersetzlich, aber wenn er ginge, käme an seine Stelle ein Mitglied der hochkonservativen Partei, und darum möge man dieser das Geschäft überlassen, ihn zu verdrängen. Direkte oder indirekte Steuern, Reichs- und Staatseisenbahnen oder Privatbahnen seien keine Parteigegensätze, um derenwillen ein Mann, wie Bismarck, gestürzt werden müsse. Hier liege die Hauptdifferenz zwischen der schlesischen oder der Breslauer Fortschrittspartei und der Berliner. Darauf hatte Richter, von Brieg kommend, wo er am 4. Januar eine glänzende Rede gehalten, die dann unter dem Titel: „Selbstverwaltung und Beamtenregierung" (Berlin 1878) veröffentlicht wurde, am 5. Januar im Wahlverein der Fortschrittspartei in Breslau erwidert: „Man dürfe nur sachliche Politik ohne Rücksicht auf Personen treiben, und es gebe keine besondere Berliner Fortschrittspartei im Gegensatz zu einer Breslauer oder schlesischen, sondern die Partei sei völlig einig und geschlossen." In jener Versammlung erhob sich sofort Stein und bekannte sich persönlich zu jenem Artikel. Richter erwiderte kurz, er habe nur auf den Angriff

<sup>1)</sup> Nr. 565 vom 2. Dezember 1876.

<sup>2)</sup> Vergl. z. B. 469 vom 7. Oktober 1876.

der Breslauer Zeitung erwidert. Stein macht nun zu jenem Versammlungsbericht eine längere Fußnote: Eugen Richter sei seit mehreren Jahren Mitarbeiter der Breslauer Zeitung, dort habe er erwidern können, und das stehe ihm auch für die Zukunft frei. Aber die Fortschrittspartei in Breslau dürfe nicht von Berlin terrorisiert werden. Die fortgesetzten Plänkeleien gegen Bismarck hätten keinen Zweck, hier gilt es: entweder oder. Wolle man ihn beseitigen, so stelle man dazu im Abgeordnetenhouse oder Reichstag einen entsprechenden Antrag.

\*      \*

Das große musikalische Ereignis des Jahres 1876 war die Erstaufführung von Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ als Bühnenfestspiel in Bayreuth, zu dem alle Welt, einschließlich zahlreicher gekrönter Häupter, wallfahrtete. Für die Breslauer Zeitung hatte der Leipziger Musikdirektor Carl Kipke die Berichterstattung übernommen, der jene Vorführung „eine Entscheidungsschlacht“ bevorstehender Ereignisse nannte, die sich den bedeutungsvollsten der ganzen Kunstgeschichte überhaupt ebenbürtig an die Seite stellen“. Eine Reihe von Artikeln im August und September 1876 sollten diese Bühnenfestspiele dem Verständnis der Leser näherbringen. Als dann die Vorführungen ihr Ende erreicht haben, kann Kipke im September berichten: „Die Entscheidungsschlacht ist nun geschlagen und hat mit einem glänzenden Siege der guten Sache geendet“.

Im Feuilleton schreibt R. Gardefeu<sup>1)</sup> in jenen Jahren allsonntäglich „Berliner Herzensergießungen“ und weiß immer flott, vielseitig und interessant zu plaudern. Sein Feuilleton über die Geburt des Prinzen Wilhelm (zu dessen 17. Geburtstag) löst heute, wo sich das Schicksal so ganz anders erfüllt hat, als man damals ahnte, seltsame Betrachtungen aus. Unter den immer gediegenen und ernsten Theaterkritiken von Gustav Karpeles findet sich auch einmal eine literarhistorische interessante Plauderei über den „Geschundenen Raubritter“, der damals in dem sogenannten Breslauer „Wauwau-Theater“ in der alten Taschenstraße allabendlich gespielt wurde. Als fortlaufenden

<sup>1)</sup> Meyers Konvers. Lex. 1898, Bd. 18, S. 732 führt unter den Pseudonymen Gardefeu als recte Friedrich Tietz-Berlin an.

Roman konnte die Breslauer Zeitung mit dem Erstabdruck von Friedrich Spielhagens „Sturmflut“ aufwarten. Die Breslauer Sonntagswanderungen werden fortgesetzt. Sonstige Mitarbeiter des Feuilletons waren in jenen Jahren Karl Emil Franzos, Ernst Eckstein, Ludwig Habicht, Julius Weil, Karl Ruß und andere mehr, wozu dann noch in Übersetzungen Jules Verne und Turgenjew kamen.

\*     \*     \*

Das Jahr 1878 zeigte Bismarck auf dem Berliner Kongreß auf der Höhe seiner Macht in der auswärtigen Politik; die Breslauer Zeitung steht ganz auf seiner Seite. Seine Rede über die Orientpolitik im Reichstage vom 19. Februar bezeichnet sie als einen neuen moralischen Triumph, den sie „dem echten deutschen Staatsmanne von Herzen gönne“. — Den Rücktritt Camphausens nimmt die Zeitung sehr viel gelassener auf, als einst den Sturz Delbrücks. Auch über das endgültige Scheitern der zwischen Bismarck und Bennigsen im März 1878 angeblich zum Zwecke des Eintrittes des Letzteren in die Regierung geführten Verhandlungen regt sie sich nicht auf, weil sie nie an eine „neue Aera“ dieser Art geglaubt habe, aber sie wünscht nach wie vor eine Verständigung Bismarcks mit der Parlamentsmehrheit unter der Vorherrschaft der Liberalen. Ebenso wenig kann die Berufung Hobrechts zum Finanzminister in demselben Monat die Zeitung darüber täuschen, daß die Lage sich entschieden nach rechts verschiebe, aber sie glaubt doch, wenigstens den Einbruch einer Reaktion nicht befürchten zu müssen, worüber sie die Ereignisse bald eines anderen belehren sollten.

### Die Attentate und das Sozialistengesetz

Am 11. Mai 1878 erfolgte das Attentat Hödels auf Kaiser Wilhelm. Der Mordanfall geschah an einem Sonnabend Nachmittags 3 $\frac{1}{2}$  Uhr. Die Zeitung bringt diese Nachricht in ihrer Sonntagsnummer, aber weit hinten auf der letzten Seite der ersten Beilage: von irgendeiner Aufmachung, von irgendeiner Stellungnahme keine Spur! Auch das Mittagblatt von Montag beschränkt sich

auf die Wiedergabe der Berliner Berichte, und erst am Dienstag erscheint ein Leitartikel. Man muß freilich wissen, wie gemächlich es damals noch in der Redaktion auch einer großen Provinzzeitung herging. Des Abends um sieben Uhr etwa war der Dienst für die Redaktion beendet. Was dann noch an Depeschen ankam, wurde in der Setzerei von dem Metteur oder dem Jouristen, wie man in der schwarzen Kunst die wachhabenden Schriftsetzer nennt, erledigt. Ob die Nachricht wichtig oder unwichtig war, wurde nicht zu streng untersucht; höchstens wurde eine etwas größere Schrift beliebt, wenn es eine „große“ Nachricht war, worüber die Setzerei entschied. Das war alles. Damit vergleiche man den heutigen Redaktionsbetrieb, der des morgens um acht beginnt und unausgesetzt fort dauert bis zum nächsten Morgen gegen drei Uhr! Selbst ein so ungeheuerliches Vorkommnis, wie jenes Attentat, störte damals die Redaktion nicht in ihrer Sonntagsruhe, und niemand dachte daran, mit Extrablättern einzugreifen oder wenigstens Vorkehrungen für die Ausgestaltung der nächsten Mittagsausgabe am Montag zu treffen.

Der Leitartikel am Dienstag steht dann freilich politisch ganz auf der Höhe. Sofort nimmt die Zeitung Stellung gegen Unterdrückungsmaßregeln, die von der rechtsstehenden Presse unmittelbar gefordert waren. „Die Erfahrung und die Geschichte haben gelehrt, so heißt es da, daß durch Repressiv- und Präventivmaßregeln nichts geholfen wird.“ Wohl aber sei eine feste Zusammenfassung aller erhaltenden Kräfte geboten, und darin werde von Seiten des Bürgertums wie von Seiten der Regierung gefehlt. Und wenige Tage darauf wird in einem Leitartikel „Einbruch der Reaktion“ schon von einem „Wendepunkt“ in unserer inneren Entwicklung gesprochen, der mehr zu Befürchtungen als zu Hoffnungen Anlaß gebe. Als dann noch in demselben Monat der erste Entwurf des Sozialistengesetzes herausgekommen war, erkennen wir Stein wieder als den Alten. Hödel sei eine Frucht der Mühlerschen Erziehungsmethoden, die also doch wohl nicht so wirksam gewesen seien, wie die Hoftheologen gemeint hätten. Hätte die Reaktion aus ihrem Kampf gegen die Liberalen eine Lehre gezogen, sie würde nicht den nutzlosen Versuch machen, mit der Polizei die Sozialdemokratie zu bekämpfen.



Aber die Dinge überstürzten sich. Am 2. Juni, diesmal an einem Sonntag, erfolgte das Attentat Nobilings, und nun gab die Zeitung das Ereignis durch ein Extrablatt bekannt. Nach einigen Tagen schreibt sie: „Daß der tiefe Schmerz aller Guten um die von Mörderhand gerissenen Wunden des Kaisers alsbald der Ausbeutung für politische Pläne anheim gefallen ist, muß geradezu mit Betrübniß erfüllen.“ Aber es gab nun auf die Dauer kein Halten mehr. Zunächst macht sich ein Schwanken in der Haltung der Zeitung bemerkbar. Unter dem starken Einfluß der Berliner Mitarbeiter, die sich dem neuen Sozialistengesetz höchstens neutral, eher freundlich gegenüberstellen, finden wir in der Zeitung die Meinung für eine Verschärfung des allgemeinen Strafrechtes, und als dann im November das Gesetz wirklich angenommen war, wird keine entschiedene Mißbilligung laut, sondern es wird nur als eine Aufgabe der Presse und der öffentlichen Meinung gefordert, über die „loyale Ausführung des Gesetzes“ zu wachen. Begründet wird diese veränderte Haltung damit, daß die Gemüter leider zu sehr erhitzt, und die Agitation zu gefährlich sei, um den Kampf gegen die Sozialdemokratie auf rein geistigem Gebiete auszufechten. Schließlich wird im Dezember sogar die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Berlin gebilligt.

An der Haltung der Fortschrittspartei reibt sich die Zeitung wieder einmal in einem recht mißmutigen Artikel, der vor dem linken Flügel in der Partei warnt, als der Berliner Parteitag abgehalten werden sollte. Sie hält ein neues Programm für überflüssig und bedauert, daß aus dem alten Programm die Stelle von der Stärkung der deutschen Zentralgewalt weggelassen sei. Dagegen wurde ihr Wunsch, den alten, schon traditionell gewordenen Namen der Fortschrittspartei aufrecht zu erhalten, erfüllt.

### Die Schutzzollpolitik

Den berühmten Weihnachtsbrief Bismarcks an den Bundesrat mit der Ankündigung einer weitgreifenden Schutzzollpolitik bespricht die Zeitung in einem Leitartikel als eine „Weihnachtsüberraschung“. Aber sie nimmt durchaus nicht entschieden Stellung

dagegen. Man könne nicht in Bausch und Bogen gegen indirekte Steuern sein, abzulehnen wären nur Vieh- und Getreidezölle, deren Erhöhung in dem Plane des Reichskanzlers mitzuliegen scheine, „wenn die Stelle des Schreibens so zu deuten sei.“ Der Hinweis auf die Schutzzollschranken des Auslandes, dem man mit gleichen Maßnahmen begegnen müsse, hat im Hinblick auf Schlesien sogar den Beifall der Zeitung. „Ausgesprochener Schutzzöllner scheint demnach“, so faßt die Zeitung ihre Meinung zusammen, „Fürst Bismarck ebensowenig zu sein, als ausgesprochener Freihändler; er ist eben weder zu jenem noch zu diesem doktrinär genug.“

\*

Im Feuilleton treten neben die „Berliner Herzensergießungen“ von R. Gardefeu sehr lebendige, Politik, Theater, Straßen-, Gesellschaftsleben in den Kreis geistreicher Betrachtung ziehende Berliner Briefe von Christoph Wild. Unter diesem Decknamen verbirgt sich Julius Stein, der Sohn unseres Dr. Julius Stein. Er war am 11. September 1841 in Breslau geboren. Nach dem Friedensschluß von 1866 — er hatte den Feldzug mitgemacht — arbeitete er unter Leitung seines Vaters an der Breslauer Zeitung, bis er Ende der sechziger Jahre die Redaktion der Ostdeutschen Zeitung in Posen übernahm. 1875 siedelte er nach Berlin über und gab verschiedene Korrespondenzen für Zeitungsredaktionen heraus. In Berlin stand er an der Spitze der Bewegung für die Feuerbestattung, begründete den Verein für diese Bestrebungen und war auch jahrelang dessen Vorsitzender. Ebenso schuf und leitete er das Organ desselben: Die Flamme. Seine Leiche wurde nach seinem am 11. Oktober 1894 erfolgten Tode in Gotha eingeäschert.

Auch in diesem Jahre konnte die Zeitung ihre Leser durch den Erstabdruck des neuesten Romans von Friedrich Spielhagen, es war „Platt-Land“, erfreuen.

Im Jahre 1879 kämpft die Zeitung entschieden gegen die Getreide- und Viehzölle an; die Lehre, daß der auswärtige Erzeuger den Zoll trage, sei ein fadenscheiniger Sophismus. Die Gewerbetreibenden, die großen Landwirte, könnten sich im Sinne des Bismarckschen Programms trösten, aber wie sollen

Beamte, Lehrer, Künstler, Kaufleute, Gelehrte und kleine Landwirte sich mit der allgemeinen Verteuerung abfinden? Die Worte Forckenbecks auf dem Berliner Städtetage, mit denen er das liberale Bürgertum auf die Schanzen rief, erweckten in der Zeitung wieder die Hoffnung auf die Bildung einer großen liberalen Partei aus Nationalliberalen und Fortschrittlern. Als Forckenbeck dann im Mai 1879 von dem Präsidium im Reichstage zurücktrat und zum Ehrenbürger Breslaus ernannt wurde, schlägt die Zeitung vor, ihn zum Ehrenbürger Deutschlands zu ernennen.

Die liberalen Minister Hobrecht, Friedenthal und Falk werden eindringlich vor dem Schicksal Delbrücks und Camphausens gewarnt; sie sollten handeln wie Delbrück und sich nicht abwirtschaften lassen wie Camphausen; bald schon, im Juli 1879, sollte die Zeitung nach der Ministerkrisis, die jene drei Männer zu Fall brachte, eine Bestätigung ihrer Voraussicht erfahren. Die Ernennung Puttkamers zum Kultusminister und die günstige Lage der Regierung, bald mit, bald ohne das Zentrum sich eine Mehrheit zu bilden, scheint ihr Grund genug für die Liberalen, „der neuen Wendung der Dinge vollberechtigtes Mißtrauen entgegenzutragen“. Bei den Landtagswahlen im Oktober ließen dann die Nationalliberalen in Breslau Laszkar fallen, „weil er zu freisinnig, weil er liberaler wie die meisten derer, die gegen ihn gesprochen, weil er ein hervorragender Führer in der nationalliberalen Partei sei, vor allem, weil er das Zeug habe, auch Bismarck Opposition zu machen.“ Kurzum, der Gang der Ereignisse drängte die Zeitung gegen Ende des Jahres von ihrem vermittelnden Standpunkte in eine immer ausgesprochenere Stellung nach links.

Das Jahr 1880 war politisch ein recht bewegtes. Das Militärseptennat wurde mit einer dauernden Erhöhung der Heeresausgaben bewilligt, was der Zeitung den Stoßseufzer abnötigte, daß die Bundesgenossenschaft mit Österreich vor weiteren Rüstungen doch nicht schütze. So gehe es denn fort im Wettrüsten, bis schließlich ein Friedens- und Abrüstungskongreß der Großmächte kommen werde. Aber der Blick auf Frankreich lasse den Gedanken an den Zweifrontenkrieg nicht zur Ruhe

kommen. Die Liberalen würden sich jedenfalls der Bewilligung dessen, was unentbehrlich zum Schutze Deutschlands sei, nicht entziehen können. Den Gedanken an eine Wehrsteuer lehnt die Zeitung keineswegs ab, obwohl sie sich bewußt ist, dabei mit einem großen Teil der Liberalen und besonders der Fortschrittspartei sich im Widerspruch zu befinden. Dafür habe sie die Genugtuung, daß ein Blatt, wie die Frankfurter Zeitung, auf ihrer Seite stehe.

Die oben besprochene Spaltung der nationalliberalen Partei begrüßt die Breslauer Zeitung natürlich mit Freuden, um desto schärfer gegen Bennigsen Front zu machen: seine Passivität gegenüber den reaktionären Elementen innerhalb seiner Partei habe gezeigt, daß er keine Eignung habe, die Fraktion zu leiten. Zu diesen Bemerkungen gibt der Zeitung namentlich die zweideutige Haltung der Nationalliberalen gegenüber dem Antisemitismus Anlaß, der damals mehr und mehr in den Vordergrund trat. Während diese Seuche bisher mehr in den unteren Schichten, in der Anhängerschaft von Stöcker und Adolph Wagner um sich gegriffen hatte, wurde sie durch die bekannte Flugschrift Treitschkes auch in die Kreise der Gebildeten, namentlich der Studentenschaft, getragen. Treitschke wird daher besonders aufs Korn genommen.

Schon früher hatte Stein, obwohl er die Größe Bismarcks anerkannte, wie einer, sich doch zu betonen veranlaßt gesehen, daß schlechthin unersetzlich Bismarck denn doch nicht sei. Die Zeitung kommt jetzt, inmitten der Reaktion, die immer schwärzer heraufzog, bei der neuen Kanzlerkrise im April 1880, darauf zurück. „Man sollte sich mit dem Gedanken an Bismarcks Verlust vertrauter machen. Er ist vielleicht unersetzlich, aber nicht unentbehrlich.“

---

## Dr. Lion und Hans Trewendt

So also war die damalige politische Lage und die Haltung der Zeitung, die im übrigen geschäftlich in jenen Jahren keineswegs auf Rosen gebettet war. So wenig ihr Konkurrenzblatt, die Schlesische Presse, auf einen grünen Zweig kam, so schwer hatte doch die Breslauer Zeitung unter diesem Wettbewerb zu leiden. Beide Blätter waren auf die wohlhabenderen liberalen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land berechnet, beide waren ungefähr in demselben Ton gehalten, beide arbeiteten mit den gleichen Mitteln, hatten eine ganz ähnliche Aufmachung und schöpften ihre Einnahmen aus denselben Interessentenkreisen. Die Folge davon war, daß zuguterletzt beide wirtschaftlich weder recht leben noch recht sterben konnten. Die stärkere der beiden Wettbewerberinnen war dabei zweifellos die Breslauer Zeitung. Wenn auch sie seit einigen Jahren mit geringen Überschüssen, wo nicht gar mit Unterbilanz arbeitete, so ging es der Schlesischen Presse noch weit schlechter, und ihr Ende stand nahe bevor. Diese Sachlage erkannte klar der praktische Arzt Dr. Paul Lion. Die Kapitulation der Schlesischen Presse, das wußte er bei seinen intimen Kenntnissen der einschlägigen Verhältnisse, konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, und so mußte es durchaus vorteilhaft erscheinen, jetzt in den Mitbesitz der Breslauer Zeitung einzutreten, deren Anteil der Schlesische Bankverein unter den obwaltenden Umständen aufzugeben gern bereit war. Kam es zu einer Verschmelzung beider Zeitungen<sup>1)</sup>, dann war mit einem Organ zu rechnen, dessen Grundlage wiederum nach jeder Richtung gesichert sein mußte. Den Vermittler dabei wird Dr. A s c h gespielt haben, welcher dem Aufsichtsrate des Schlesischen Bankvereins angehörte und Hausarzt des Direktors Geh. Kommerzzienrats Conrad Fromberg war, der als ältester

<sup>1)</sup> s. S. 270.



Sohn von Heinrich Fromberg gerade damals, Anfang 1881, als persönlich haftender Gesellschafter in den Bankverein eingetreten und bei dem Verkauf mit tätig war.

Den Trewendt'schen Anteil vertrat seit dem Eintritt Dr. Lions in den Zeitungsverlag 1880, der Sohn von Eduard Trewendt, Hans Trewendt. Dieser, 1852 geboren, hatte sich, nachdem er das Realgymnasium zum Zwinger in Breslau besucht, neben dem Buchhandel auch dem Buchdruck gewidmet. 1869 war er in der Buchdruckerei von Robert Nischkowsky in Breslau tätig, 1870 ging er zu F. A. Brockhaus nach Leipzig. In Leipzig hörte er auch Universitätsvorlesungen in neuerer Geschichte und Nationalökonomie und tat während des Krieges Nachtdienst bei dem Internationalen Hilfsverein. Ende 1871 ging er nach Stuttgart in die Weisesche Hofbuchhandlung, welche damals dem später sehr bekannt gewordenen Verleger Wilhelm Spemann gehörte, war 1872 in Genf bei Charles Menz und 1874 bei Otto Janke in Berlin, sowohl im Buchhandel als in seiner Buchdruckerei beschäftigt. 1875 trat er in das elterliche Geschäft ein, für das er 1876 eine Buchdruckerei mit Setzerinnen einrichtete, die er bis 1893 neben seiner Tätigkeit im Buchverlag und im Zeitungsverlag leitete.

Dr. Paul Lion war 1830 in Neustadt O.-S. geboren und besuchte in Breslau das Matthiasgymnasium, das er 1851 verließ, um Medizin zu studieren. 1855 promovierte er, 1856 ließ er sich in Breslau als praktischer Arzt nieder und gewann als ein gründlicher Kenner seiner Wissenschaft rasch eine angesehene Stellung unter seinen Kollegen und eine ausgedehnte Praxis. Er war ein überaus tätiger Mann, der vom frühesten Morgen bis spät in den Abend hinein seinem Beruf und den öffentlichen Angelegenheiten oblag. Anfang der siebziger Jahre wurde er in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, wo er bald eine führende Persönlichkeit wurde. Ebenso rege beteiligte er sich an dem allgemeinen politischen Leben. Er hatte sich ursprünglich der nationalliberalen Partei angeschlossen und gehörte zu deren Vorstand noch, als er den Mitbesitz der Breslauer Zeitung erwarb. Dann machte er die Sezession mit und schloß sich bei der Verschmelzung der Liberalen Vereinigung mit der Fortschritts-

partei der Deutschfreisinnigen Partei an. Viel Aufsehen machte es, als Dr. Lion zu Anfang der achtziger Jahre, trotz seiner durchaus loyalen und politisch gemäßigten Gesinnung, das Opfer einer schmutzigen Denunziation und wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und auch verurteilt wurde. Es trat dann aber Begnadigung ein, und nur die Empörung über den Denunzianten, der ein konservativer Parteiführer war, hielt noch lange an.

Selbstverständlich kam für einen Mann wie Dr. Lion bei der Beteiligung an der Breslauer Zeitung nicht sowohl der Besitz als solcher, wie der politische Einfluß in Frage, den er dadurch gewann. Er wurde denn auch bald der eigentliche Chefredakteur der Zeitung, zunächst neben Stein, und, als dieser ausschied, über Seckles, der unter den Kollegen der primus inter pares war. Vor allem belebte Dr. Lion den lokalen Teil der Zeitung. Erst durch ihn wurden die städtischen und provinziellen Angelegenheiten ein Gegenstand der regelmäßigen sachlich-politischen Erörterung in der Breslauer Zeitung, wie denn auch anfänglich die meisten der lokalen Leitartikel (in der Redaktion „Lokale Übersichten“ genannt), aus seiner Feder stammten. Es ist auffällig, daß dieser Teil der Zeitung bis dahin so wenig gepflegt worden war, obwohl zwei Redakteure, Dr. Stein und Dr. Weis, langjährige und angesehene Breslauer Stadtverordnete waren.

Dr. Lion trat, wie erwähnt, 1880 in den Mitbesitz der Zeitung ein. Mit dem 5. November wird die Firma geändert: statt Verlag Eduard Trewendt heißt es nun Eduard Trewendt, Zeitungsverlag. Zu diesem Zeitungsverlag gehörten als Teilhaber Hans Trewendt, seine Mutter und sein Bruder Ernst auf der einen, und Dr. Lion auf der anderen Seite. —

Die politischen Mitarbeiter aus jenen Jahren habe ich zum Teil bereits oben angeführt. Hier sei noch hinzugefügt der unter dem Zeichen " \* " schreibende Wiener Korrespondent Rogge, von den Börsenberichterstatlern die Breslauer Kiefer und Feldmann, der Berliner Ehrlicke und der Wiener Falkbeer, sowie für volkswirtschaftliche Artikel der damalige Breslauer Handelskammersyndikus Dr. Eras. Dr. Wolfgang Hermann Eras war am 14. April 1843 in Schönfeld bei Großen-

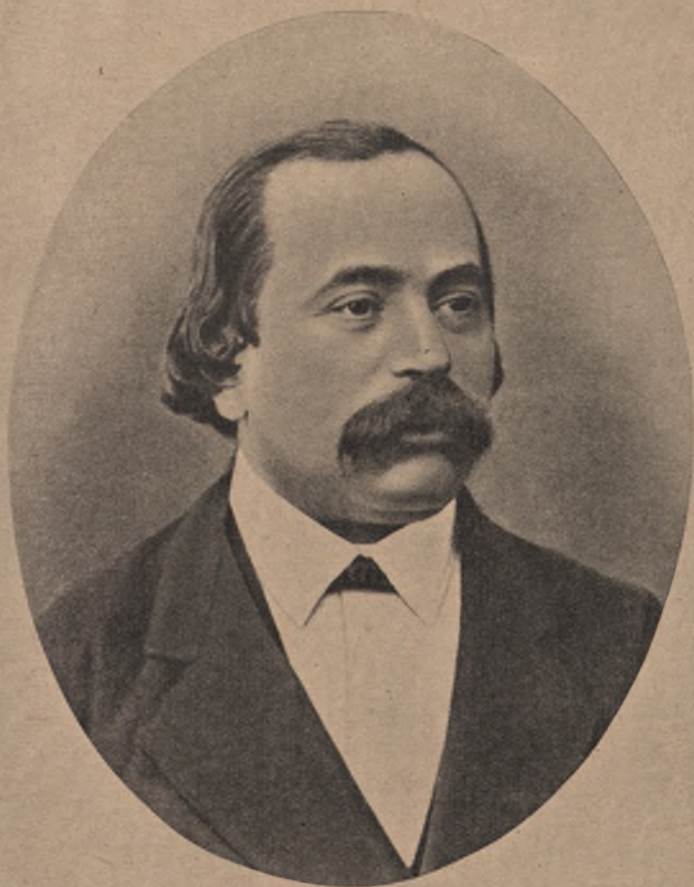
hain geboren, studierte in Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften, promovierte in Jena und arbeitete als Redakteur an verschiedenen Blättern. In Berlin wurde er durch Prince-Smith in die Volkswirtschaft eingeführt und gab das Jahrbuch für Volkswirtschaft heraus, übernahm dann die Redaktion der Mittelhheinischen Volkszeitung in Wiesbaden, später die der Essener Zeitung. Dann wurde er Sekretär der Handelskammer in Bielefeld und am 1. April 1871 Syndikus der Breslauer Handelskammer. Ein Jahrzehnt Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, Vorstandsmitglied des Schlesischen Provinzial-Vereins für Fluß- und Kanalschiffahrt, verwaltete er seit dem 1. Oktober 1886 das Syndikat der damals begründeten Schlesischen Textilberufsgenossenschaft und war auch Geschäftsführer der nationalliberalen Partei Schlesiens. Er starb am 19. Dezember 1892.

Für das Feuilleton schrieb die Kunstbesprechungen, unter dem Decknamen Franz Sternwald, Dr. Lichtenstein<sup>1)</sup>. Die Musikkritik lag neben der Mitwirkung von Seckles besonders in den Händen des Pianisten Dr. jur. Carl Polko. Er war am 2. Juli 1842 als Sohn des Bankdirektors Kommerzienrats Adolf Polko in Ratibor geboren, studierte auf Wunsch seines Vaters in Leipzig, Heidelberg und Berlin die Rechte, trat 1866 in seiner Vaterstadt in den Justizdienst, widmete sich dann aber ganz der Musik, die er schon während seiner Studienzeit als eigentliches Hauptfach betrieben hatte. Ausgezeichnet durch ein glänzendes musikalisches Gedächtnis, wurde er, auch von Franz Liszt während eines Weimarer Studienaufenthaltes gefördert, ein Meister auf dem Klavier. Dann wurde er Dirigent eines Künstlervereins und ein sehr gesuchter Klavierlehrer und -Spieler in München, und von dort kam er 1876 nach Breslau, wo er bald einen großen Kreis von Freunden und Verehrern fand<sup>2)</sup>. Im Jahre 1888 zog er sich nach Ratibor zurück, wo er als Mittelpunkt des dortigen musikalischen Lebens im hohen Alter, am 25. November 1918, verstarb.

Ausgezeichnet war die von Seckles, später von Vollrath, geschriebene Theater- und Kunstchronik: periodische Überblicke

<sup>1)</sup> Vermutlich der hochbegabte Literaturhistoriker Dr. Franz Lichtenstein, der sich 1877 in Breslau habilitierte und schon 1884 starb. Goethe-Jahrb. VI, 365 ff.

<sup>2)</sup> Literarische Beilage der Leipziger Illustrierten Modezeitung, Oktober 1878.



Dr. Paul Lion



über die wesentlichen Vorgänge auf dem Gebiete des Theaters, der Musik, Kunst und Literatur in aller Welt, die ein ungewöhnlich vielseitiges Interesse und Verständnis verraten. Die Zeitschriftenliteratur besprach in diesen Jahren Raphael Löwenfeld, der nachmalige Begründer des Schillertheaters in Berlin, der damals Privatdozent in Breslau war und der Zeitung auch noch andere wertvolle Beiträge lieferte. Über die eingehende schöne Literatur berichtete besonders Albert Weigert. Außerdem finden wir in jenen Jahren in dem Feuilleton vertreten Robert Roesler, den bekannten schlesischen Dialektdichter, Carl Jaenicke, unseren späteren Bürgermeister (einmal unter dem Decknamen Jeremias), Balduin Groller aus Wien, V. K. Schemberra, Redakteur des Neuen Wiener Tageblattes, Max Kalbeck; Ferdinand Groß berichtete über die Neuerscheinungen in der französischen Literatur; Rudolf v. Gottschall war mit seinem Roman „Die Erbschaft des Blutes“ vertreten, Wilhelm Jensen veröffentlichte (1882) sein neuestes Werk: „Vom alten Stamm“ in der Breslauer Zeitung, und neben ihm ist Sylvester Frey als Erzähler ein willkommener Mitarbeiter. Die Veröffentlichung eines Manuskriptes von Holtei „Fürstbischof und Vagabund“, das, 1874 geschrieben, die Bekanntschaft des Dichters mit dem eben damals verstorbenen Fürstbischofs Förster schilderte, mußte im November 1881 abgebrochen werden, weil die Erben es vorzogen, die Blätter als besondere Schrift herauszugeben. Gern gelesen werden auch die Humoresken von Oskar Justinus, dem Bruder des berühmten Botanikers Ferdinand Cohn, und ausgezeichnet sind auch die Römischen Briefe von Therese Höpfner, die in Danzig als Tochter eines Mädchenschuldirektors geboren, ursprünglich Erzieherin auf dem Lande gewesen war, dann lange in England und zuletzt in Rom lebte und eine der gebildetsten, ja gelehrtesten Frauen ihrer Zeit war. Artikel, „Aus der Natur“, namentlich über die Vogelwelt, schrieb in jenen Jahren häufig und immer sehr interessant, unter dem Zeichen S., Dr. Carl Scherner. Er war am 26. Juli 1825 im Kreise Ratibor geboren, studierte in Breslau katholische Theologie, bald aber Philosophie, promovierte 1850 und habili-



tierte sich 1858. Ein Halsleiden nötigte ihn, seine akademische Laufbahn aufzugeben und sich literarischer Tätigkeit und der Leitung eines Knaben-Pensionates zu widmen. Er war auch Mitbegründer der altkatholischen Pfarrgemeinde. Besondere Verdienste hat er sich um die touristische Erschließung des Riesengebirges erworben. Seine Artikel in der Breslauer Zeitung erschienen 1880 in Buchform. Er starb am 6. Juni 1889. Auf dem Gebiete der Pflanzenwelt konnte sich die Zeitung häufig der Mitarbeit H. R. Göpperts (1800 bis 1884) erfreuen, des trefflichen Lehrers der Botanik und Direktors des Botanischen Gartens, der neben dem eben erwähnten Ferdinand Cohn Jahrzehnte hindurch eine Zierde der Breslauer Universität war.

Für den lokalen Teil arbeiteten als ständige Berichterstatter die Rektoren W. Heidrich und Fritz Köhler. Rektor Heidrich hat sich in Breslau besonders um die Verbreitung der Stenographie verdient gemacht. Er gehörte zu den Gründern des Stenographenvereins von 1852 (System Stolze) und nahm, als auf Betreiben des Stadtverordnetenvorstehers Lewald eine stenographische Berichterstattung in der Breslauer Stadtverordnetenversammlung eingeführt wurde, von 1875 bis zu seiner Erkrankung 1894 die Verhandlungen jener Versammlung in Kurzschrift auf. Er lieferte denn auch unter anderem die Stadtverordnetenberichte für die Breslauer Zeitung. Fritz Köhler war ebenfalls ein ausgezeichnete Versammlungsberichterstatter. Er hatte ursprünglich Theologie studiert und sich dann der Journalistik zugewandt. Seine Berichte waren stets durchaus zuverlässig und druckfertig. Er starb, bis zum letzten Augenblick unermüdlich in seinem Berufe tätig, am 21. April 1912 im Alter von 72 Jahren. In den Provinzialstädten hatte die Zeitung überall ihre Berichterstatter, unter denen Bürgermeister Zindler aus Ohlau besonders wertvolle Beiträge lieferte.

### Carl Vollrath

Von besonderer Bedeutung war es, daß damals in die Redaktion mit Carl Vollrath eine frische, überaus rührige Kraft eintrat. Carl Vollrath war am 16. April 1857 in Templin geboren und hatte sich nach vollendeter Schulzeit dem Studium der Kunst-

geschichte zugewandt, zu welchem Zwecke er längere Zeit in Paris weilte, um sich dann der Journalistik zu widmen. Im Sommer 1881 kam er von dem Berliner Tageblatt an die Breslauer Zeitung. Die Tätigkeitsgebiete in der Redaktion waren damals noch nicht fest abgegrenzt. Vollrath redigierte insbesondere das Feuilleton, schrieb die Theater- und Kunstberichte, arbeitete aber auch für den politischen und lokalen Teil, wie er denn auch später in die Stadtverordnetenversammlung gewählt wurde. Er verband ein äußerlich ruhiges Auftreten mit großer, geistiger Beweglichkeit. und brachte frisches Leben in die literarisch und künstlerisch angeregten Kreise Breslaus. Bald hatte er eine ansehnliche Jüngerschar um sich versammelt, und gern führte er als Cicerone Liebhaber männlichen und weiblichen Geschlechtes durch unsere Kunstsammlungen, um ihnen deren Schätze zu erläutern. Aber auch in politischen Versammlungen war er ein gern gehörter Redner, und in der Polemik, sei es in der allgemeinen, sei es in der lokalen Politik, führte er eine scharfe Feder, wobei ihm eine gewisse überlegene Ironie, die sich bis zum behaglichen Humor herabmildern konnte, wirksam zu Gebote stand. Im Jahre 1890 wurde er in einer überraschenden Wahl Reichstagsabgeordneter für Breslau-West, und mit dem 1. April 1892 schied er aus der Redaktion der Breslauer Zeitung aus, um die Leitung der Berliner Volkszeitung zu übernehmen. Auch in der Berliner Journalistik wurde er bald eine führende Persönlichkeit und war lange Jahre Vorsitzender des Vereins Berliner Presse. Er starb am 20. Oktober 1915.

Zu den Berliner Korrespondenten gehörte damals unter dem Zeichen □ schreibend, auch der Journalist H o r w i t z, ein Freund Alexander Meyers, der gelegentlich auch Berliner Briefe für das Feuilleton lieferte. Hitzige Kämpfe hatte die Zeitung in jenen Jahren mit der Schlesischen Volkszeitung auszufechten, die damals stark in antisemitischem Fahrwasser segelte, ja, von der die antisemitische Propaganda in Schlesien recht eigentlich ausgegangen war. Scheute sie doch nicht davor zurück, die Juden sogar der Anstiftung zu der Ermordung des Zaren Alexander II. zu bezichtigen.

## Das volkswirtschaftliche Sonntagsblatt Dreimal tägliches Erscheinen

Die Zeitung glaubte, etwas besonderes für ihren wirtschaftlichen und Handelsteil tun zu müssen. Sie gab vom 11. April 1881 ab ein volkswirtschaftliches Sonntagsblatt heraus mit Leitartikeln über wirtschaftliche Fragen, Originalberichten über die Berliner und Wiener Börse und einem Börsenfeuilleton mit Plaudereien über die Breslauer Börse. Den ersten Leitartikel schrieb der Syndikus der Breslauer Handelskammer Dr. Eras. In der Bekämpfung des damals schwebenden Bismarckschen Planes zur Einführung des Tabakmonopols hatte das Sonntagsblatt einen dankbaren Stoff. Die Einrichtung bestand indes nur bis zum Dezember: von diesem Zeitpunkt an erschien die Zeitung dreimal täglich mit einem Mittags-, Abend- und Morgenblatt. Die Mittagsausgabe war ein reines Nachrichtenblatt, das außerdem den Kurszettel der Berliner Börse vom vorausgehenden Tage enthielt, der jetzt schon mehr als eine halbe Seite einnahm. Der Verlag kündigte zwar im November an, daß der ausführliche Kurszettel hinfort auf telegraphischem Wege schon in der Morgennummer erscheinen werde, aber man begnügte sich in der Folge vorerst noch mit der drahtlichen Übermittlung der Tendenzen von der Berliner Fonds- und Produktenbörse und einiger der wichtigsten Kurse und Preisnotierungen, die zwar mit der Zeit eine Vermehrung erfuhren, aber den ausführlichen Kurszettel doch nicht ersetzen konnten. Der gesamte Kurszettel, soweit ihn die Breslauer Zeitung veröffentlichte, wurde erst vom September 1892 ab in der Morgenausgabe gebracht.

Das Abendblatt hatte auf der ersten Seite die Fortsetzung des laufenden Romanes, auf der zweiten „unter dem Strich“ die sehr beliebte „Kleine Chronik“, auf der dritten Seite später die neuesten Kursmeldungen von der Berliner und anderen Börsen und auf der vierten Seite den Kurszettel der Breslauer Börse von demselben Tage.

Schon nach Eröffnung des neugewählten Reichstages am 17. November hatte sich die Zeitung den Bericht über die Reichstagsverhandlungen, dem dann auch die Berichte

über die Landtagsverhandlungen folgten, telegraphisch für das Morgenblatt auf gemietetem Draht übermitteln lassen. Es war der Oldenbergsche Bericht, den anfänglich August Stein herübergab, der auch sonst die Zeitung mit wichtigen politischen Nachrichten versah. August Stein wurde am 2. Juni 1851 in Kaiserslautern geboren, kam als Knabe nach Breslau, besuchte hier das Gymnasium und studierte Medizin, daneben Geschichte und Volkswirtschaft. Als Journalist betätigte er sich zuerst im Jahre 1874. Von 1879 bis 1883 war er Mitarbeiter des Oldenbergschen Parlamentsbüros und schrieb in dieser Zeit Feuilletons und Leitartikel für verschiedene Blätter. In die Redaktion der Frankfurter Zeitung ist er im April 1883 eingetreten, indem er ihre Berliner Vertretung und die Leitung ihres neugegründeten Berliner Büros übernahm.<sup>1)</sup>

Mit den achtziger Jahren beginnt die Zeit, in der Bismarck, auf der Höhe seiner Erfolge stehend, unbestritten der erste Staatsmann der Welt, die Verkörperung der höchsten Machtstellung, die Deutschland im Laufe seiner tausendjährigen Geschichte eingenommen, doch bei aller Schaffensfreudigkeit, die ihm noch eigen, dem Alter bereits seinen Tribut zahlen mußte. Seine Persönlichkeit erscheint in dieser Zeit noch gewaltiger als damals, da er in Versailles Frankreich jenen milden Frieden diktierte und Deutschland unter Preußens Führung einig machte. Aber sein Wesen ist von einer Bitterkeit ohne Maßen durchsetzt, gigantisch auch in dieser Erscheinung, aber doch, wie schon betont, nicht frei von gelegentlicher Kleinlichkeit und einer Gehässigkeit gegen jede andere Meinung, die es z. B. einer vornehmen und weicheren Natur, wie die Bennigsens war, unmöglich machte, an dem politischen Leben noch weiter teilzunehmen. Das freiwillige Scheiden dieses einst überragenden Führers des Liberalismus von dem parlamentarischen Kampfplatze (Juni 1883) wird in der Breslauer Zeitung aufrichtig beklagt. Im übrigen setzt die Zeitung ihren Kampf gegen das Tabaksmonopol fort und empfiehlt statt dessen eine höhere Besteuerung des Branntweins. Ebenso hält die Zeitung an ihrer

<sup>1)</sup> Geschichte der Frankfurter Zeitung, 1856—1906, S. 377.

Opposition gegen die Schutzzollpolitik fest. Auch in der Sozialpolitik, die damals mit voller Wucht von Bismarck betrieben wurde, steht die Zeitung auf ablehnendem Standpunkte, um erst sehr viel später ihre Ansicht zu wandeln. Schon das neue Unfallversicherungsgesetz hatte nicht ihren Beifall gefunden. Jetzt wendet sie sich gegen das Krankenkassengesetz, um später ebenso entschieden das Alters- und Invaliditätsgesetz zu bekämpfen. Es war das jenes Jahrzehnt, in dem der entschiedene Liberalismus die Forderungen einer veränderten Zeit mannigfach verkannte: er kämpfte gegen die neue Wirtschaftsordnung in der Handelspolitik wie in der sozialen Gesetzgebung und verhartete später auch in den nationalen Fragen, sowohl auf dem Gebiete der Kolonialpolitik wie der Rüstungen zu Lande und zur See auf einem Standpunkt, der Deutschlands Stellung in der Welt nicht gerecht wurde. Die Fortschrittspartei verstieß auch damals keineswegs gegen den inneren Kern des Liberalismus, aber sie entfremdete sich gesunden politischen Strömungen, die dem Wesen des Liberalismus durchaus nicht entgegengesetzt waren, und die sie doch bekämpfte, als seien sie unvereinbar mit den Grundsätzen, auf denen ihr Wesen beruhte. Daß sie dabei einer Persönlichkeit wie Bismarck gegenüberstand, der von seiner überragenden Stellung den rücksichtslosesten Gebrauch machte, und daß sie vielfach die Fühlung mit weiten Kreisen verlor, die ihr bis dahin anhängen, mußte schwere Folgen herbeiführen. Seit jener Zeit verblaßte der alte Glanz der Fortschrittspartei als einer tief im Volke verankerten Verkörperung der politischen Intelligenz jener zur Herrschaft in Staat und Gesellschaft emporstrebenden freien Geister, die noch immer ihren unverjähren Anspruch auf die Früchte des Jahres 1848 aufrecht erhielten, um die sie seinerzeit schnöde betrogen waren. Im Jahre 1884 erfolgte die Verschmelzung mit dem abgesprengten Flügel der vormaligen Nationalliberalen, die Fortschrittspartei verlor ihren ruhmvollen historischen Namen, und der entschiedene Liberalismus seine alte Bedeutung, trotz des immer noch recht ansehnlichen Mitgliederbestandes der neuen Parteibildung.

\* .



Im Feuilleton finden wir wiederum einen Roman von Rudolf v. Gottschall: „Die Papierprinzessin“, „Gedichte in Prosa“ von Iwan Turgenjew und den „Hüttenbesitzer“, von Georges Ohnet. Die Berliner Sonntagsbriefe schreibt jetzt Heinrich Hart. Eine Reimchronik klittert, nicht übermäßig geistreich, Abel Jürge (Dr. Schipke).

Ein häusliches Familienfest konnte die Zeitung am 12. Juli 1883 begehen: Der „alte Stein“ feierte seinen siebenzigsten Geburtstag. Seckles überbrachte die Glückwünsche der Zeitung und überreichte mit seinen Kollegen dem Jubilar ein prachtvolles Schreibzeug. Vollrath erschien als Abgesandter der Breslauer Presse und überbrachte die Ehrenmitgliedschaft dieses Vereins und die Urkunde einer „Dr. J. Stein-Stiftung“ zur Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder.

### Dr. Alexander Meyer

Mit dem Jahre 1884 wird der eigentliche geistige Leiter der Zeitung für den politischen Teil Dr. Alexander Meyer. Er schrieb für die Breslauer Zeitung allwöchentlich nicht weniger als sechs Abendbriefe und drei Leitartikel, also neun ausgewachsene Beiträge in der Woche. Mir ist kein zweites Beispiel in der Journalistik bekannt, daß ein auswärtiger Mitarbeiter einen derartig beherrschenden Einfluß auf den politischen Inhalt einer großen Tageszeitung ausgeübt hätte. Aber freilich, um welchen Mann handelt es sich hier! Ich stehe nicht an, Alexander Meyer für einen der vielseitigsten, geistreichsten, unterrichtetsten, gediegensten und in seiner Schreibweise glänzendsten Journalisten zu halten, den die deutsche Publizistik überhaupt aufzuweisen hat.<sup>1)</sup> Bei dieser Fülle der Beiträge, deren sich mindestens an zwei Tagen zwei in der Zeitung befanden, läge doch gewiß die Gefahr nahe, daß die Leser ein Zuviel derselben Schreibart und derselben Gedanken gefunden

<sup>1)</sup> Wer nicht alte Zeitungsartikel oder Parlamentsakten nachlesen mag, dem empfehle ich die literarische Bekanntschaft mit Alexander Meyer, durch dessen köstliches Buch: „Aus guter alter Zeit. Berliner Bilder und Erinnerungen“. Stuttgart u. Leipzig. 1909.

hätten, aber davon konnte bei Alexander Meyer gar keine Rede sein. Jeder seiner Artikel war eine Art Meisterstück nach Inhalt und Form, immer voll von neuen und anregenden Gedanken, immer getragen von einem treffenden, den Kern der Dinge erfassenden Urteil und der Ausdruck einer Persönlichkeit eigensten Gehaltes. In den Jahren von 1884 bis 1893, in denen Alexander Meyer in dieser Weise für die Breslauer Zeitung tätig war, ist wohl kein anderes Blatt soviel nachgedruckt worden, wie die Breslauer Zeitung mit diesen Beiträgen ihres parlamentarischen Korrespondenten. „Wenn man das erlösende Wort über einen neuen politischen Hergang wissen will“, so urteilte Ludwig Bamberger 1892, „dann liest man am folgenden Tage, was jener parlamentarische Korrespondent in der Breslauer Zeitung gesagt hat. Die deutschen Zeitungen drucken es um so gewissenhafter nach, als sie ihm nicht zu danken brauchen, und auch nichts zu zahlen, was sie ebenfalls nicht betrübt.“

Alexander Meyer war am 22. Februar 1832 in Berlin geboren, studierte in Berlin Rechts- und Staatswissenschaften und trat dann in den preußischen Justizdienst ein, aus dem er aber schon 1862 wieder ausschied, um sich der schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. In den Jahren 1864 bis 1866 gehörte er der Redaktion der Weserzeitung in Bremen an, von dort wurde er als Sekretär an die Handelskammer in Breslau berufen und vertauschte 1871 diese Stellung mit der eines Generalsekretärs des Deutschen Handelstages. Er legte dieses Amt aber nieder, als in jener Körperschaft die schutzzöllnerische Strömung Kraft gewann. 1876 bis 1879 war er Chefredakteur der Schlesischen Presse und lebte dann als freier Schriftsteller ausschließlich von der Feder. Für seine Mitarbeiterschaft an der Breslauer Zeitung bezog er ein festes Jahreseinkommen von neuntausend Mark, außerdem schrieb er für die „Nation“ noch — so wenig ließ sich diese publizistische Kraft erschöpfen — unter dem allgemein bekannten Decknamen Proteus die politische Wochenübersicht.

In den Jahren 1876 bis 1888 vertrat er Breslau im preußischen Abgeordnetenhaus, dann wurde er 1892 als Nachfolger des Oberbürgermeisters Zelle im zweiten Berliner Wahlkreise ge-

wählt. In den Reichstag trat er 1881 als Vertreter des Wahlkreises Halle-Saalkreis ein, bis er 1890 gegen den Sozialdemokraten Kuhnert unterlag. Eine Doppelwahl machte es indessen möglich, ihn vom ersten Berliner Wahlkreis aus in den Reichstag zu entsenden. 1893 wurde er wieder in seinem alten Wahlkreise Halle gewählt. Als die Wahl aber 1896 für ungültig erklärt wurde, unterlag er in der Nachwahl seinem alten Gegner Kuhnert und schied damit ganz aus dem parlamentarischen Leben aus. Außerdem aber war er noch in den Jahren 1884/1895 Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung, in der er zwei Jahre hindurch das Amt des Stellvertretenden Vorstehers bekleidete.

Alexander Meyer hatte ursprünglich der nationalliberalen Partei angehört, machte aber 1880 die Sezession mit und trat dann 1884 in die deutsch-freisinnige Partei ein. Im Jahre 1893 stimmte auch er in der Militärvorlage für den Antrag Huene, wodurch die Spaltung in der deutsch-freisinnigen Partei herbeigeführt wurde. Er schloß sich nun der Freisinnigen Vereinigung an, wodurch der Bruch mit der Breslauer Zeitung, die zu der Freisinnigen Volkspartei hielt, unvermeidlich wurde.

In seinen politischen Überzeugungen war seine liberale Weltanschauung untrennbar verknüpft mit den Grundsätzen der Freihandelslehre und des Individualismus, die in ihm einen unbeirrten und begeisterten Verteidiger fanden. Zwei besondere Eigenschaften aber waren es, die ihn als Redner wie als Schriftsteller vor allem auszeichneten: einmal die Fülle seines geistigen Rüstzeuges. „Auf einzelnen Spezialgebieten mögen ihm andere Berufspolitiker überlegen gewesen sein, in der Summe des Gesamtwissens, in der Vielseitigkeit gediegener Bildung und in geistiger Schärfe und Klarheit hat Alexander Meyer keiner übertroffen. Er war ein tüchtiger Jurist, ein Kenner des öffentlichen Rechtes, ein gründlicher Nationalökonom, reich an kulturhistorischem Wissen, ein Literaturfreund von seltener Belesenheit, ganz besonders ein Goethekenner, den selbst die zünftigen Meister des Faches als einen ebenbürtigen schätzten, dazu noch ein Mathematiker. Er hat noch als Abgeordneter zuweilen im Kolleg des großen Berliner Universitätslehrers Weierstraß

gesessen." So urteilt August Stein, der ihn genauer gekannt hat, als andere. Seine zweite Eigenschaft aber war der goldige Humor, der sein Wesen umgab. Auch der Waffe der Ironie war er wohl mächtig, aber doch überwog bei ihm jene abgeklärte, sonnige Heiterkeit, die aus der Einsicht in die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge entspringt, uns hinaushebt über die Schwere unserer Aufgaben und unseres Daseins überhaupt. Alexander Meyer war in den langen Jahren seiner parlamentarischen Laufbahn wohl der beliebteste unter allen Parlamentsrednern, und namentlich waren seine persönlichen Bemerkungen berühmt. Bamberger erzählt davon: „Wenn der Präsident den Schluß der Debatte verkündet, hat alles sich in Geräusch aufgelöst; doch wenn er die Worte spricht: „Zu einer persönlichen Bemerkung hat das Wort Herr Dr. Meyer-Berlin“, dann wird es plötzlich stumm ringsum. Jeder lauscht und weiß, im nächsten Augenblick wird er laut auflachen. Alexander erhebt sich, und das Haus dröhnt von stürmischer Heiterkeit, irgendeiner von der Rechten krümmt sich hilflos am Boden. Alexander aber kreuzt die Arme übereinander und steigt ernsten Blickes vom Podium herab, als habe er nur eine einfache, trockene Aufgabe gelöst. Gerade dieser Ernst ist die gesunde Basis seines Humors. Wer viel beobachtet hat, der weiß, es ist schließlich doch nur der Ernst des Redenden, der auf die Hörer wirkt. Witz und selbst Humor ohne den Ernst in der Tiefe wirkt schal und abstoßend auf die Länge.“ Wie man die gedruckten Reden Alexander Meyers sofort als solche erkannte, auch wenn man nicht wußte, wer der Redner war, so trugen auch seine sämtlichen Artikel eine derartig ausgeprägte persönliche Marke, daß ich es heute noch übernehme, jeden Zeitungsartikel Meyers als von ihm stammend wieder zu erkennen. Seine Leitartikel waren in der Zeitung ungezeichnet. Die Abendbriefe trugen anfänglich die Chiffre # und später, nach den Reichstagswahlen von 1890, das Zeichen ∞.

Indessen, so stolz die Zeitung auf diesen Mitarbeiter sein konnte, so sehr er ihren Ruf gefördert und ihr Ansehen gehoben hat, für die Redaktion selbst war die überragende Stellung Alexander Meyers auf die Dauer nicht ungefährlich. Es konnte

neben ihm auf politischem Gebiete keine selbständige Kraft und ebenso wenig eine eigene Meinung aufkommen. So verstummten mit der Zeit auch mehr und mehr die Berliner Mitarbeiter. Vollrath, der dauernd eine erstaunliche Rührigkeit entwickelte, so daß mitunter der größte Teil einer Zeitungsnummer sich nur aus den Artikeln von Alexander Meyer und Carl Vollrath zusammensetzte, beschränkte sich doch fortan fast ganz auf das Gebiet der Lokalpolitik und auf seine umfangreichen feuilletonistischen Arbeiten, und Seckles, der, zwar noch immer geistreich und vielseitig interessiert, doch durch schwere körperliche Leiden gehemmt war, hatte kaum mehr als die äußere Anordnung und die Verteilung, sowie die Auswahl des eingegangenen Materials zu leisten. Als ich 1892, nach Vollraths Weggang, an die Breslauer Zeitung kam, wurden auf dem rein politischen Gebiete neben den Artikeln Alexander Meyers und der Prüfung anderer eingegangener Leitartikel, die das ausgedehnte Gebiet Meyers nicht berührten, fast nur noch die regelmäßigen Korrespondenzen und Zeitungsausschnitte durchgesehen und zurecht gestutzt und mit unglaublicher Sorgfalt Korrekturen gelesen, oft ein Artikel von zwei und drei Redakteuren, nur damit keine Unebenheit in Stil und Druck übrig bliebe. Als die Redaktion aus politischen Gründen einmal einen Artikel von Alexander Meyer nicht aufnehmen konnte oder wollte, mußte einer der Verleger höchst eilig eine Sühnefahrt nach Bad Kissingen unternehmen, um die Redaktion bei dem dort weilenden Verfasser, der auch während des Badeaufenthaltes seine Tätigkeit nicht einschränkte, zu entschuldigen. So kam es denn allmählich, daß sich neben den Meyerschen Beiträgen eine gewisse Leere in dem übrigen politischen Teile der Zeitung geltend machte. Jedenfalls aber bedeutet jene Zeit, in der Alexander Meyer der geistige Führer auf dem politischen Gebiet war, Dr. Lion in der Lokalpolitik und Vollrath neben ihm in diesem, sowie in dem feuilletonistischen Teile die Leitung hatten, eine Glanzzeit der Breslauer Zeitung. Im Feuilleton schadete es damals noch nichts, daß Vollrath in seinen literarischen und künstlerischen Anschauungen ein Kind der alten Schule war. Er ließ von Ibsen nur den „Volksfeind“ und die „Stützen der Gesellschaft“ gelten, den späteren



Schöpfungen des großen nordischen Dichters, ebenso wie der damals aufkommenden jungdeutschen Literatur stand er fremd gegenüber. Auch Josef Kainz fand bei einem Gastspiel in Breslau, im Mai 1888, keine Gnade vor seinen Augen, und in der Malerei hatte er für den erwachenden Impressionismus, trotz einer gelegentlichen Würdigung der Freilichtkunst Firles, ein kühles Herz. Als sich aber die Krisis zu Anfang der neunziger Jahre zuspitzte und die Zeitung in Gefahr geraten wäre, den neuen Strömungen gegenüber rückständig zu werden, schied Vollrath, wie wir wissen, aus der Redaktion aus, und sein Nachfolger in der Leitung des Feuilletons, Dr. Paul Hamburger, war, ebenso wie Dr. Max Semrau (jetzt ordentlicher Professor der Kunstgeschichte in Greifswald), der Sohn des alten Achtundvierzigers Semrau, welcher nunmehr die Kunstbesprechungen übernahm, ein durchaus moderner Geist.

### Dr. Emil Bohn

Ein moderner Geist freilich im eigentlichen Sinne war Emil Bohn, der im Jahre 1884 an Polkos Stelle der ständige Musikkritiker der Breslauer Zeitung wurde, nicht: zu Richard Wagner hat er, obgleich er ihn tiefer ergründet als irgend ein anderer, nie ein ganz reines Verhältnis gehabt. Aber er war mehr. Die Breslauer Zeitung kann sich rühmen, ein Vierteljahrhundert hindurch an diesem Manne einen ständigen Mitarbeiter auf musikalischem Gebiet gehabt zu haben, wie ihn ausgezeichneter kaum je eine andere Zeitung besessen. Hier war alles vereinigt, was für die schwierige Aufgabe des Musikreferenten für eine Tageszeitung irgend wünschenswert ist: äußerste Feinfühligkeit verbunden mit erstaunlichem Gedächtnis, ein Wissen, wie es sich nur ein gründlicher Forscher im Laufe langer Jahre aneignen kann, eine Kenner-schaft der feinsten technischen Einzelheiten und unbestechliche Wahrheitsliebe, die in einer festen, fast knorrigten Persönlichkeit wurzelte, deren Herbheit doch wieder durch die ruhige Überlegenheit eines abgeklärten Geistes gemildert wurde. Die Bohn'schen Musikbesprechungen bildeten regelmäßig das Tagesgespräch der musikalischen Welt, soweit die Breslauer

Zeitung reichte; denn ihm war außerdem noch die Gabe verliehen, seine Meisterschaft im Urteil in einem zwar nicht glänzenden, aber doch urkräftigen, packenden, das Ding immer beim rechten Namen nennenden, anschaulichen Stil zum Ausdruck zu bringen, wodurch die Lektüre seiner Kritiken auch für den ein Genuß wurde, der in die musikalischen Einzelheiten weniger eingeweiht war.

Ein Musikkritiker steht immer auf einem gefährlichen Posten, denn an niemandem wird mehr Kritik geübt, als an ihm. Die musikalische Welt, ob Künstler, Liebhaber oder Laien — es liegt das in dem hochgespannten Gefühlsleben dieser Kreise — gerät leicht in Aufregung. Begeisterung und Tadel gehen hier rasch ins Extrem, und abweichende Meinungen werden wohl gar wie eine Art Tempelschändung empfunden. So klingt es vielleicht seltsam, aber es ist so, daß ein fester Wille der Redaktion und des Verlages dazu gehört hat, diesen Mann in den ersten Jahren seiner kritischen Tätigkeit namentlich den heftigen Angriffen des Orchester-Vereins gegenüber in seiner Stellung zu erhalten, wobei sich namentlich der damalige Mitverleger, Hans T r e w e n d t, durch feste Abweisung grundloser und zudringlicher Beschwerden verdient machte. Richtig ist allerdings, daß Bohn an alle Leistungen einen hohen Maßstab anlegte, und daß die Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit vor seinen Augen keine Gnade fand, wie er freilich ebenso gern auch jeden Fortschritt aufstrebender Kräfte mit freundlichem Zuspruch ermunterte. Später war seine Stellung so gefestigt, daß er es wagen konnte, auch den Künstlern und Künstlerinnen, die er öffentlich besprach, Privatunterricht zu erteilen, und für den Eingeweihten war es mitunter spaßhaft, zu sehen, wie er seinen Schülerinnen in öffentlicher Kritik Wahrheiten sagte, die er persönlich im Unterricht auszusprechen vielleicht zu höflich war.

Emil Bohn war am 14. Januar 1839 zu Bielau bei Neisse geboren und absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt, um dann von 1858 bis 1862 erst katholische Theologie und dann klassische und orientalische Philologie zu studieren. Bald aber wandte er sich ganz der Musik zu, und er wurde ein Meister auf der Flöte neben seiner eigentlichen Kunst des Orgelspielles.

1868 wurde er Organist an der Kreuzkirche, inzwischen unermüdlich die Geschichte des deutschen Liedes studierend. 1882 gründete er den dann so berühmt gewordenen Bohn'schen Gesangverein, dessen Historische Konzerte bald ein Mittelpunkt des musikalischen Interesses wurden. Er hat darüber in seinen Veröffentlichungen: „Fünfzig Historische Konzerte“ und dann „Hundert Historische Konzerte“ berichtet. 1884 erhielt er den Dokortitel der philosophischen Fakultät honoris causa, nachdem er vorher, 1883, seine „Bibliographie der Musikdruckwerke bis 1700 usw.“ herausgegeben hatte, der 1890 sein Werk über die „Musikalischen Handschriften des 16. und 17. Jahrhunderts usw.“ folgte. 1887 wurde er als Lehrer für Orgelspiel und Musiktheorie an dem Königl. Akademischen Institut für Kirchenmusik bei der Universität angestellt und hielt als solcher auch musikgeschichtliche Vorlesungen. 1895 wurde ihm der Professortitel zuteil, und 1908 wurde er zum Ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät ernannt. Wissenschaftlich beruht sein Hauptverdienst in der Forschung auf dem Gebiete der Geschichte des deutschen mehrstimmigen weltlichen Liedes, und die ungemein umfangreiche Partiturensammlung, die er der Stadt Breslau hinterlassen hat, bildet einen einzigartigen Schatz. Die letzten Jahre seines Lebens waren durch Krankheit schwer getrübt. Es mußte zu der Amputation eines Beines geschritten werden, ein schweres Augenleiden gesellte sich noch hinzu. Aber diese Schicksalsschläge trug er, fast bis zum letzten Augenblicke in seinem Amte tätig, mit geradezu heroischer Festigkeit. Er starb am 5. Juli 1909.

\*     \*

Für das erste Vierteljahr 1884 sind wieder einmal die Honorarbogen erhalten. In der Politik führten die Feder neben Meyer noch Ludolf Parisius und Dr. Levy von der Vossischen Zeitung, der auch Feuilletons beisteuert. Aus Petersburg berichtet, neben dem Feuilletonisten Wladimir Demonow, André Lüttken. Im gerichtlichen Teil erscheint der später durch seine Prozeßberichte so bekannt gewordene Berliner Journalist Hugo Friedlaender; der Vertreter der Breslauer Zeitung an der hiesigen Börse ist Deutsch, aus Berlin sendet die Berichte

Moser. Im Feuilleton schreibt die Berliner Briefe noch weiter Heinrich Hart, Dr. Paul Hamburger führt sich mit einer Besprechung von Gottfried Kellers Gedichten ein, auch Dr. Eugen Sierke von der Tögl. Rundschau, später Leiter der Braunschweigischen Landeszeitung, liefert Beiträge; über das Londoner Leben schreibt Wilhelm Brand. Die französische, gelegentlich auch italienische Literatur bespricht, wie früher, Ferdinand Groß. In Wien ist neben Hevesi, der oft auf Reisen ist, und dann seine Eindrücke aus anderen Großstädten schildert, Eckart für die Breslauer Zeitung tätig. Diese beiden österreichischen Schriftsteller haben den Inhalt der Breslauer Zeitung viele Jahre lang durch ihre stets geistreichen, anregenden und in bestem Sinne unterhaltenden Beiträge überaus dankenswert bereichert. Ludwig Hevesi, geboren am 20. Dezember 1843 zu Heves in Ungarn, war 1866 Redakteur des Pester Lloyd und 1855 des Fremdenblattes in Wien. Er war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, namentlich seine Reisebeschreibungen wurden allgemein geschätzt. Er starb am 27. Februar 1910 in Wien. Eckart ist kein anderer als Anton Bettelheim, der am 18. November 1851 in Wien geboren, 1881 Redakteur der Presse und 1886 der Deutschen Zeitung war. Er ist u. a. bekannt als Herausgeber der Sammlung „Geisteshelden“, der mustergültigen Lebensbeschreibungen von Anzengruber und von Marie Ebner-Eschenbach, sowie des „Biographischen Jahrbuches und deutschen Nekrologs“. Die Pariser Briefe sind mit de (sol) Jagow gezeichnet. Aus der Breslauer Gelehrtenwelt finden wir neu hinzugetreten den Verfasser der Geschichte des deutschen Romans, Dr. Felix Bobertag (geboren 19. Mai 1841, gestorben 12. Juli 1907).

In der Lokalpolitik tobt in diesen wie in den folgenden Jahren der Kampf um die drei gleich ungeeigneten Plätze, auf die der neue Schlachthof verlegt werden sollte: nach den Huben, der Zankholzwiese (Tschepine) oder hinter die dritte Gasanstalt in der Odervorstadt. Die Zeitung hält mit ihrem Urteil zurück und rühmt sich ihrer Objektivität. Es wurde in der Stadtverordnetenversammlung einmal das Hubenprojekt (1884), für das auch Dr. Lion stimmte, später das Zankholzwiesenprojekt (1889)

feierlich angenommen, aber glücklicherweise keiner dieser Pläne ausgeführt, bis dann B e n d e r Oberbürgermeister wurde, der die Unzulänglichkeit sämtlicher in Aussicht genommener Plätze sofort erkannte und dann den Bau in Pöpelwitz rasch durchsetzte und durchführte.

Am 3. März telegraphierte Alexander Meyer aus Berlin: „Die Fortschrittspartei und die Sezessionisten beschlossen heute, zu einer Deutschen Freisinnigen Partei sich zu verbinden“, und Vollrath begrüßt diese Verschmelzung im Abendblatt des 6. März in einem Leitartikel: „Einigkeit macht stark“.

In denselben Tagen hatte der alte Stein noch seinen letzten Preßprozeß zu überstehen. Er wurde gemeinsam mit den Redakteuren Semrau und Paul Dölle von der Breslauer Morgenzeitung zu je 50 Mark Geldstrafe wegen angeblicher Beleidigung eines üblen Bauernfängers, Oskar Lempp, verurteilt, der in der Eigenschaft eines agrarischen Agitators aus der Gründung von Bauernvereinen sehr zweifelhafte persönliche Geschäfte machte. Der Kolonialpolitik, die im Jahre 1885 nach den ersten Anfängen im Vorjahre ihren raschen Fortschritt machte, und ebenso der Dampfer-Subvention gegenüber verharrte die Breslauer Zeitung in ablehnender Haltung: „Wenn wir uns der Kolonialpolitik gegenüber vorsichtig verhalten, so schrieb Alexander Meyer Anfang des Jahres 1885, so leitet uns eher die Besorgnis, daß wir unsere wirtschaftlichen als daß wir unsere politischen Kräfte unterschätzen könnten“, wodurch er sich in gewissen Gegensatz zu B a m b e r g e r stellte, der vor einer Politik gewarnt hatte, bei der wir uns nur „Nasenstüber holen“ könnten; Alexander Meyer lobt im Gegenteil die vorsichtige Politik Bismarcks England gegenüber, durch die ein Krieg um unserer Kolonien willen ausgeschlossen sei.

Einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt zu Anfang dieses Jahres die Duell-Angelegenheit O e h l k e - H o l z a p f e l ein. Die Zeitung kommt nicht weniger als zwölfmal auf diese Frucht der antisemitischen Studentenbewegung in Berlin zu sprechen, die dem Studenten Holzapfel das Leben kostete, einem anderen meiner Gegner eine schwere Verwundung und mir eine harte Festungsstrafe von fast drei Jahren eintrug. Alexander Meyer





Hans Trewendt



Dr. Alexander Meyer



Karl Vollrath



Ignaz Seckles

besprach den Fall in zwei Artikeln, und was er in Nr. 199 vom 20. März 1885 von seinem Standpunkt als grundsätzlicher Gegner des Zweikampfes über „Studentenduelle“ ausführt, kann ich heute, im Rückblick nach fünfunddreißig Jahren, in allem Wesentlichen nur unterschreiben.

### Dr. Julius Steins Ausscheiden — Ignaz Seckles

Zum 1. Oktober schied der alte Stein endgültig aus der Redaktion der Breslauer Zeitung aus, um in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Schon die letzten zwei Monate hindurch hatte J. Seckles in Vertretung für ihn verantwortlich gezeichnet. In Nr. 685 vom 1. Oktober sagt Stein in einem Artikel „Abschied und Dank“ seinen bisherigen Mitarbeitern und Lesern Lebewohl.

Technisch war vom 26. Mai ab der Handelsteil abweichend von dem übrigen Text der Zeitung in Antiquaschrift gesetzt worden, was dem Aussehen größere Lebendigkeit verlieh. Diese Schriftart wurde bis zum November 1898 beibehalten, wo dann die Einführung der Setzmaschinen (am 1. Oktober 1898) einen gleichartigen Schriftsatz erheischte.

Auch aus dem Jahr 1885 sind wieder eine Anzahl Honorarbogen erhalten. Politischer Mitarbeiter in Berlin ist neben Parisius, der in der Folge aus den Spalten der Breslauer Zeitung verschwindet, Holzerland, der unter dem Zeichen 3 schreibt. Der nachmalige Syndikus der Breslauer Handelskammer und spätere Abgeordnete und Minister Georg Gothein, damals Generalsekretär des oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins, beleuchtet in einem Leitartikel einen Streit zwischen jenem Verein und der Breslauer Eisenbahndirektion, um für den ersteren Partei zu nehmen. Im Feuilleton ist wiederum Hans Hopfen mit einem Roman vertreten. Häufigere Beiträge, auch Berliner Briefe, schreibt Walter von Lund, später einfach Walter Lund, den der Honorarbogen mit dem Namen Lewy ausweist. Der damalige Professor der Germanistik an der Breslauer Universität, Oskar Erdmann, schreibt über Frau Gottsched; Reiseberichte, namentlich aus der

Schweiz und Italien, sendet der Zeitung jetzt und in den folgenden Jahren bis zu seinem frühen Tode Gustav Berndt unter dem Decknamen Curt v. Arnau. Berndt war am 22. Juli 1844 bei Lüben geboren, hatte in Breslau studiert, war Oberlehrer an der Oberrealschule in Breslau und starb am 30. September 1887. Die periodische Literatur besprach abwechselnd mit Dr. Paul Hamburger Dr. Paul Honigmann, Rechtsanwalt in Breslau und später, wie es schon sein Vater gewesen, Mitglied der Stadtverordnetenversammlung. Er war es auch, der später bei der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches die Leser der Breslauer Zeitung in einer Reihe von klaren und sachkundigen Artikeln mit dem neuen Rechte vertraut machte, aber auch sonst der Zeitung vielfach Leitartikel, volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhaltes lieferte. Er war geboren am 9. Oktober 1860 und starb am 19. Februar 1906. Aus Wien schreibt neben Hevesi und Eckart Adam Müller-Guttenbrunn. Auf geschichtlichem Gebiet arbeitete Bruno Gebhardt, der später als Herausgeber des Handbuches der Deutschen Geschichte bekannt gewordene Historiker. Gebhardt war am 9. Oktober 1858 in Krotoschin geboren, hatte ausschließlich in Breslau studiert, wo er ein Lieblingsschüler R o e p e l l s war und 1884 promovierte. Er starb am 14. Februar 1905 als Professor an einer Realschule in Berlin. Das Feuilleton bringt alle diese Jahre auch eine Rätsелеcke, die eine Verbindung zwischen den Verfassern der Rätsel und deren Lesern darstellt, die gelegentlich auch in Zwiegesprächen in Versen zum Ausdruck kommt.

### Das Fernsprechwesen

In dieser Zeit beginnt das Fernsprechwesen seine Bedeutung für die Presse zu gewinnen. Am 1. September 1881 war in Breslau der Fernsprechverkehr mit 64 Teilnehmern eröffnet worden. Die Breslauer Zeitung war noch nicht darunter, folgte aber bald nach, denn ihre älteste Nummer lautet 180. Es währte aber geraume Zeit, bis die Presse sich dieses neuen Hilfsmittels im vollen Umfange bediente. So unbegreiflich es uns heute scheint, wie eine Zeitung ohne den Fernsprecher die Fühlung

mit dem Publikum und dem gesamten Leben redaktionell und geschäftlich überhaupt aufrecht erhalten könnte, so ist es doch Tatsache, daß das Telephon sich nur ganz allmählich seinen Platz in dem Zeitungswesen erobert hat. Noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts genügte für den gesamten Betrieb auch großer Berliner Zeitungen eine einzige Fernsprechnummer! Die Parlamentsberichte oder gar die Börsenkurse, wo es auf Genauigkeit besonders ankommt, sich telephonisch zusprechen zu lassen, hat man noch sehr lange als eine Art unsoliden Unterfangens abgelehnt. Freilich mußte auch erst ein geeignetes Personal, das der sehr zuverlässig und dabei doch besonders schnell arbeitenden Telephonstenographen, herangebildet und gründlich geschult werden. Zunächst war der Fernsprechverkehr auf das städtische Weichbild beschränkt. Erst im September 1888 wurde die Verbindung mit Berlin in Betrieb gesetzt, und erst 1893 erhielt Breslau ein selbständiges Fernsprechamt, während bis dahin der Betrieb ein Anhängsel des Telegraphenamtes war. 1889 war die Zahl der Teilnehmer in Breslau schon von 800 auf 1000 angewachsen, und nun ging es rasch aufwärts: das amtliche Verzeichnis weist 1890 rund 1400, 1893 schon über 2000, 1906 über 10 000 Stadtfernsprechstellen auf. Dabei ging der Telegraphenverkehr keineswegs zurück; im Gegenteil, 1880 kamen in Breslau rund 266 000, 1890 über 405 000, 1906 über 765 000 und 1909 nahezu eine Million Depeschen an.

Vom Jahre 1885 an legt die Zeitung ihren Lesern auch einen Fahrplan der Eisenbahndirektion Breslau als besondere Gabe bei; er ist mit seinen acht Seiten dünn genug, aber doch der Anfang der umfangreichen Kursbücher, die später die Zeitung ihren Lesern spendete.

Schon in den zwanziger Jahren hatte die Zeitung einmal zum Schluß des Jahres eine Liste der im verflossenen Jahre verstorbenen bedeutsamen Personen veröffentlicht. Darin hatten sich aber soviel Fehler eingeschlichen — Genauigkeit war nicht gerade Karl Schalls Sache —, daß eine Reihe von nachträglichen Berichtigungen notwendig wurde, und man diesen Ver-



such in der Folge nicht mehr erneuerte. Jetzt, vom Jahre 1885 ab, erscheinen wieder Totenlisten, und zwar zwei, eine für die heimgegangenen Schlesier, eine für die allgemeine Welt. Die Listen wurden sorgfältig geführt, ich habe 1892 noch daran mitgearbeitet; später wurde auch dieser Teil der redaktionellen Tätigkeit „industrialisiert“, d. h. die Totenlisten wurden von einer Zentralstelle bezogen und dann für den eigenen Bedarf zurechtgearbeitet.

Aus dem Jahre 1886 ist politisch die bulgarische Krisis zu erwähnen, und zwar wegen eines eigenartigen Bekenntnisses, das Alexander Meyer über die Pflichten des Redakteurs in der auswärtigen Politik ablegte. Die liberale Presse war von den Bismarck'schen Organen heftig angegriffen worden, weil sie nach der Thronentsagung Alexanders von Bulgarien infolge der russischen Treibereien für diesen Fürsten und gegen die zaristischen Umtriebe eingetreten war. Darauf erwidert nun Alexander Meyer: „Es wäre ein mordsschlechter Zeitungsschreiber, der seine Aufgabe so erfassen wollte, wie ein Diplomat, und der über die Angelegenheiten fremder Staaten nichts drucken läßt, als das, was der auswärtige Minister in Form einer Note möchte abgehen lassen. Die Presse hat die Aufgabe, das auszusprechen, was jeder Mann im Lande denkt. Und da nicht immer jedermann derselben Ansicht ist, so hat sie die Aufgabe, auszusprechen, was eine große Anzahl von Menschen denkt, Menschen, mit denen sie durch die Gleichartigkeit ihrer Grundanschauungen verwandt ist . . . . Wir beurteilen die Handlungen fremder Staatsmänner nicht mit der Absicht, auf dieselben einen Einfluß zu gewinnen, sondern rechnen mit der Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht ein Wort von dem erfahren, was wir schreiben. Wir sprechen, weil es uns das Herz abdrücken würde, zu schweigen. Wir sind in der Lage, unsere Befugnis zu solchem Handeln nachdrücklich verteidigen zu müssen, gegen eine servile Presse, die uns ein Papagenoschloß vor den Mund legen möchte, die uns beschuldigt, in eine uns nicht zustehende Sphäre einzugreifen, wenn wir sprechen, wo die Regierung schweigt, die uns Vorwürfe daraus macht, daß wir Gedanken aussprechen, die auszusprechen



die Regierung entweder nicht für opportun hält, oder die vielleicht sogar das Gegenteil von dem enthalten, was die Regierung meint . . . Es kann eine Zeit kommen, in welcher wir mit unserer Mißbilligung der russischen Politik zurückhalten, aber keine Macht der Welt wird uns zwingen können, diese Politik zu billigen“.

Es scheint uns heute nützlich, diesen Standpunkt eines Mannes von der journalistischen und politischen Bedeutung Alexander Meyers ans Licht zu ziehen. Er erkennt doch nur sehr bedingt die Verpflichtung des politischen Redakteurs an, nichts zu schreiben, wovon er annehmen müßte, daß es der vaterländischen Politik schädlich sein könnte. Er verkündet schlechthin das Recht, ja die journalistische Pflicht, dem gepreßten Herzen Luft zu machen, ohne Rücksicht auf die politischen Folgen, die daraus entspringen könnten. Das war zweifellos damals der in liberalen Kreisen allgemeine Standpunkt, wonach es zwei Kategorien von Politikern gäbe: verantwortliche und unverantwortliche, jene die amtlichen, diese die journalistischen. Wir würden heute diesen Unterschied als eine Beleidigung zurückweisen. Aber soweit ging unter Bismarcks allmächtigem Einfluß damals die Scheidung von Regierung und Volk als zwei getrennten Interessenkörpern.

Im Feuilleton schreibt fortan die Berliner Briefe Paul von Schönthan, ein geborener Wiener, der in Berlin einheimisch wurde. Pariser Plaudereien sendet neben Richard Kaufmann Léon Sasse, mit seinem rechten Namen Sachs. Dieser hat dann viele Jahre für die Breslauer Zeitung aus Paris korrespondiert, im politischen Teil unter der Chiffre s, im Feuilleton als Gerhard Mittler. Er war ein gewandter Plauderer und federflinker Politiker, etwas Abenteurer und in ewigen Geldverlegenheiten, die er oft genug telegraphisch bei der Breslauer Zeitung anmeldete, aber zuverlässig in der Berichterstattung und immer gern gelesen. Sehr stolz war die Zeitung, wieder den neuesten Roman von Georges Ohnet: „Die Damen von Croix-Mort“ in deutscher Übersetzung von J. Lindau bringen zu können. Die Londoner Briefe schrieb jetzt G. Glas.

In jenen Jahren gehörte es zu der ganzen Art Bismarckscher Kampfesführung, seine politischen Gegner auf der bürgerlichen Linken als antimonarchisch oder, wie er sich ausdrückte, „krypto-republikanisch“ anzuschwärzen, was sie in den letzten Tagen des alten Kaisers Wilhelm in der Hoffnung auf die Thronbesteigung durch den nachmaligen Kaiser Friedrich ganz sicher nicht waren. Alexander Meyer legt im Februar 1887 gegen die Bismarcksche Kampfesweise sehr entschieden Verwahrung ein, indem er auf das erste Programm der Deutschen Fortschrittspartei hinweist, in dem gesagt wird: „Wir sind einig in der Treue für den König und in der frohen Überzeugung, daß die Verfassung das unlösbare Band ist, das Fürst und Volk zusammenhält.“ Auch das neue Programm der Deutsch-Freisinnigen Partei schließt mit den Worten: „Dies alles zur Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands, in Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden des Bundesstaates.“

Es folgten 1887 die Septennatswahlen, nach deren Vollzug Meyer die Wahlniederlage der Freisinnigen freimütig zugibt. „Aber“, so fügte er hinzu, „je stärker die Reaktion, je schneller der Umschwung: eine einzige wahrhaft freie Wahl, und die Gesetzgebung gehört dem Liberalismus.“ In der Frage der Arbeiterschutzesetzgebung verharret Alexander Meyer auf seinem ablehnenden Standpunkt. Interessant genug ist die Begründung, die er dafür einmal in folgender Form gibt: „Um das Problem der Arbeiterversicherung in vollem Umfange zu lösen, muß man damit beginnen, eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu schaffen. Diese bildet die Grundlage, auf welcher sich die Versicherung gegen die Gefahren des Alters und des Todes erst in solider Weise erheben kann. Läßt sich nun eine Versicherung gegen die Gefahr der Arbeitslosigkeit und des Todes zwangsweise und zwar auf dem Wege einer Staatsinstitution durchführen? Ich bin fest überzeugt, daß dies unmöglich ist. Daran scheitert die obligatorische Altersversicherung.“

Dasselbe Jahr brachte auch das Ende des Kulturkampfes allmählich immer näher. Alexander Meyer wirft aus diesem Anlaß im April einen Rückblick auf den Verlauf der kirchenpolitischen Kämpfe und wägt das Ergebnis objektiv ab:

„Wir sind nicht unbedingt zufrieden mit der Art, wie der Kulturkampf beendet ist, aber wir freuen uns, daß er zu Ende ist. Er hat uns viel Böses, aber auch einiges Gute gebracht. Zu dem Bösen rechnen wir die persönlichen Leiden unschuldiger Menschen. Ferner, daß der größte Teil der katholischen Bevölkerung zu einer Partei zusammengehämmert ist. Schließlich, daß der Papst veranlaßt wurde, sich in innere preußische Angelegenheiten (Militär) zu mischen. Das Gute ist erstens das Zivilstandsgesetz und zweitens das Schulaufsichtsgesetz, und daß die Kurie von der traditionellen Feindseligkeit gegen das Deutsche Reich abgelassen hat.“

### Kaiser Friedrich

Im letzten Vierteljahre des Jahres 1887 beginnt die Tragödie des Kronprinzen sich abzuspielen. Die deutschen Ärzte: Bergmann, Tobolt und Gerhardt waren sich schon im Mai einig gewesen, daß der edle Dulder an einer Krebserkrankung leide. Der Eingriff sollte von der Mundhöhle aus erfolgen, und da Sir Morell Mackenzie in dieser Art von Operationen eine besondere Geschicklichkeit nachgerühmt wurde, so sollte er sie an dem hohen Kranken ausführen. Mackenzie gab nun aber vor, die Krankheit nicht für Krebs zu halten, und beschränkte sich, ob dieser Auffassung von der kronprinzlichen Familie als Retter begrüßt, auf eine ungenügende Teiloperation. Darum drehte sich nun der weitere häßliche Streit, den wir nur soweit zu verfolgen haben, als die Haltung der Breslauer Zeitung in Frage kommt. Ihre Stellungnahme ist zunächst sehr objektiv. Dr. J. Gottstein, damals Privatdozent an der Universität und Spezialarzt für Kehlkopfkrankheiten, gibt mit bildlichen Darstellungen einen unterrichtenden Artikel über Kehlkopfoperationen im allgemeinen, und die Zeitung entsendet einen eigenen Berichterstatter nach San Remo und empfängt von dort häufige und ausführliche Berichte. Die liberale Presse befand sich angesichts dieser traurigen Vorgänge in offener Verlegenheit. Sie traute zweifellos den zweideutigen Erklärungen Mackenzies recht wenig, wollte aber andererseits alles vermeiden,

was geeignet gewesen wäre, dem edlen Dulder in San Remo und seiner Gattin, der Kronprinzessin, die doch nun einmal den tröstlichen Versicherungen des englischen Arztes Glauben schenkten, wehe zu tun und die letzten Hoffnungen zu verscheuchen. Diese Zwiespältigkeit ist denn auch in den vorsichtigen Artikeln der Zeitung jetzt und in dem folgenden Jahre deutlich erkennbar. Politisch aber schadete diese Haltung abermals dem Liberalismus, der in den Augen des großen Publikums in seinem Urteil offensichtlich wieder einmal auf falscher Fährte war.

\*     \*     \*

Im Feuilleton erschien wieder ein Roman von Friedrich Spielhagen: „Noblesse oblige“ und „Umiltà“ von Ouida, jener phantasievollen und abenteuerlichen Engländerin Louise de la Ramée, geboren 1840, gestorben 1908. Feuilletons steuerten sonst bei Otto Neumann-Hofer, Anton Bettelheim, Ulrich Frank (Frau Ulla Wolff, geb. 1850 in Gleiwitz), Garteninspektor Berthold Stein, ein Sohn des alten Stein, der immer anziehend auf dem Gebiete des Pflanzenlebens zu schreiben wußte und mit seiner starken journalistischen Begabung später noch in nähere Beziehungen zur Breslauer Zeitung treten sollte. Sehr wertvoll und eine Fundgrube für die Breslauer Lokalgeschichte sind Max Ring's „Erinnerungen eines schlesischen Schriftstellers“ in dreizehn Fortsetzungen.<sup>1)</sup> Dr. med. Max Ring war am 4. August 1817 in Zauditz in Oberschlesien geboren und starb nach einer überaus fruchtbaren literarischen Tätigkeit am 28. März 1901 in Berlin. Ein häufiger Mitarbeiter in diesen und den folgenden Jahren bis zu seinem Tode (am 20. Dezember 1905) war der Verfasser der Chronik von Breslau F. G. Adolf Weiß mit Schilderungen aus Breslaus Vorzeit.

\*     \*     \*

Am 8. März 1888 teilt ein Extrablatt die Hoffnungslosigkeit des Zustandes des alten Kaisers mit, am 9. ein zweites den eingetretenen Tod und die Abreise des nunmehrigen Kaisers Friedrich von San Remo nach Berlin. Die Zeitung erscheint bis zum 22. März mit Trauerrand. In dem Nachruf für den alten

<sup>1)</sup> Die letzte Fortsetzung Nr. 1, am 1. Januar 1888.

Kaiser heißt es am 10. März: „Seine Größe besteht darin, daß er sein ganzes Leben in den Dienst der Pflicht gestellt hat. Bei der schärfsten Durchsichtung seiner Taten wird man auch nicht einen einzigen Fall auffinden, in welchem er nach Willkür und Laune gehandelt hat.“ Dann richten sich die Blicke auf den totwunden Kaiser Friedrich; es wird der schwerlich im Ernst gehegten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß er genesen, oder doch noch lange erhalten bleiben möge. Von seiner Regierung wird nicht ein Umschwung, sondern eine Milderung des bestehenden Bismarckschen Gewaltregiments erhofft. Schon am 15. Juni mußte dann ein Extrablatt den Tod Kaiser Friedrichs mitteilen, und wiederum erscheint die Zeitung, und zwar bis zum 22. Juni, mit einem Trauerrande.

Es folgte dann die Veröffentlichung des Tagebuches Kaiser Friedrichs durch Professor Geffcken und der Skandal, den Bismarck ohne Rücksicht auf die Gebote der Pietät im Anschluß daran heraufbeschwor. Die Zeitung tritt selbstverständlich für den toten Kaiser und auch für Professor Geffcken ein. Das von Bismarck gegen Geffcken veranlaßte Strafverfahren wurde im nächsten Jahre auf Beschluß des Reichsgerichts eingestellt. Dazu kam noch die gegen den vormaligen englischen Gesandten in Darmstadt, Sir Robert Morier, gerichtete Anschuldigung, daß er 1870 die deutschen Heerespläne an Bazaine verraten haben sollte, wobei Bismarck als Mitschuldigen den kronprinzlichen Hof im Auge hatte. Auch dieser Bismarcksche Vorstoß, der ein Ausfluß der maßlosen Verbitterung und bis zur Unbesonnenheit gehenden Rücksichtslosigkeit des gealterten Reichsgründers war, endete für ihn und namentlich auch für seinen Sohn Herbert, den er in diesem Handel vorgeschickt hatte, mit einer Niederlage. Die Zeitung hatte nicht Unrecht, wenn sie von einer Verfolgungssucht Bismarcks gegen den Kaiser Friedrich sprach.

Am 29. Juli 1889 schloß der alte Stein seine Augen für immer; der Mann, dessen Name mit der Geschichte der Breslauer Zeitung stets am innigsten verknüpft sein wird, von dem sie ihren eigensten Charakter erhalten, und der sie zu einem führenden Blatte des entschiedenen, besonnenen,



durch und durch patriotischen Liberalismus emporgeleitet hat, ein Mann, in seinem Berufe als Journalist und Politiker wie in seiner ganzen Persönlichkeit gleich ausgezeichnet. Das Mittagsblatt vom 30. Juli bringt kurz die Todesnachricht, und dann wird im Morgenblatte des 31. Juli in einem würdigen Nachrufe zusammengefaßt, was die Breslauer Zeitung diesem Manne zu verdanken hat.

In diesem Jahre erschien noch jenes Pamphlet, das G u s t a v F r e y t a g, vermutlich im Dienste Bismarcks, gegen den Kaiser Friedrich zu veröffentlichen für gut befand. Eine solche Schrift ins rechte Licht zu stellen, lag niemandem besser als Alexander Meyer, und so übte er denn sein Richteramt mit der Vornehmheit, aber auch der Unerbittlichkeit, die ihm in allen Fällen eigen war, in denen er einen öffentlichen Urteilsspruch abzugeben hatte: „Wir hatten gehofft“, so schreibt er, „der Mann, welchem der verstorbene Kaiser soviel Vertrauen und Wohlwollen entgegengetragen, werde ein kräftiges Wort einlegen gegen die Verunglimpfung, die demselben zuteil geworden . . . Statt dessen sehen wir, daß Freytags Aufzeichnungen dazu geeignet sind, den nicht ein einziges Wort, das uns ein Recht gäbe, Freytag direkt Mißurteilen Vorschub zu leisten . . . Selbstverständlich findet sich des Mangels an Pietät gegen den Kaiser Friedrich zu bezichtigen; dazu ist Freytag ein viel zu eleganter Stilist. Aber diese Eleganz des Stiles hat im vorliegenden Falle etwas sehr Verletzendes.“ Nachdem dann Freytag seine eigenen politischen Irrwege, seine „öde Augustenburgerei“ aus den sechziger Jahren vorgehalten worden sind, heißt es weiter: „Freytags politisches Urteil ist ein befangenes, und seine Befangenheit äußert sich in einer erschreckenden Weise dem Kaiser Friedrich gegenüber.“ Das Gesamturteil lautet: „Wir hatten das Werk mit freudigen Erwartungen in die Hand genommen und mit schmerzlichen Empfindungen fortgelegt.“

•     •     •

Im Feuilleton veröffentlicht Dr. P a u l H a m b u r g e r (Paul Burger) im Februar 1889 eine eingehende Besprechung von Ibsens „Frau vom Meere“ unter voller Würdigung dieses in jener Zeit noch so viel verkannten Dramas des eigenartigen nordischen

Dichters. Es stand diese Kritik in unverkennbarem Gegensatz zu der Stellung, die Vollrath selbst Ibsen gegenüber einnahm, auf den „Die Wildente“ nur „Szene für Szene deprimierend und beklemmend wirkte“, und der bei „Rosmersholm“ nur „einen lähmenden Einfluß auf das Gemüt“ empfand. Dr. Hamburger widmet auch Rudolf Löwenstein, dem Dichter des „Kladderadatsch“, einem geborenen Breslauer, zu dessen 70. Geburtstage, und aus gleichem Anlaß Gottfried Keller einen Artikel, während Adolf Heilberg den Vater der Stenographie, Franz Xaver Gabelsberger, an dessen hundertem Geburtstag (8. Februar 1889) feierte. Martin Hahn schrieb Reisebriefe aus Griechenland und vom Bosphorus, Dr. Gustav Bromig schilderte seine Reise durch Norwegen in vier Feuilletons. Bromig war Gymnasialoberlehrer in Hamburg, geboren am 28. April 1858 in Düsseldorf. Seine Nordlandsfahrten beschrieb auch Porzó, der aber in den folgenden Jahren vielfach auch andere Feuilletons, z. B. Erinnerungen an Kossuth, veröffentlichte. Porzó ist der Schriftstellernamen für Dr. Ad. Agai, der Mitarbeiter des Pester Lloyd und des Magyar Hirlap sowie der Wiener Neuen Freien Presse war. Er gehörte zu dem Kreise des Herausgebers des Pester Lloyd, Dr. Max Falk, gründete mit Hevesi das politische Witzblatt Borsszem Jankó und war Mitglied der ungarischen Literaturgesellschaften „Petöfi“ und „Vörösmarty“. An den Bestrebungen des fortschrittlichen Judentums in Ungarn nahm er regen Anteil. Vielfache Beiträge finden wir in jenen Jahren auch aus der Feder des Münchener Kunstschriftstellers H. E. v. Berlepsch, geboren am 31. Dezember 1852 in St. Gallen, und des Wiener Kritikers Rudolf Lothar. Ulrich Frank veröffentlicht einen Roman „Rechtsanwalt Arnau“, Otto Neumann-Hofer berichtet über die Pariser Weltausstellung und mahnt Deutschland, diese großartige Unternehmung in verbesserter Ausgestaltung nachzumachen. Er übernahm dann im nächsten Jahre an Otto Wismars Stelle die feuilletonistische Vertretung in Berlin, die bei der Breslauer Zeitung überlieferungsgemäß in den Berliner Briefen zum Ausdruck kam, und er wechselte dann, als Vollrath selbst als Reichstagsabgeordneter einen großen Teil des Jahres in Berlin weilte, mit diesem ab.

Im Jahre 1890 trat der Wahlkampf ein, in dem Vollrath in den Reichstag gewählt wurde. Schon während der Wahlagitation mußte er sich vielfach vertreten lassen, und nun kam Dr. Paul Hamburger in ein noch näheres und dauerndes Verhältnis zur Breslauer Zeitung. Geboren am 18. Oktober 1859 in Breslau, hatte er im Oktober 1889 die Redaktion von „Nord und Süd“ unter Lindaus Leitung übernommen. Er legte diese Redaktion nieder, übernahm sie indes alsbald wieder, da ihm seine Tätigkeit an der Breslauer Zeitung dazu Muße übrig ließ. Nach Vollraths Ausscheiden aus der Redaktion 1892 trat er endgültig von der Redaktion „Nord und Süd“ zurück, um nun seine ganze Tätigkeit der Breslauer Zeitung zu widmen und bis zum Jahre 1896, in dem er nach Berlin übersiedelte, in diesem Redaktionsverbande als Feuilletonredakteur, lokaler Leitartikler und gelegentlicher politischer Mitarbeiter zu verbleiben. Schon 1890 schrieb er sowohl politische und lokalpolitische Artikel, wie auch die Theaterbesprechungen in Vollraths Vertretung, während in der Kunstkritik Dr. Max Semrau für Vollrath eintrat und ihn später ganz ersetzte. Sonst finden wir in dem Feuilleton neben den schon bekannten Namen als Berliner Kunstreferenten Dr. Georg Galland, Professor an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin, geboren am 19. Januar 1857 in Posen. Er blieb Mitarbeiter der Breslauer Zeitung bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre. Albert Bielschowsky, der Goethebiograph, berichtet über den Goethetag in Weimar, auch Richard Skowronnek stellt seine Feder öfter in den Dienst der Breslauer Zeitung; Georg Goetschel aus Görlitz, ein ständiger Korrespondent der Breslauer Zeitung, feiert Gustav Moser zu dessen fünfundsiebzehntem und später zu seinem siebenzigsten Geburtstag. Von den Breslauer Mitarbeitern ist der Direktor des Realgymnasiums am Zwinger, Dr. Franz Meffert, zu nennen, sowie Julius Fischer-Gesellhofen. Fischer war geboren am 18. Mai 1852, studierte Jura und ging dann unter die Dichter. Ein Volksstück von ihm „Bei Hampels“ wurde in Breslau mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Zugleich war er ständiger Mitarbeiter, und zwar für den gerichtlichen Teil, bis zu seinem Tode am 11. Juni 1918. Der Syndikus der Breslauer Handelskammer,

Dr. Eras, berichtete über seine Reiseerlebnisse in der Levante, und der Direktor der Breslauer Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, Prof. Dr. Hermann Markgraf, brachte Beiträge aus der Geschichte Breslaus, z. B. über den alten jüdischen Friedhof. Hans Hopfen veröffentlichte wieder einen Roman „Der polnische Wachtmeister“.

Das Jahr 1890 brachte der Zeitung im Februar auch wiederum einen der verhältnismäßig wenigen Preßprozesse, die gegen sie angestrengt worden sind. Obgleich schon damals der preußische Richterstand völlig unter der Einwirkung stand, die das Bismarcksche Regiment ausübte, einer Einwirkung, die bis zur Revolution vorgehalten und in politischen Prozessen oppositionelle Redakteure nahezu vogelfrei gemacht hat, so gab doch die ruhige und vornehme Art, in der die Breslauer Zeitung redigiert wurde, den zum Einschreiten gegen liberale oder sozialdemokratische Blätter allzeit lüsternen Staatsanwälten nur selten dazu den erwünschten Anlaß. Auch diesmal handelte es sich um eine Lappalie. Die Angeklagten waren Alexander Meyer und Vollrath. Sie sollten das Betriebsamt der Berliner Stadtbahn beleidigt haben, weil ihm in der Zeitung, und zwar mit gutem Grunde, vorgeworfen war, daß es leichtfertig und ohne Erfolg gegen einen Reisenden Strafantrag wegen Betruges gestellt hatte. Der Artikel stammte übrigens schon aus dem August des Jahres 1888. Alexander Meyer wurde freigesprochen, Vollrath zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt. Interessant ist, daß in dem Prozeß durch die Aussagen der Zeugen Dr. Lion und Seckles und die Erklärungen Meyers und Vollraths festgestellt wurde, daß die Redaktion ausdrücklich ermächtigt sei, in Meyers Artikeln jede ihr gut scheinende Änderung vorzunehmen. Im vorliegenden Falle scheint die eigentlich beleidigende Wendung in der Tat von Vollrath in den Artikel hinein gebessert zu sein.

### Der Rücktritt Bismarcks

Der Rücktritt Bismarcks wurde in der Zeitung bereits am 21. März als bevorstehend mitgeteilt. Alexander Meyer schreibt über den mutmaßlichen Nachfolger Bismarcks, Caprivi: „Eine

Periode wahrhaft konstitutionellen oder gar parlamentarischen Regiments steht gewiß nicht vor der Tür. Aber darauf ist zu hoffen, daß abweichende Meinungen in Zukunft mit größerem Wohlwollen gehört werden, als ihnen bisher zuteil wurde." Meyer betont dann die Notwendigkeit des Abschieds Bismarcks: „Und dennoch, so groß seine Verdienste sind, muß unumwunden ausgesprochen werden, daß sein Rücktritt von den Geschäften an der Zeit war. . . . Die allgewaltige Stellung, welche Fürst Bismarck in der Gesetzgebung eingenommen, hat nicht zum Heil gereicht; sie hat falsche Schritte und Unterlassungen herbeigeführt. Die Teilung der Ämter ist zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden." Und in einer späteren Nummer heißt es: „Dieselben Eigenschaften, die Bismarck zu einem genialen Diplomaten stempelten, haben seine Qualifikation als Gesetzgeber beeinträchtigt. . . . Der Diplomat kann die Theorie nicht brauchen; er muß sie beiseite stoßen. Der Gesetzgeber aber kann die Theorie nicht entbehren; er bedarf gewisser allgemein gültiger Wahrheiten, und daß Fürst Bismarck solche Wahrheiten nicht anerkennen wollte, war seine Schwäche als Gesetzgeber."

Im Mai des Jahres brach eine Palastrevolution in der Deutsch-Freisinnigen Partei aus, die erst im Juni beigelegt wurde. Der sezessionistische Flügel hatte Eugen Richter als Vorsitzenden des Parteiausschusses nicht wiedergewählt, sondern durch den Abgeordneten Schrader ersetzt. Meyer befand sich in diesem Falle in einer zwiespältigen Lage. Er stand mit Richter ausgezeichnet gut. Wenn Richter z. B. im Sommer auf Urlaub ging, vertrat ihn Alexander Meyer in der Redaktion der Freisinnigen Zeitung. Aber im inneren Herzen gehörte er, wie es sich auch bei der Spaltung der Partei 1893 zeigte und seiner vormals nationalliberalen Gesinnung entsprach, mehr zu dem sezessionistischen Flügel der Partei. Er schwieg daher in der Zeit vom 19. Mai bis zum 12. Juni, solange der Konflikt schwebte, um dann erst nach der Wiederwahl Richters und der Beilegung des Streitsfalles festzustellen, daß auf beiden Seiten Fehler gemacht worden seien, daß aber die Befürchtung, als beabsichtige der vormals sezessionistische Teil der Partei eine Rechtsschwenkung zu machen, unbegründet sei.



Das Jahr 1890 brachte dann noch den Vertrag mit England über Sansibar und Helgoland. Meyer begrüßt diesen Vertrag als das Werk einer Meisterhand. „Durch den Erwerb von Helgoland machen wir die Nordsee zu dem, als was sie in Lehrbüchern der Geographie längst bezeichnet worden ist, zum „deutschen Meere“.

\*       \*

Gegen Ende des Jahres erfolgte die Wahl Georg Benders zum Oberbürgermeister von Breslau. Die Breslauer Zeitung kann sich rühmen, an dieser glücklichen Wahl, die an einem seidenen Faden hing, einen nicht unbeträchtlichen Anteil gehabt zu haben. In der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 27. November erhielt im ersten Wahlgange Bender 43, Schmieding-Dortmund ebenfalls 43 und Friedensburg 4 Stimmen. In der engeren Wahl siegte dann Bender mit nur 47 gegen 44 Stimmen, die auf Schmieding fielen. Schmieding war der Kandidat der Rechten der Stadtverordneten-Versammlung, und am Tage der Wahl nahm die Breslauer Zeitung im Mittagblatte Anlaß, energisch für die Kandidatur Bender einzutreten. Sie tat das in der Form einer Polemik gegen einen Vorschlag der Schlesischen Zeitung, die Wahl noch zu verschieben, weil die Stadtverordneten über die zu wählenden Personen nicht genügend unterrichtet seien. Die Mitglieder der Linken seien in der Lage gewesen, sich über ihren Kandidaten (Bender), der in Breslau gewesen sei, ein selbständiges Urteil zu bilden, und sie seien in ihrem Gewissen vollkommen einig. Jedenfalls sei die Linke auf Grund einer gestern stattgehabten Vorversammlung fest entschlossen, in der heutigen Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung Herrn Bender aus Thorn zu wählen, und werde sich durch keinen parteipolitischen Schachzug der Gegner in diesem Beschluß wankend machen lassen. Das war, wie man sieht, eine Einpeitschung zur Wahl in letzter Stunde, wie sie allerdings bei dem Stimmenverhältnis dringend geboten schien. Am 18. April 1891 berichtet dann die Zeitung über die Einführung Georg Benders als Oberbürgermeister und widmet ihm einen sympathischen Artikel.

\*       \*

In der innren Politik wendet sich die Zeitung im April 1891 scharf gegen die damalige Polenpolitik der Regierung, und zwar gegen einen Ministerialerlaß in bezug auf die Erteilung von Unterricht in polnischer Sprache. Alexander Meyer schreibt: „Wir haben den Polengesetzen, als sie im Jahre 1885 plötzlich hereinbrachen, nach Kräften Widerstand geleistet, sowie wir das System der Massenausweisungen bekämpft haben. Wir haben diese Gesetze für ungerecht und undurchführbar gehalten. . . . Es ist unmöglich, durch Aufwendung von Millionen oder Milliarden einen Landesteil von polnischen Insassen zu befreien. Gleichheit vor dem Gesetz sollte an der Spitze aller politischen Bestrebungen stehen, und weder sprachliche noch konfessionelle Rücksichten sollten eine Ausnahme machen.“

Bei der Reise des Kaisers nach England im Juni und Juli 1891 empfiehlt die Zeitung dringend die Pflege der Freundschaft mit England. „Mit Russland“, so fährt sie fort, „wünschen wir Frieden zu halten, aber der Gedanke an russische Freundschaft hat nichts anziehendes, und es ist eine demütigende Zumutung, daß wir unsere Sympathien für England verleugnen sollen, weil Rußland dieselben übelnehmen könnte. „Von England“, so heißt es in einer späteren Nummer im Juli, „hat Preußen und das Deutsche Reich nie etwas Böses erfahren. Wir wollen nicht behaupten, daß wir im englischen Volke Liebe genießen, denn dieses Volk kargt mit seinen Sympathien und macht kein Hehl daraus, daß ihm seine eigenen Interessen höher stehen als die anderer Völker. Aber seine Interessen kommen selten in die Lage, mit unseren zu kollidieren. Durch die Abtretung Helgolands hat es gezeigt, daß es nicht abgencigt ist, uns Gefälligkeiten zu erweisen.“ Und dieser Politik entsprach es auch, wenn sich die Zeitung im Januar 1891 gegen die Befestigung von Helgoland wandte. Freilich irrte die Zeitung, wenn sie glaubte, daß der Besuch der französischen Kriegsschiffe in Rußland (Ende Juli 1891) nur ein Rausch sein werde und schließlich nur katzenjämmerliche Empfindungen zurückbleiben würden. Aber es war in diesem Zusammenhange folgerichtig, wenn sie sich gegen das Zeichnen russischer Anleihen aussprach, allerdings „nicht weil sie russisch seien, sondern weil das deutsche Geld überhaupt nicht im Ausland

untergebracht werden sollte." Auch gegen die Friedenskonferenz in Rom (Oktober 1891) hat sie Bedenken. „Deutschland ist“, so schreibt sie, „unter allen europäischen Staaten am meisten bedroht. Jedenfalls wird es der angegriffene Teil sein. Da ziemt es uns nicht, zu sagen, „wir lieben den Krieg nicht.““ Um so lebhafter aber begrüßt sie die Aufhebung des Paßzwanges in Elsaß-Lothringen.

Bezeichnend für Alexander Meyers sozialpolitischen Standpunkt ist seine scharfe Stellungnahme gegen die Bodenreformer.

\*     \*     \*

Zu Grillparzers hundertstem Geburtstag am 15. Januar 1891 schrieb Necker ein Feuilleton. Grillparzer sei ein vorzüglicher Darsteller der weiblichen Natur. Seine Männer seien zu grüblerisch zögernd, aber trotz dieser sogenannten Unmännlichkeit dürfe man nicht die großartige Ehrlichkeit von Grillparzers dichterischer Natur verkennen. Zu Hermann Helmholtzs siebzigstem Geburtstag schrieb der Breslauer Physiologe Prof. Dr. Rudolph Heidenhain den Festartikel. Professor J. Caro feiert seinen Spezialkollegen auf dem Gebiet der polnischen Geschichte, Professor Roepell, zu dessen fünfzigjährigem Professorenjubiläum. Der Breslauer Geograph Josef Partsch endlich schildert seine Reisen durch Frankreich.

## Der Setzerstreik

Eine schwere Krisis brach über das gesamte Zeitungswesen Deutschlands im letzten Vierteljahre 1891 herein: der große Setzerstreik. Die Gehilfen forderten Verkürzung der Arbeitszeit von zehn auf neun Stunden, Erhöhung der Löhne um 10 pCt. und des Ortszuschlages um  $7\frac{1}{2}$  pCt. Die Prinzipale wollten dagegen bis zu der Vereinbarung eines neuen Tarifes nur 5 pCt. Teuerungszuschlag bewilligen. Da die Vertreter der Gehilfen auf ihren Forderungen bestanden, brach Anfang November der allgemeine Streik aus, an dem sich nicht nur die Setzer, sondern noch eine Anzahl Angehöriger der mit der Buchdruckerei in Verbindung stehenden Berufe beteiligten. Es war eine schwere Zeit sowohl für die Redaktion, die sich an allen Ecken und Enden gehemmt sah, wie auch für die in der Arbeit verbliebenen Setzer

und Drucker. Doch gelang es, die Zeitung in dem gewöhnlichen Umfang weiter erscheinen zu lassen, wobei sich in der Setzerei namentlich der alte Metteur Gustav Stoeß (geboren 1823 in Brieg, gestorben am 1. Oktober 1893 in Breslau) auszeichnete, der unter großer Aufopferung den Betrieb im Gange hielt. Der Streik hatte für die Gehilfen, die nach zehnwöchentlicher Dauer des Ausstandes Mitte Januar 1892 die Arbeit bedingungslos wieder aufnehmen mußten, langandauernde Nachteile zur Folge. Sie waren vielfach von ihrer alten Arbeitsstelle, von Heimat und Familie getrennt und wirtschaftlich arg geschädigt. Aber auch die Druckereien hatten lange unter den Nachwehen des Ausstandes zu leiden, da sie ehrenhalber auch minderwertige Kräfte, die ihnen in der Zeit der Not treu geblieben waren und ausgeholfen hatten, in ihren Stellen halten mußten, auch wenn ihre Leistungen nicht genügten. Erst allmählich renkten sich die Verhältnisse wieder ein, und seitdem ist das Buchdruckereigewerbe, dessen Gehilfenschaft und Prinzipalität mustergültig organisiert ist, und dessen Tarifgemeinschaft als vorbildlich gelten kann, bis in die Revolution hinein vor ähnlichen Erschütterungen bewahrt geblieben. Im Mai und Juni 1919 freilich brach in Breslau wieder ein Setzerstreik aus, der acht Tage lang das Erscheinen sämtlicher Zeitungen in Breslau unmöglich machte, indes mit einer vollen Niederlage der Streikenden endete<sup>1)</sup>.

### Emil Walter

Im Jahre 1892 galt der politische Hauptkampf dem Zedlitzschen Schulgesetzentwurf, bis dieser im März zu Fall kam. Als die Ministerkrisis durch das Eingreifen des Kaisers einsetzte, und damit der Sieg der allgemeinen Volksstimmung, wie sie sowohl in den Schichten der Arbeiterschaft wie in den Kreisen der Gebildeten und Aufgeklärten herrschte, entschieden war, gab Seckles am 20. März in einem schwungvollen Artikel dieser Stimmung Ausdruck. Es war dies wohl der letzte Artikel, den Seckles für die Breslauer Zeitung schrieb. Er hatte bei seiner körperlichen Hinfälligkeit in den letzten Jahren nur noch selten größere Artikel geschrieben. Vollrath trat am 1. April seine Stellung an der Berliner Volkszeitung an. Die Bürgerschaft feierte

<sup>1)</sup> S. S. 314.

ihn am 28. März im Großen Saale des Konzerthauses durch einen glänzenden Kommers, zu dem sich weit über tausend Teilnehmer aus allen Schichten der Einwohnerschaft eingefunden hatten, darunter die Veteranen der Breslauer Journalistik, der dreiundachtzigjährige Dr. Elsner und der rüstige Siebziger Semrau.

Noch in dem Jahre vor seinem Scheiden von Breslau sollte Vollrath einen Theaterkonflikt erleben. Die Versuche von Theaterdirektoren und Künstlern, sich solcher Kritiker zu entledigen, deren Beurteilungen sie für übertrieben abgünstig halten, werden wohl nie aufhören, und auch in Breslau hat es an solchen Zwischenfällen bis in die jüngste Zeit hinein nicht gefehlt. Selbst ein so besonnener und gewiß nie unnötig scharf urteilender Kritiker wie Karl Vollrath entging dem Schicksal nicht, Gegenstand eines solchen Versuches zu werden. Er hatte eine Vorstellung des Macbeth im Stadttheater (am 21. März 1891) mit Charlotte Wolter als Gast herb, aber durchaus sachlich und ohne persönliche Spitze getadelt. Das aber verdroß den Direktor Förster so, daß er Vollrath zu Beginn der nächsten Vorstellung rechtswidrig den Eintritt in das Stadttheater verbieten ließ, was um so unvorsichtiger war, als er in Vollrath zugleich ein Mitglied der Breslauer Stadtverordnetenversammlung beleidigte. Die städtischen Behörden beeilten sich denn auch, den übel beratenen Theaterdirektor, als Pächter des der Stadt gehörigen Kunstinstituts, in seine Schranken zurückzuweisen und festzustellen, daß ihm eine Auswahl unter den Kritikern, sowie ein Hausrecht in dem von ihm in Anspruch genommenen Sinne nicht zustehe.

An Vollraths Stelle trat, wie schon erwähnt, Dr. Paul Hamburger endgültig in die Redaktion der Breslauer Zeitung ein, und schon Anfang März war ich als zweiter politischer Redakteur von Berlin nach Breslau übergesiedelt. Die Kleinarbeit im lokalen Teil versah Ludwig Scheuermann, ein liebenswürdiger Kollege, der leider lungenkrank war und schon in den nächsten Jahren starb; ihm stand Karl August Junge (jetzt an der Frankfurter Zeitung) zur Seite, der auch im Schlußdienst tätig war. Telephonstenograph war A. Zimmermann, ein Veteran von 1870/71, der unglaublich korrekt, aber auch — gerade in seinem Berufe eine auffällige und nicht empfehlenswerte



Erscheinung — ebenso langsam arbeitete. Er verfiel in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre geistiger Umnachtung, die bald mit dem Tode endete. Die Redaktion bestand also: aus Dr. Lion als eigentlichem Chefredakteur, der indes nur die Oberleitung hatte und nicht selbst mitarbeitete, dem allzeit geistreichen, aber doch schon müde gewordenen Seckles, Dr. Paul Hamburger, Scheuermann, Dr. Johannes Stanjek als Nachtredakteur, Adolf Heymann, der, im Hauptberuf Börsenmakler, den Handel im Nebenamt redigierte, Zimmermann als Telephonstenographen und mir. Das war der ganze Redaktionsstab. Dazu kam, daß Dr. Lion auf peinlichste Sorgfalt in Stil und Drucklegung den größten Wert legte, sodaß fast alle Originalartikel von mehreren Redakteuren im Manuskript und im Satz überprüft werden mußten, wodurch natürlich die Zeit zu eigener Arbeit sehr eingeschränkt und zugleich die Freudigkeit an selbständiger schriftstellerischer Produktion durch die langatmigen Erörterungen des Redaktionsstabes über das Geschriebene beeinträchtigt werden mußten. Überhaupt bedurfte die Redaktion einer Auffrischung. Da entschloß man sich, nach gütlicher Auseinandersetzung mit Seckles, die Chefredaktion in die Hände einer neuen frischen Kraft von gründlicher Erfahrung und Schulung zu legen, und man tat einen guten Griff, indem man Emil Walter hierzu auswählte, der seit dem Bestehen der Freisinnigen Zeitung, also sieben Jahre hindurch, in deren Redaktion Eugen Richters rechte Hand gewesen und eine Persönlichkeit von seltener Frische und Tatkraft war. Er trat sein neues Amt Anfang August an.

Emil Walter war am 1. März 1860 in Magdeburg geboren. Seine Schulbildung war über die Erlangung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst nicht hinausgegangen. Aber gerade er bewies, wie ein Journalist von starker, natürlicher Veranlagung den Mangel einer gelehrten Vorbildung recht wohl auszugleichen vermag, wenn Arbeitskraft und Arbeitswille, Fassungsgabe, heller Verstand, geistige Gewandtheit, Entschlossenheit, Sprachgefühl und stilistische Begabung ihm zur Seite stehen. Das alles traf bei Walter im vollen Maße zu. Er war zuerst Redakteur an der damals in Berlin, als Organ der liberalen Ver-

einigung bestehenden, dann aber eingegangenen „Tribüne“; eine Spottschrift auf Paul Lindau „Laulchen Pindau“ zeugte von der satirischen Kraft und guten Laune, mit der Walter überall, wohin er kam, sich sofort einen Freundeskreis zu schaffen wußte. Als dann 1885 von Eugen Richter die Freisinnige Zeitung gegründet wurde, war er der einzige „gelernte“ Redakteur an diesem Blatte. Er war für Richter ein Mitarbeiter, wie dieser ihn besser nicht wünschen konnte, und sieben Jahre hindurch war er dessen rechte Hand. Auch ihm blieb das Schicksal, das überzeugungstreuen Männern, die gegen Bismarck in Opposition standen, in jener Ära so vielfach drohte, nicht erspart: es wurde ihm eine mehrmonatliche Gefängnisstrafe wegen angeblicher Bismarck-beleidigung auferlegt, die er indes mit seiner jovialen Frische und Unverwüstlichkeit zu ertragen und in späterer Zeit sogar von der heiteren Seite aufzufassen wußte. Als er nun nach Breslau berufen wurde, zeigte es sich schon nach kurzer Zeit, daß er durchaus der Mann war, dem politischen Leben in Schlesien einen neuen, frischen Zug zu geben. Er wurde hier zu seiner eigenen Überraschung bald als ein glänzender Redner entdeckt, und die Lebhaftigkeit, mit der er sich bei den Reichstagswahlen von 1893 in den politischen Kampf stürzte, riß auch andere Parteigenossen mit fort, sodaß die kraftvolle Agitation, wie sie von freisinniger Seite seither betrieben wurde, wesentlich auf seine Anregung zurückzuführen ist. Auch das politische Vereinsleben wußte er lebhafter in Gang zu bringen. Der Verein „Waldeck“, der erste rein politische Bezirksverein in Breslau, war seine ureigenste Schöpfung, der dann bald andere nachfolgten. Im Jahre 1896 nach Königsberg als Chefredakteur an die Hartung'sche Zeitung berufen, wurde Walter dort bald der Direktor der Aktiengesellschaft, in deren Besitz die Hartung'sche Zeitung sowie die Druckerei und das Verlagsgeschäft sich befinden. Auch in Königsberg ward er in raschem Zuge zu einer volksbeliebten Persönlichkeit. leider aber mußte er sich eines Herzleidens wegen, das ihn schon in Breslau heimgesucht hatte, bald eine größere Zurückhaltung auferlegen, wenn er auch fortgesetzt im politischen Leben, sowie auch in der Königsberger Stadtverordnetenversammlung eine führende Stellung einnahm. Er starb Ende Mai 1903 im Eisenbahnzuge auf einer Rückreise von Berlin nach Königsberg am Herzschlage.

Der Verein Waldeck in Breslau veranstaltete am 24. Oktober desselben Jahres für ihn eine Trauerfeier, bei der ich die Gedächtnisrede hielt.

Man durfte, als Walter die Chefredaktion an der Breslauer Zeitung übernommen hatte, gespannt sein, wie sich das alte und das neue System mit einander vertragen und ausgleichen würde: dort Dr. Lion, der die Zeitung in ihrem Charakter mehr einer täglich erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift angenähert wissen wollte, hier das entschlossen zugreifende, fast stürmische Temperament Walters, der als Journalist ganz auf äußerste Aktualität, auf rascheste Verarbeitung des neuesten Nachrichtenmaterials und sofortige Stellungnahme eingeschult war. Sicher hätte sich bei der Lebensklugheit und der vornehmen Gesinnung beider Männer ein Ausgleich gefunden, aber leider erlag Dr. Lion schon am 22. August ganz unerwartet einem Schlaganfall. Noch am Sonnabend war er bis in den späten Abend auf der Redaktion tätig gewesen, auch am Sonntag hatte sich kein Anzeichen einer Schwäche bemerkbar gemacht, bis ihn der Tod in der Nacht zum Montag jählings ereilte. Ich schrieb dem ausgezeichneten und trefflichen Manne tieferschüttert den ersten Nachruf, der dann am folgenden Tage noch ergänzt wurde.

Das politische Leben wurde nun in der Zeitung überaus reger. Alexander Meyer blieb der Hauptmitarbeiter. Neben ihm waren ständige Leitartikler E. Fitger, der Chefredakteur der Weserzeitung, Dr. N. Syrk in, ein genauer Kenner der russischen Verhältnisse, ein Wiener politischer Korrespondent, Sachs in Paris, wozu noch eine große Reihe gelegentlicher Mitarbeiter kamen, doch stieg jetzt auch die Zahl der in der Redaktion selbst geschriebenen Artikel. Walter legte besonderen Wert auf die Ausgestaltung des Abendblattes, in dessen „Politischer Übersicht“ eine sorgfältige und kritische Bearbeitung des vorliegenden Nachrichtenmaterials des In- und Auslandes geboten wurde. Seltsamerweise glaubte man damals noch, einer alten Tradition folgend, daß aus Berlin datierte Artikel in den Augen des Publikums einen höheren Wert hätten als solche, die sich als Redaktionszeugnisse zu erkennen gaben. So wurden denn nicht nur unsere selbständigen Artikel, ja auch die unter der Rubrik „Deutschland“ in der Morgennummer erscheinende regelmäßige

„Tageschronik“, in der die wichtigsten innerpolitischen Nachrichten zusammengefaßt waren, als Berliner Produkte bezeichnet. Dr. P. Hamburger schrieb unter den Zeichen  $\times\times, \Delta, \odot$ ; Walter bevorzugte ??; ich ein Paragraphzeichen. Erst gegen Ende des Jahres wurde diese Unsitte wenigstens eingeschränkt, bis sie dann später ganz in Fortfall kam. Der Depeschenteil befand sich noch immer weit hinten am Schluß des redaktionellen Teiles, weil diese Seite bei dem handwerksmäßigen Betriebe, wonach erst die erste, dann die zweite Kolumne usw. umbrochen wurde, als letzte offenblieb, und darum die spät in der Nacht einlaufenden Depeschen nur dort untergebracht werden konnten. Daß die wichtigsten Nachrichten auf die erste und nicht auf die letzte redaktionelle Seite gehörten, war damals ein in der Journalistik noch nicht anerkanntes Prinzip. Charakteristisch war es auch, daß für den Nachtdienst, der bei dem heutigen Betriebe besonders gut geschulte Redakteure erfordert, damals noch Anfänger verwandt wurden. Es zeichneten in jenen Jahren verantwortlich für den politischen Teil: Emil Walter, für das Feuilleton Dr. P. Hamburger, für den übrigen redaktionellen Teil Ludwig Scheuermann und für den Inseratenteil, in Vertretung für den dauernder Erkrankung anheimgefallenen Meltzer, Oskar Zuchold, dem im Oktober des nächsten Jahres (1893) die Leitung der Expedition endgültig anvertraut wurde, und der als treuer und gewissenhafter Beamter bis zum April 1905 in dieser Stellung tätig blieb. Er starb am 30. April 1917 im Alter von 66 Jahren. Vom 25. September 1892 ab erschien endlich der ausführliche Kurszettel der Berliner Börse, telegraphisch übermittelt, schon in der Morgenausgabe des folgenden Tages, statt, wie bisher, im Mittagsblatt. Infolgedessen konnte die tägliche Fortsetzung des laufenden Romanes schon im Mittagsblatt, statt, wie bisher, im Abendblatt gebracht werden.

Die Berliner Briefe schrieb vom September ab kein Geringerer als der geistvolle Lobredner der Frauen, der Dichter und freisinnige Parlamentarier Albert Traeger, zunächst unter der Chiffre \* \* \*, dann aber auf Bitten der Redaktion unter der leicht erkennbaren Abkürzung: Albert T . . . . r. So prächtig diese Briefe waren, und so sehr sich die Zeitung dieses Mitarbeiters

freuen konnte, es war ein Haken dabei. Albert Träger schrieb eine Handschrift, die auf den ersten Blick in ihrer kernigen Eigenart gradezu den Eindruck einer Schönschrift erweckte. Wollte man sie aber lesen, so war sie kaum zu entziffern. Auch die erfahrensten Schriftkundigen in der Redaktion und Setzerei — Setzer sind bekanntlich im Entziffern schwieriger Handschriften außerordentlich geschickt — versagten gegenüber diesen Hieroglyphen. Schreibmaschinen waren damals noch eine Seltenheit, jedenfalls weigerte sich Träger trotz der flehendsten Bitten von Verlag und Redaktion, seine Briefe anders als in Originalhandschrift einzusenden. Ein Hin- und Hersenden von Korrekturen war bei der Aktualität der Briefe auch nicht tunlich, und so blieben seine Beiträge eine Qual für Redaktion und Verlag, die dadurch nicht gemindert wurde, daß ihr Inhalt bei dem Publikum vielfach Anstoß erregte, da Traeger seine prickelnden Geistesblitze mehr auf Gäste eines heiter gestimmten Herrenabends als auf ehrbare Frauen und Jungfrauen berechnete. Kurzum, das Verhältnis mußte im nächsten Jahre gelöst werden, und die Zeitung hatte wenigstens die Genugtuung, in Franz Servaes wiederum einen Schriftsteller von bestem Ruf als Ersatz zu gewinnen.

Als Wiener Korrespondent trat hinzu der immer interessante Humorist Felix Sterne (recte Felix Stern, geboren am 17. November 1855 in Preßburg.) Sonst seien von den neu auftretenden feuilletonistischen Mitarbeitern noch genannt: Dr. Albert Dresdner, der, vielfach unter dem Decknamen Theodor Lamprecht, historische kunst- und kulturgeschichtliche Stoffe geistvoll zu popularisieren wußte, Philipp Berges (Feuilletonredakteur des Hamburger Fremdenblattes, geboren am 16. Februar 1863 in Lübeck) ein beliebter Reiseschriftsteller, der namentlich im nächsten Jahre eine lange Reihe von Artikeln über die Weltausstellung in Chicago beisteuerte, Carl Adolf Neuhoff (Deckname für Adolf Neumann-Hofer, den nachmaligen Abgeordneten, geboren am 18. Februar 1867). Dr. Felix Ahrens, Privatdozent der Chemie, später Professor und Direktor des landwirtschaftlich-technologischen Instituts in Breslau, (gestorben am 14. September 1910) der auch den Nachruf für den großen Berliner Chemiker August Wilhelm Hofmann schrieb.



Das Jahr 1893 war ein Schicksalsjahr für den entschiedenen Liberalismus. Es stand die Caprivi'sche Militärvorlage zur Frage. Am 6. Mai fand jene Abstimmung im Reichstage statt, bei der sich die deutsch-freisinnige Partei spaltete, und auf die dann die Auflösung des Reichstages erfolgte. Es war am Sonntag, den 7. Mai vormittags, als Walter mit einem Telegramm Eugen Richters zu mir kam, in dem die Spaltung der Partei mitgeteilt und eine Organisation in Schlesien zugunsten einer neuen Partei angeregt wurde. Unsere Stellungnahme konnte nicht zweifelhaft sein. Wir waren beide feste Anhänger Eugen Richters. Aber wie würde sich der Verlag zu dieser Spaltung stellen? Wir waren entschlossen, auf unsere Tätigkeit an der Breslauer Zeitung zu verzichten, wenn man uns Schwierigkeiten machte, die Breslauer Zeitung uneingeschränkt in unserem Sinne weiter zu redigieren. Es zeigte sich indes, daß unsere Besorgnis unbegründet war. Der damals alleinige Vertreter des Verlages, Hans Trewendt, zu dem wir uns begaben, verkannte nicht, daß auch das geschäftliche Interesse der Zeitung durchaus ein Beharren auf dem altfortschrittlichen Standpunkt erheischte, und so war die Haltung der Breslauer Zeitung entschieden. Geschäftlich bedingte dieser Schritt in der Tat kaum einen Nachteil für unsere Zeitung, denn auch die Anhänger des rechten Flügels der Partei, unter des Abgeordneten Gotheins Führung, konnten der Breslauer Zeitung nicht gut entraten, und wir schonten außerdem die abgefallenen Parteigenossen, so gut es ging. Schmerzlich aber war es, daß wir Alexander Meyer, der auch in das andere Lager übergegangen war, fortan als Mitarbeiter entbehren mußten. Alexander Meyer hatte sich bis zur Spaltung in der Militärfrage vorsichtig verhalten. Es war aus seinen Artikeln nicht zu entnehmen, wie er sich schließlich stellen würde. Er erließ nun in der Voss. Zeitung eine kurze und, wie nicht anders zu erwarten, würdige Erklärung, deren Hauptsätze lauteten: „Ich bin außerstande, meine Überzeugung auf andere zu übertragen. Aber niemand ist imstande, sie mir zu rauben. Nachdem ich die Meinung gewonnen hatte, daß die Sicherheit des Reiches die Zustimmung zu der Vorlage erfordert, konnten mich Erwägungen, die von anderen Gesichtspunkten ausgingen, in meiner Entscheidung nicht irremachen. Auf Angriffe, die aus diesem Anlaß

gegen mich gerichtet werden, beabsichtige ich einstweilen nichts zu erwidern."

Die Breslauer Zeitung bewährte sich im Vordertreffen des Kampfes. Meines Wissens erfolgte damals, wenigstens in Schlesien, zum ersten Male ein durchgreifender Bruch mit der gemüthlichen Art, in der bis dahin die Wahlagitation von liberaler Seite betrieben war. In der alten guten Zeit gab es in den mehr ländlichen Wahlkreisen lediglich ein halbes Dutzend von führenden Parteimitgliedern in den Hauptorten, die sich mit einander ins Einvernehmen setzten, auch wohl ein par Wahlversammlungen abhielten, die Verbindung mit den Vertrauensmännern in den einzelnen Bezirken aufrecht erhielten und mit deren Hilfe die Verteilung der Wahlzettel vornahmen, auf die sich die Agitation im Wesentlichen beschränkte. Diesmals ward's anders. Namentlich auf Walters lebhaftes Betreiben sollten Wahlversammlungen womöglich in jedem größeren Orte jedes irgendwie aussichtsvollen oder auch weniger aussichtsvollen Wahlkreises abgehalten werden. Dazu wurde ein großer Stab von Rednern aufgeboten, auch solcher, die, wie ich, im politischen Wahlkampfe noch wenig geschult waren. Ich hielt meine erste politische Wahlrede am Pfingstsonntage in Markt-Bohrau im Wahlkreise Ohlau—Nimptsch—Strehlen. Jedenfalls nahmen wir die Sache nicht leicht. Die Zeitung wurde besonders flott redigiert, und doch mußten wir oft genug mitten aus der Arbeit heraus zur Bahn eilen, um irgendwo eine oder mehrere Versammlungen wahrzunehmen, oder wir kamen am späten Abend zurück, um dann trotz aller Ermüdung noch die Redaktionsgeschäfte bis in die Nacht zu erledigen. Der Erfolg war uns bekanntlich ungünstig, doch wurde diese Wahl der Ausgangspunkt einer Neuorganisation der Partei in Bezirksverbänden mit einem weitverzweigten Netz von Vereinen und Vertrauensmännern, wie sie in einem Leitartikel aus Walters Feder vom 27. Juni gefordert war. Diese Organisation in Schlesien wurde dann das Muster für die Gesamtorganisation der Partei im Reiche.

Die Freisinnige Vereinigung organisierte sich erst später, und darüber kam es zwischen der Breslauer Zeitung und dem Abgeordneten Gothein zu einer Auseinandersetzung. Auf einem Parteitage der Vereinigung hatte Gothein behauptet, daß seine

Parteilgruppe in Breslau bei den Landtagswahlen nur Erfolg gehabt hätte (es war ihr ein Sitz, und zwar für Gothein, bewilligt worden), weil sie dort organisiert gewesen und darum nicht, wie bei der Reichstagswahl, hätte majorisiert werden können. Die Breslauer Zeitung wies nun nach<sup>1)</sup>, daß diese Organisation der Freisinnigen Vereinigung nur zustande gekommen sei auf Drängen eines Mitgliedes des Vorstandes der Volkspartei (Herrmann Haber), der ein Zusammengehen mit der Vereinigung bei den Landtagswahlen für notwendig gehalten und den Unterhändler jener Partei darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Freisinnige Vereinigung, um in Breslau bündnisfähig zu sein, sich vorher hier organisieren müsse. Erst darauf sei die Organisation erfolgt, eine „Majorisierung“ sei also keineswegs beabsichtigt und darum auch nicht durch die Organisation der Vereinigung verhindert worden.

Im Herbst 1893 wurde ich dann von dem Abg. Müller-Sagan als leitender Redakteur an seinen „Niederschlesischen Anzeiger“ in Glogau berufen, und an meine Stelle trat erst Dr. Johannes Stanjek, und als dieser Redakteur des lokalen Teiles wurde, Richard Liebscher, ein besonderer Günstling von Walter, der aber bald nach Hamburg übersiedelte und dort in jungen Jahren starb. Für ihn wurde Immanuel Theurer, ein Schwabe, als zweiter politischer Redakteur eingestellt.

### Herrmann Haber

Infolge des Todes von Dr. Lion war inzwischen eine Änderung im Besitzstand der Breslauer Zeitung eingetreten. Die Dr. Lionschen Erben verkauften ihren Anteil an ein Konsortium von führenden freisinnigen Persönlichkeiten, die sich im Parteiinteresse einen Einfluß auf die Zeitung sichern wollten. Die Geschäftsführung blieb auch jetzt in den Händen von Hans Trewendt, bis auch dieser später seinen Anteil jenem Konsortium, das sich erweiterte, überließ.

Der neue Gesellschaftsvertrag wurde unter dem 20. Juli 1894 abgeschlossen, und unter dem 24. Juli erfolgte die gerichtliche

<sup>1)</sup> Nr. 856 vom 6. Dezember 1893.

Eintragung in das Gesellschaftsregister. Das Stammkapital betrug 90 000 Mark, wovon auf Hans Trewendt 37 000 Mark, auf Kaufmann Hermann Haber<sup>1)</sup> 26 500 Mark und auf Rechtsanwalt Adolf Heilberg ebenfalls 26 500 Mark entfielen. Vom 30. Juli ab trägt dann die Zeitung statt der bisherigen Angabe „Eduard Trewendt, Zeitungsverlag“ die Firmierung „Verlag der Breslauer Zeitung G. m. b. H.“.

Nach dem Gesellschaftsvertrage war die Veräußerung der Geschäftsanteile nur mit Genehmigung der Gesellschaft zulässig, und jedem Gesellschafter war das Vorkaufsrecht eingeräumt. Hans Trewendt trat seinen Anteil noch im Laufe des Jahres 1894 an Herrman Haber ab, sodaß für 1895 nur dieser und Heilberg als Gesellschafter gerichtlich angezeigt werden. Als bald aber war man bestrebt, den Kreis der Gesellschafter aus der Zahl angesehener Parteifreunde zu erweitern. Die Gerichtsakten geben über diesen Zutritt neuer Gesellschafter keinen Aufschluß, doch fand ich, als ich 1896 die Chefredaktion der Zeitung übernahm, folgende Teilhaber vor: Justizrat Ludwig Berger, Bankier Gustav Bielschowsky (Mitinhaber der Firma Dobersch & Bielschowsky), Stadtverordneten Eduard Bischoff, Dr. med. Oskar Brieger, Hermann Haber, Dr. Paul Hamburger, Adolf Heilberg, Bankier Franz Leonhard (i. F. S. L. Landsberger), Kaufmann Julius Lion, Professor Dr. Albert Neißer, Rechtsanwalt Gustav Neißer, Stadtrat Fedor Pringsheim. Geschäftsführer war Hermann Haber.

Herrmann Haber, am 18. November 1840 in Bernstadt i. Schles. als Sohn des Kaufmanns Julius Haber geboren, hatte zunächst das Gymnasium in Brieg besucht. Als dann seine Eltern 1852 nach Breslau übersiedelten, wurde der Knabe auf dem hiesigen Elisabeth-Gymnasium eingeschult und verblieb seither bis zu seinem Tode in Breslau. Nach Beendigung seiner Schulzeit trat er in das Geschäft seines Vaters, des Inhabers der bekannten Wollfirma Julius Haber, ein, und nach dessen Tode (1877) übernahm er, zunächst gemeinsam mit seinem Bruder und dann allein, die Führung des umfangreichen Geschäftes, die hinfort in

<sup>1)</sup> Haber hat seinen Vornamen regelmäßig nach der alten Schreibweise Herrmann geschrieben.

seinen Händen verblieb. Haber war eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Sein klarer, praktischer Verstand, seine bedeutende Rednergabe, seine treuherzige, unbedingtes Vertrauen erweckende Aufrichtigkeit ließen ihn wie geschaffen erscheinen, im öffentlichen Leben eine führende Rolle einzunehmen. 1880 wurde er in die Stadtverordneten-Versammlung gewählt, in der er bald eines der tätigsten und einflußreichsten Mitglieder wurde. Seit 1893 war er der Führer der Freisinnigen Volkspartei in Schlesien, nachdem er schon vorher lange Jahre in der ersten Reihe der Fortschrittspartei und dann der Deutschfreisinnigen Partei in seiner Heimatsprovinz gestanden hatte. Von 1882 bis 1895 bekleidete er das Amt eines Handelsrichters neben vielen anderen Ehrenämtern. Er starb im Alter von sechsundfünfzig Jahren am 9. Februar 1897. In dem Nachruf der Breslauer Zeitung hieß es: „Die Kunde von dem Ableben Herrmann Habers wird schmerzliche Trauer weithin erwecken. Seine hervorragenden Charaktereigenschaften, seine hochherzige Gesinnung, seine Opferfreudigkeit, seine stets gleiche Liebenswürdigkeit haben ihm Verehrung, Liebe und Dankbarkeit bei allen denen eingetragen, die seine Wirksamkeit kannten, und die seiner herzugewinnenden Persönlichkeit näher zu treten Gelegenheit hatten. Besonders schwer trifft der Verlust die Breslauer Zeitung. Ihm, als bevollmächtigten Inhaber unserer Zeitung, lag die Oberleitung der Geschäfte ob, und wir verehrten in ihm einen treuen Berater, der seinen weisen Rat und seine, auf reiche Erfahrung gegründeten vielseitigen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens allzeit bereitwilligst in den Dienst unserer Zeitung stellte. Mit dem, seiner tiefen Herzensgüte entsprechenden freundlichen Wohlwollen, das er allen entgegenbrachte, die an unserer Zeitung tätig sind, war er uns zugleich ein hochverehrter väterlicher Freund, dessen edle persönliche Eigenschaften uns unvergeßlich sein werden.“ Der Nachruf des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei betonte mit Recht, daß, wenn sich in bewegten Zeiten auch an Haber das Wort „viel Feind“, viel Ehr!“ bewährte, doch auch seine politischen Gegner die Wahrhaftigkeit und die menschliche Größe des Mannes achteten.



## Die kleine Ausgabe der Breslauer Zeitung

Unter dem neuen Verlag begann man die sogenannte „Kleine Ausgabe“ der Breslauer Zeitung mehr auszubauen. Die Entstehung dieser nur einmal am Tage erscheinenden und darum um die Hälfte billigeren Ausgabe ist auf die Zeit des Konkurrenzkampfes und dann der Verschmelzung mit der „Schlesischen Presse“ zurückzuführen. Diese hatte, um auch Leser zu gewinnen, denen eine kleinere Zeitung genügte, eine Tagesausgabe geschaffen, deren Abonnentenzahl verhältnismäßig bedeutend war. Als nun beide Blätter verschmolzen, daß heißt, die Leser der Schlesischen Presse auf den Bezug der Breslauer Zeitung verwiesen wurden, mußten auch die Abonnenten der Kleinen Ausgabe dieses Blattes beliefert werden. So erschien denn vom 1. April 1882 ab von der Breslauer Zeitung eine Sonderausgabe, die in der Weise hergestellt wurde, daß in der Morgenausgabe das Feuilleton wegfiel, und dafür aus der Mittagsnummer der großen Ausgabe die Romanfortsetzung und aus der Mittags- und aus der Abendausgabe die wichtigsten Nachrichten eingeschoben wurden. Dabei war man ängstlich bemüht, die Kleine Ausgabe nicht allzu reichlich zu versorgen, um nicht die Große Ausgabe zu schädigen. Es wurde für wichtig gehalten, daß diese Tagesausgabe nicht das volle Feuilleton und die Kursangaben erhielt, auch fand der Vertrieb nur in Breslau selbst statt; ein Postabonnement wurde nicht eingeführt.

Der neue Verlag schuf hierin allmählich Wandel und ging mehr und mehr dazu über, diese Kleine Ausgabe, später „Tagesausgabe“ oder postalisch „Ausgabe B“ genannt, weiter auszubauen. Diese Sonderausgabe wurde nun mit einem Ergänzungsbogen versehen und auch Postabonnenten zugänglich gemacht, ja, eine lebhafte Werbetätigkeit gerade für diese Ausgabe ins Werk gesetzt, die dann auch guten Erfolg hatte. Heute ist die Auflage der Tagesausgabe stärker als die der Großen Ausgabe (postalisch „Ausgabe A“), und der Verlag hat sich über diese Einrichtung nicht zu beklagen. Die Breslauer Zeitung vermochte dadurch in weitere Kreise des Publikums zu dringen, und ihr politischer Einfluß wie ihre geschäftliche Grundlage erfuhren eine wesentliche Ausdehnung und Verstärkung.

Die politische Haltung der Breslauer Zeitung bewegte sich völlig im Rahmen der Freisinnigen Volkspartei, wie das von einem ausgesprochenen Schüler und unbedingten Verehrer Eugen Richters, als den sich Emil Walter stets freudig bekannte, nicht anders zu erwarten war. Eugen Richter blieb auch in der Folge mit seinem wöchentlichen Leitartikel, der regelmäßig am Montag Abend oder Dienstag früh erschien, bis zu seiner letzten Erkrankung ein ständiger Mitarbeiter der Breslauer Zeitung. Später, nach seinem Tode, wurde Carl Kundel, der treueste Mitarbeiter Eugen Richters und einer der genauesten Kenner der Parteiverhältnisse, dessen Nachfolger, um die Leser der Breslauer Zeitung von der Zentralstelle aus über die laufenden Vorgänge innerhalb der Partei zuverlässig zu unterrichten.

Mit dem 1. Januar 1895 trat als Geschäftsführer und Redakteur Lothar Lindner in den Verband der Breslauer Zeitung ein, der alsbald eine überaus rührige Tätigkeit entwickelte. 1854 in Breslau als Sohn eines angesehenen Buchdruckers geboren, in dessen Werkstatt seinerzeit auch die Schlesische Presse gedruckt worden war, übernahm er nach seines Vaters Tode das väterliche Geschäft, das er dann aber verkaufte. Weniger kaufmännisch als journalistisch veranlagt, formte er zunächst den Handelsteil gründlich um, bemüht, diesen Zweig der Zeitung sowohl hinsichtlich des Nachrichtenmaterials wie der kritischen Beurteilung der Handels- und Finanzlage auf die volle Höhe zu bringen. Aber damit begnügte er sich nicht, er verfügte über eine ungewöhnlich geistige Beweglichkeit und eine erstaunliche Belesenheit, die durch ein fast nie versagendes Gedächtnis um so fruchtbarer gemacht wurde. Ich habe kaum einen Menschen kennen gelernt, den man auf den verschiedensten Gebieten so erfolgreich, gleichsam als ein wandelndes Konversationslexikon, hätte in Anspruch nehmen können, ob es sich um Namen, Tatsachen oder Zahlen handelte. So war er der gegebene Redakteur für die journalistische Kleinkunst: „Vermischtes“, „Kleine Chronik“ und dergl. Daneben kannte er Wesen und Geschichte seiner Vaterstadt aufs genaueste, und so war er es denn, der die allsonntäglichen „Breslauer Streifzüge“ einführte: Schilderungen aus Alt- und Neu-Breslau und seiner Umgebung, wobei er in dem Garteninspektor Berthold Stein einen Mitarbeiter heran-

zog, der zu solcher Aufgabe besonders geeignet war. Berthold Stein, ein Sohn des „Alten Stein“, hatte der Breslauer Zeitung schon wiederholt wertvolle Beiträge geliefert, zumeist Plaudereien aus dem botanischen Gebiete, auf dem er durch praktische Arbeit und wissenschaftliche Ausbildung wohl unterrichtet war. Da er ferner seinem Vater bei der Überarbeitung von dessen Geschichte Breslaus vielfach hilfreich zur Hand gegangen war, so war er auch mit der Überlieferung und den gegenwärtigen Zuständen seiner Vaterstadt gründlich vertraut. Dazu kam, daß er die Findigkeit und Rührigkeit eines Berichterstatters in hervorragendem Maße besaß und eine flinke Feder führte. Neben jenen „Streifzügen“ und zahlreichen anderen Artikeln lokaler Natur wurden besonders gern seine allwöchentlichen Marktberichte gelesen, bei denen ihm seine Erfahrungen und Kenntnisse auf dem Gebiete des Gartenwesens trefflich zustatten kamen. Als er am 27. Februar 1899, erst einundfünfzigjährig, starb, übernahm diesen Teil seiner Tätigkeit Frau Hedwig Barsch-Wigger, die treue Lebensgefährtin von Paul Barsch, dem bekannten Dichter und Journalisten, der bis auf den heutigen Tag ein reger und verehrter Mitarbeiter unserer Zeitung ist. Frau Barsch-Wigger, ebenfalls eine vielseitige Schriftstellerin und Dichterin, starb am 28. November 1918 im fünfundsechzigsten Lebensjahre.

War die Zeitung redaktionell unter Walters Oberleitung, der Mithilfe Lothar Lindners, unter der Feuilletonredaktion von Dr. Paul Hamburger, der zugleich auch die Lokalpolitik bearbeitete, während den übrigen lokalen Teil und das Gerichtliche Dr. Stanjek und dann (seit 1896) S. Gottschalk redigierten, im besten Zuge und im wachsenden Ansehen, so hielten die geschäftlichen Erfolge nicht gleichen Schritt mit dieser Aufwärtsbewegung. Bei Lothar Lindner als Geschäftsführer, der im Zeitungswesen keinerlei Erfahrungen hinter sich hatte, überwogen bei weitem die journalistischen Interessen die kaufmännischen, für die sein reger Geist auch viel zu unstet und sprunghaft war. Die neuen Besitzer der Breslauer Zeitung aber unter Führung des hochgesinnten Herrmann Haber, so vortreffliche Männer sie durchweg waren, hatten nur leider alle den Fehler, daß sie dem Zeitungswesen ganz fern standen und eine vielköpfige Gesellschaft darstellten, die für die Breslauer Zeitung zwar das wärmste und



Herrmann Haber

wohlwollendste Interesse, aber weder hinlängliche Zeit noch Erfahrungen für dieses Sondergebiet zur Verfügung hatten. So trugen sich Herrmann Haber und seine Freunde mit Sorgen, die nicht gemindert wurden, als Emil Walter im Sommer 1896 dem Ruf an die Königsberger Hartungsche Zeitung folgte. Walter empfahl mich als seinen Nachfolger, und so trat ich am 1. Juli 1896 an seine Stelle.

---



## Die Breslauer Zeitung von 1896 bis zum Weltkriege

Hier endet meine Aufgabe, eine kritische Geschichte der Breslauer Zeitung zu schreiben. Was nun unter meiner Leitung geschehen, gehört eben noch nicht der Geschichte an, sondern ist Gegenwart, in der ich mit meinen Mitarbeitern noch fortwirke. Möge nach fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren, wenn wir nicht mehr sein werden, einer unserer Nachfolger diese Geschichte fortsetzen. Von jetzt an beschränke ich mich darauf, einen Überblick über die äußere Entwicklung der Zeitung und den Kreis ihrer Mitarbeiter zu geben, womit noch einige Erinnerungen, zumal aus den Jahren des Weltkrieges, verknüpft sein sollen.

Kurz nach meinem Eintritt in die Redaktion der Breslauer Zeitung schied zu meinem lebhaften Bedauern Dr. Paul Hamburger aus, um nach Berlin überzusiedeln, wo er indes unser dauernder politischer Mitarbeiter blieb. Ich übernahm demnach außer der Oberleitung und der allgemeinen Politik auch die Bearbeitung der Lokalpolitik und besuchte ständig die Stadtverordneten-Versammlungen, über die den ausführlichen Bericht Arthur Petras (†) lieferte.

Für das Feuilleton gewannen wir Hans Heilmann (geb. am 27. September 1859 in Beerberg, Kreis Lauban i. Schles.). Heilmann, der bei der Entstehung der jungen Literatur gewissermaßen Pate gestanden, mit den Dichtern und Kritikern der neuen Richtung engste Fühlung hatte und, seinen Jahren zuwider, in jenen Kreisen als „Papa“ verehrt wurde, war zugleich ein ebenso tiefgründiger Musikkenner. Seine originellen, auf äußerster Feinfühligkeit beruhenden Kritiken erregten bald allgemeines Aufsehen und, wie das bei überlegenen Rezensenten immer der Fall ist, begeisterten Beifall auf der einen und heftigen Widerspruch auf der anderen Seite. Das Gleiche galt von den Berliner Briefen, die jetzt Alfred Kerr schrieb, der mit seinen übermütigen,

prickelnden, scheinbar stillosen, tatsächlich aber mit künstlerischer Feinheit komponierten Plaudereien das literarische und jugendliche Publikum ebenso fesselte, wie sich in den „gesetzten Kreisen“ ein wahrer Sturm der Entrüstung erhob, der sich allmählich zwar milderte, aber doch nicht ganz erlosch, bis Kerr zu Beginn des neuen Jahrhunderts zum „Tag“ übertrat und seine Mitarbeiter-schaft an der Breslauer Zeitung aufgab.

### Dr. Jon Lehmann

Schon Herrmann Haber hatte sich mit dem Gedanken getragen, die Breslauer Zeitung in die Hände eines parteipolitisch zuverlässigen Fachmannes übergehen zu lassen, und Verhandlungen waren bereits angeknüpft worden, da es an Bewerbern um einen so begehrten Besitz nicht fehlen konnte. Als nun im Februar 1897 Haber gestorben war, wurde der Wunsch, die Zeitung zu veräußern, unter den Gesellschaftern noch dringender. Es trat jetzt als Käufer Dr. Jon Lehmann auf, mit dem man alsbald über den Kaufpreis einig wurde.

Dr. Lehmann verpflichtete sich, an dem politischen Charakter der Zeitung, als eines Organes der Freisinnigen Volkspartei, nichts zu ändern, und, gewissermaßen als Bürgschaft hierfür, die redaktionelle Leitung in meinen Händen zu belassen. Die Gesellschaft beschloß nun am 31. März ihre Auflösung und bestellte zum Liquidator Adolf Heilberg. Formgemäß war die Liquidation erst am 13. Juni 1902 beendet. Der Besitz der Zeitung ging aber schon am 2. April 1897 auf Dr. Lehmann über. Der neue Verlag wurde unter diesem Datum als „Verlag der Breslauer Zeitung Dr. J. Lehmann“ in das Firmenregister eingetragen. Da Dr. Lehmann in Berlin wohnte und schon deshalb eine bevollmächtigte Vertretung in Breslau notwendig war, so erhielt ich mit Lothar Lindner Kollektivprokura (amtsgerichtliche Eintragung vom 3. April, Bekanntmachung in der Breslauer Zeitung am 11. April).

Wer ist Dr. Lehmann? Diese Frage schwebte damals auf aller Lippen. In Breslau war er gänzlich unbekannt, und auch in Berlin war in jener Zeit sein Name noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Jonas Lehmann war am 19. September 1865 in

Mainz als Sohn des bekannten jüdischen Gelehrten Dr. Markus Lehmann geboren. Er besuchte das Gymnasium in Mainz, dann die Hochschule in Darmstadt und die Universitäten in München, Zürich und Heidelberg, wo er unter Kuno Fischer promovierte. Journalistisch hatte er sich als Leiter eines Wiesbadener Blattes betätigt. Er wurde ein fruchtbarer Schriftsteller: 1901 erschien unter dem Pseudonym Hans Wellberg sein Drama „Thomas Bekket“, das im Breslauer Stadttheater seine Uraufführung erlebte, und dann eine Reihe von Romanen und Lustspielen, die auf der Bühne Glück machten, so „Das Lied vom braven Mann“ 1906, „Das Ungeheuer“, das die Zensur anfänglich unter allzu zarter Rücksichtnahme auf Rußland verboten hatte, 1907, und das ernste Versdrama „Flammenzeichen“ 1909.

Nach seinem frühen Tode am 4. Dezember 1913 widmete ihm die Breslauer Zeitung einen Nachruf, in dem es hieß:

„Was Dr. Lehmann uns, was er der Breslauer Zeitung gewesen, dafür haben wir bereits Zeugnis abgelegt, als wir das neunzigjährige Jubiläum der Breslauer Zeitung begingen. Wir schrieben damals: „In eine neue Ära eines nunmehr entschiedenen, raschen und dauernden Aufschwunges trat die „Breslauer Zeitung“, als sie im Frühjahr 1897 von Dr. Jon Lehmann erworben wurde. Die Redaktion der Breslauer Zeitung möchte es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle und bei diesem Anlaß mit allem Dank festzustellen, daß sie sich unter dem neuen Verleger jederzeit einer Freiheit zu rühmen gehabt hat, wie sie für andere Zeitungen vorbildlich sein sollte. Wir verdanken unserem Verleger eine große Zahl wertvoller Anregungen, wie sie seinem sicheren Überblick über das gesamte Preßwesen in reicher Fülle entspringt. Aber wir haben uns in unseren Überzeugungen in allen diesen Jahren auch nicht ein einziges Mal beengt gefühlt. Solche Freiheit stählt die Kraft und beflügelt die Arbeitsfreude. Und da seit dem Jahre 1897 durch den neuen Verleger auch die geschäftliche Leitung der Zeitung in die Hand eines geschulten und erfahrenen Fachmannes kam, so freuen wir uns, am heutigen Tage festzustellen, daß wir das Jubiläum eines Unternehmens feiern, das sich seiner Blüte und seines dauernden, kräftigen Gedeihens bescheidenen Stolzes rühmen kann.“ Diesen Dank, den wir damals dem Lebenden abstatteten, können wir heute mit tiefer Wehmut dem

allzufrüh Verstorbenen nur nochmals, aber verstärkt und vertieft, nachrufen. Wir dürfen heute hinzufügen, daß Dr. Jon Lehmann nicht nur einer jener modernen Verleger war, die auf der Höhe des Verständnisses alles dessen stehen, was der deutschen Journalistik not tut, sondern daß wir an ihm auch allezeit einen gütigen Chef gehabt haben, der zu seinen Redakteuren im Verhältnis eines wohlwollenden Freundes stand, der sich stets bereit finden ließ, jedermann gerecht zu werden."

In der Tat hatte es sich, als Dr. Lehmann den Besitz der Breslauer Zeitung erworben hatte, bald herausgestellt, daß das gesicherte Kapital, das in dem inneren Werte der Breslauer Zeitung ruhte, nur durch eine im Zeitungsfachwesen kaufmännisch geschulte oder doch gut beratene Kraft flüssig gemacht zu werden brauchte, um alsbald auch finanziell zu den besten Ergebnissen zu führen. Die Breslauer Zeitung erlebte rasch einen neuen, geschäftlichen Aufschwung, der sich dann dauernd fortsetzte. Während Dr. Lehmann, wie hervorgehoben, der Redaktion in ihrem Schaffen völlig freie Hand ließ und sich an der redaktionellen Mitarbeit höchstens mit eigenen Beiträgen: Romanen, Feuilletons, gelegentlichen Berliner Theaterbesprechungen beteiligte, griff er in den geschäftlichen Betrieb mit fester Hand ein. Es wurde überall nachgeprüft, wo Ersparnisse in dem Sinne möglich seien, daß man alles Notwendige und Wünschenswerte billiger und besonders besser beziehe, als bisher. Es zeigte sich, daß man auf diese Weise an Druck und Papier, aber auch an Nachrichtenmaterial und vielen sonstigen Einzelheiten der Geschäftsführung große Summen sparen und die Qualität der Zeitung noch verbessern konnte. Mit den erfreulichen Jahresabschlüssen, die bald folgten, ging dann von seiten der Redaktion eine weitere Verjüngung in der Ausgestaltung und Anordnung des Stoffes Hand in Hand. Die Depeschen wurden übersichtlicher gegliedert. Seit Ende 1905 wurden die letzten und wichtigsten Depeschen im Umfange einer Halbspalte an die Spitze der ersten Seite gestellt, und seit Oktober 1910 ein sogenannter „Spiegel“, eine kurze Angabe des Hauptinhaltes der Zeitung zugefügt, eine Einrichtung, die aber nach Jahresfrist wieder aufgegeben ward, damit der entsprechende Raum für weitere Depeschen frei wurde. Zu dem

Leitartikel kamen häufigere Zwischenartikel, und die Polemik wurde flotter gestaltet, namentlich auch in der Kommunalpolitik.

Besondere Aufmerksamkeit wurde auch dem literarischen Teil gewidmet, wozu auch die Bücherbesprechungen gehörten. Die Behandlung der Literatureingänge gehört zu den schwierigsten Aufgaben einer größeren Zeitung. Das eingesandte Material, von dem der bei weitem überwiegende Teil von recht geringem Werte zu sein pflegt, sodaß schon eine bloße Titelanführung eine Versündigung an der Zeitung und an der Leserwelt wäre, ist derartig groß, daß allein die vorläufige Sichtung und Verteilung an geeignete Mitarbeiter eine erhebliche Mühewaltung verursacht, um wieviel mehr die sorgfältige kritische Sondierung der Spreu von dem Weizen. Bei der Breslauer Zeitung gingen schon damals jährlich etwa 1200 Rezensions-exemplare ein, von denen natürlich nur ein Teil zur Anzeige oder Besprechung gelangen konnte. Seit 1905 (29. Januar) führten wir eine wöchentlich erscheinende besondere Rubrik „Literarische Rundschau“ ein, um den Lesern unsere Buchbesprechungen in zusammengefaßter Übersichtlichkeit zu bieten. In den Sommermonaten wechselte dann diese Literarische Rundschau mit einer Reiserundschau, die sich auf das heimatliche Gebiet beschränkte.

Die vielumstrittene Frage der Namensnennung von Verfassern der Zeitungsartikel, über die, was auch in Fachkreisen nicht allgemein bekannt ist, eine ganze Literatur besteht, lösten wir praktisch in dem Sinne, daß wir von 1902 ab dazu übergingen, auch die politischen Artikel grundsätzlich mit dem Namen der Verfasser zu zeichnen. Den ersten Artikel dieser Art vom 2. November versah die Redaktion mit folgender Fußnote: „Wenn unsere Leser den vorstehenden Artikel mit dem Namen des Verfassers gezeichnet finden, so haben sie darin den Anfang eines Gebrauches zu erblicken, den wir ständig beizubehalten beabsichtigen. Die Frage, ob es zweckmäßig, ja ob es durchführbar ist, auch politische Artikel regelmäßig mit dem Namen des Autors zu veröffentlichen, wird in den journalistischen Fachkreisen seit einiger Zeit lebhaft diskutiert, und die Meinungen stehen sich geteilt gegenüber. Wir stellen uns auf die Seite derer, die dafür halten, daß die Namenszeichnung auch bei



politischen Leitartikeln sowohl der Publizistik wie den Publizisten zu wesentlichem Vorteile gereichen muß und, nachdem wir uns überzeugt haben, daß der Durchführung einer solchen Reform unüberwindliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen, wollen wir den theoretischen Erwägungen nun auch die Praxis folgen lassen. Wir hoffen, damit an unserem Teile zu einer, wie wir glauben, wünschenswerten und nicht unwesentlichen Reform in der deutschen Journalistik beizutragen."

Eine weitere bedeutende Ausdehnung erhielt der Handelsteil. Der telegraphische Auszug aus dem Kurszettel der Berliner Börse nahm seit 1904 eine ganze Seite ein, und immer neue Kunstmittel der Typographie wurden angewandt, um die Zahl der Kurse auf demselben Raume, den wir der Übersichtlichkeit wegen nicht gern überschreiten wollten, zu vermehren. Unser Börsenvertreter in Breslau war noch immer Adolph Heymann, der sich jetzt auf diesen Teil seiner Mitarbeiterschaft beschränkte. Neben ihm lieferte die Berichte über Generalversammlungen und Aufsichtsratssitzungen der vereidigte Kursmakler und Journalist Moritz Kiefer, sowie der vereidigte Börsensensal Bruno Luft. Als Kiefer am 18. Mai 1900 und Heymann am 30. Juni 1901 verstarben, trat Luft an die Stelle beider. Auf dem Gebiete der Schlesischen Webeindustrie unterrichtete uns Kaufmann Gustav Wiener (gestorben Ende Juni 1901), über den oberschlesischen Industriebezirk Dr. Schürmann u. a. Nach Lindners Tod im November 1908 wurde Otto Haja unser Handelsredakteur, der aber schon 1912 unheilbar erkrankte, und nunmehr übernahm die Redaktion des Handelsteils unser bisheriger Lokalredakteur S. Gottschalk (geb. am 16. Februar 1858), der schon bisher im Handelsteile mitgearbeitet hatte und gegenwärtig der dienstälteste Redakteur unserer Zeitung ist.

Unsere Berliner Vertretung hatte bei meinem Amtsantritt ein Redakteur der Nationalzeitung nebenamtlich versehen. Auf Anregung von Dr. Lehmann lösten wir dieses Verhältnis und gingen eine nähere Verbindung mit dem Depeschembüro Herold ein, das gerade damals seinen Ausbau begann. Für den Handel wurden unsere Vertreter in Berlin Dr. Wittenberg und dann Dr. Tischert und Max Markuse. Die Parlamentsberichte bezogen wir zuerst durch das Büro Bäckler und dann durch

das G u t t m a n n ' s c h e Büro. Ständige parlamentarische Berichterstatter blieben bis zum Ausbruch des Krieges Dr. Paul Hamburger und „Ekdal“, ein Berliner Redakteur. In der politischen Redaktion folgte als zweiter Redakteur neben mir auf Theurer Kollege C a r l R e m p e l, jetzt an der Königsberger Hartung'schen Zeitung. An seine Stelle trat im Juni 1898, für den politischen Dienst auf der Journalistentribüne der Parlamente wohl vorbereitet und außerdem Dichter und Theaterfreund, J a c o b S c h e r e k, der bis zum 1. April 1906 bei uns blieb und dann an die Königsberger Hartung'sche Zeitung berufen wurde. Wir ersetzten ihn durch Dr. O s k a r W i l d a (geb. 31. Dezember 1862), den langjährigen Redakteur der Zeitschrift „Nord und Süd“.

Ständig an mich gelangende Gesuche junger Leute, die sich dem Journalismus widmen und zu diesem Behufe als Redakteure gründlich ausgebildet werden wollten, veranlaßten mich, in der Redaktion eine Volontärstelle einzurichten, wobei es Bedingung war, daß die Lehrzeit nicht zu lange, jedenfalls nicht über zwei Jahre hinaus ausgedehnt werden sollte. Diese Anfänger wurden im politischen oder lokalen Teil der Redaktion beschäftigt und, sobald es anging, auch für den Schluß- und Nachtdienst verwandt. Der erste dieser Volontäre, N e u m a n n, von liberalen Parteifreunden warm empfohlen, ging dann ins konservativ-antisemitische Lager über; andere erwiesen sich trotz guter wissenschaftlicher Vorbildung als ungeeignet für den journalistischen Beruf, der von seinen Jüngern eine ganz besondere Veranlagung erheischt: es kann jemand gründlich gebildet, geistreich und auch schriftstellerisch wohl befähigt und doch ein sehr schlechter Journalist sein. Wieder andere traten zu ihrem ursprünglichen Studienfache zurück: so wurde P o s n e r (1899) juristischer Repetitor und dann Rechtsanwalt; D. T h u r o w, in Rußland geboren, ist heute zionistischer Organisator in Palästina. Bei dem Zeitungswesen verblieben u. a. K o s l o w s k y (1899), der dann als Leiter der Agentur vom Wolff-Büro in Hannover leider früh verstarb, Richard L ö w e (1900), B r a u n e r t (gestorben 1903), Dagobert B r a c h m a n n (1903 bis 1904), jetzt Inhaber der Schweidnitzer Zeitung, Otto S ö f f i n g (1904 bis 1906) und Dr. Arthur W o l f. F r a n z D a u (1906 bis 1908), der zunächst im Lokalen, dann im

politischen Teil arbeitete und den Nachtdienst versah, wurde im Herbst 1908 Chefredakteur des Memeler Dampfbootes, übernahm 1913 die Leitung des politischen Teiles der Breslauer Morgen-Zeitung, wurde 1914 erster politischer Redakteur der Breslauer Zeitung und kehrte Ende 1918 als Chefredakteur an die Breslauer Morgen-Zeitung zurück. — Ferner gingen aus der Schule der Breslauer Zeitung hervor Lothar Stark, Waldemar Gröhn (1908 bis 1909), Leo Stahl (1908 bis 1910), jetzt in dem Berliner Büro der Frankfurter Zeitung, Oskar Schwonder (seit 1909), jetzt an der Königsberger Hartung'schen Zeitung, Herbert Lepère (seit 1910), der dann an die Breslauer Morgen-Zeitung ging, bei Ausbruch des Weltkrieges mit voller Begeisterung zu den Fahnen eilte und sich alle Kriegsjahre hindurch mit eiserner Zähigkeit in Rußland schlug. Ferner: Erich Leo, Michaelis, Zameit, Paul Keil, Skrobotz (1910 bis 1911). Otto v. Hoerner (aus Kurland) war 1910 bis 1914 als zweiter Lokalredakteur tätig und bearbeitete daneben die russische Politik. Zweite Lokalredakteure waren längere Zeit bei uns Fritze und dann Schardt (1913). Dr. Langenstraßen trat im Oktober 1911 bei uns ein, ging im Mai 1912 an die Breslauer Morgen-Zeitung, diente dann sein Militärjahr ab und kehrte Oktober 1913 wieder zu uns zurück. Er wurde beim Ausbruch des Weltkrieges sofort einberufen und schrieb uns während des Feldzuges erst als Gefreiter, dann als Unteroffizier und Offizier, ausgezeichnete Feldpostbriefe als einer derer, die fast den ganzen Weltkrieg hindurch im Westen, stets im vordersten Feuer, mitgemacht haben. Erst seine zweite schwere Verwundung veranlaßte seine Rückkehr. Ferner erlernten die Journalistik bei uns Maczewski (1914) und Bruno Hochbein, jetzt Leiter der Oberschlesischen Grenzzeitung.

Telephonstenographen waren Schumm (jetzt in Hamburg), Milde (1905 bis 1906), Gembs (1906 bis 1907), Karbstein, Siegert (1908 bis 1918).

Zu den ständigen Lokalmitarbeitern gehörten vor allem Paul Barsch, an dessen fünfzigstem Geburtstage (16. März 1910) bei der ihm zu Ehren veranstalteten Feier im Stadttheater, die zunächst dem Dichter galt, auch seiner journalistischen Begabung besonders gedacht wurde, seine Gattin Hedwig Barsch-

Wigger, seine Tochter Julia und deren jetziger Gatte Paul Gatter, sodann stud. med. Adolf Weiß, der Kunsthistoriker und Muther-Schüler Dr. Fritz Wolff, der dann ebenso, wie Alexander Engel, nach Berlin ging, Leo Erichsen, sowie der schon erwähnte Fischer-Gesellhofen als Gerichtsberichterstatte, ferner Ludwig Manasse, Förster und nach seinem Tode dessen Gattin. Während des Krieges trat noch hinzu Dr. A. H. Rose. Ein Führer durch die landschaftlichen Reize Schlesiens wurde Max Rüdiger, dessen „Winke für Ausflüge um Breslau und in die Schlesischen Gebirge“ dann auch im Buchhandel erschienen sind. Die Breslauer Lokalgeschichte bearbeitete Karl Obst (O. Karl), über Wetter und Himmelserscheinungen berichteten Prof. Dr. Julius Franz (gest. 28. Januar 1913), Otto Fröhlich (im Felde gefallen) und Dr. Rechenberg.

In der Feuilletonredaktion verließ uns im Frühjahr 1899 Hans Heilmann. An seine Stelle trat Dr. Hermann Hamburger, der Bruder von Dr. Paul Hamburger. Am 15. Februar 1862 in Breslau geboren, besuchte er unser Elisabeth-Gymnasium, war auch einige Jahre, ohne innere Neigung, praktischer Arzt und widmete sich dann der freien Schriftstellerei, zu der ihn seine ganze Veranlagung drängte. Er kam zu uns aus Hamburg und übernahm neben der Feuilletonredaktion und der Theaterkritik auch die Leitung der Lokalpolitik. Mit seiner geistreichen Vielseitigkeit und der Leichtigkeit seiner Feder schrieb er auch den größten Teil der Breslauer Streifzüge anstelle des verstorbenen Berthold Stein. Nach dem Tode Lothar Lindners erhielt er (am 4. März 1909) mit mir Kollektivprokura für die Breslauer Zeitung, und wurde zugleich deren geschäftlicher Leiter.

An der Spitze der Expedition stand nach Oskar Zucholds Ausscheiden (April 1905) Neuendorff, der aber schon im April 1907 an einem Lungenleiden verstarb, dann Bender, der noch im Oktober desselben Jahres einer schweren Krankheit erlag und durch Albert Runge, unseren heutigen Geschäftsführer, ersetzt wurde.

Die Musikkritik ging, je mehr die Erkrankung von Professor Bohn fortschritt, und namentlich, nachdem ihm ein Bein abgenommen werden mußte, mehr und mehr auf Dr. Georg Münzer über. Es kam hinzu, daß Dr. Hermann Hamburger

für die Theater- und Musikbesprechungen die Nachtkritiken einführte, während sich die Zeitung bis dahin auf kurze Vornotizen für den folgenden Tag beschränkt hatte. Professor Bohn konnte solche Nachtarbeit nicht mehr zugemutet werden, und so übernahm die Opernkritik Georg Münzer ausschließlich. Er war am 8. September 1866 in Breslau geboren, besuchte das hiesige Friedrichs-Gymnasium, studierte in Breslau und Berlin und erwarb 1890 den Doktorgrad mit einer Dissertation „Beiträge zur Konzertgeschichte Breslaus am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts“. Dr. Münzer siedelte dann nach Berlin über, sandte uns von dort noch wertvolle Musikbriefe, verstarb aber schon am 24. April 1908. An seine Stelle trat nun Paul Mittmann, der schon seit 1901 für die Breslauer Zeitung als Musikkritiker tätig gewesen war; im Dezember 1905 hatten wir ihn zu der Uraufführung von Richard Strauß' „Salome“ nach Dresden entsandt und dabei seine gründliche Kennerschaft und musikschriftstellerische Begabung hinlänglich erprobt. Außer ihm wirkten für uns vorübergehend Hugo Markt, Musikdirektor Emil Dercks (gest. 5. November 1911), und dann dauernd Egmont Pollak und Paul Plüddemann, der insbesondere durch seine Besprechungen der Konzerte des Orchester-Vereins hervortrat.

Die Kunstkritiken übernahm nach der Berufung von Prof. Semrau an die Universität Greifswald (1907) unser bekannter Kunstmaler und Meister in der Schwarzweißkunst Siegfried Laboschin, wobei wir Wert darauf legten, in der Kunstkritik auch einmal einen ausübenden Künstler selbst zu Worte kommen zu lassen, in der Voraussetzung, daß gerade der Schaffende mancherlei von den Geheimnissen schöpferischer Werkstätigkeit zu offenbaren hat, was sich dem nur Beschauenden doch nicht oder wenigstens nicht unmittelbar erschließt.

\* \* \*

Die Zahl der außerhalb der Redaktion stehenden Mitarbeiter soll hier nicht vollständig aufgeführt werden, wohl aber will ich wenigstens die Namen derjenigen nennen, die uns durch ihre Mitwirkung zu besonderem Dank verpflichtet haben. Zugleich aber möchte ich den Beweis erbringen, daß die Redaktion bemüht gewesen ist, ihre Leser mit den Vertretern der unendlich bunten und vielseitigen Schriftstellerwelt soweit bekannt zu machen, als



es nach Maßgabe des Rahmens und der Richtziele der Breslauer Zeitung irgend möglich war.

Von den politischen Mitarbeitern, die zu dem früher erwähnten bewährten Stabe hinzutraten, nenne ich an erster Stelle Dr. Otto Ehlers. Am 3. Februar 1855 im Großherzogtum Oldenburg geboren, hatte er Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft studiert und war von 1879 bis 1889 Syndikus der Handelskammer in Posen gewesen. Dann wurde er leitender Redakteur der Breslauer Morgen-Zeitung und verblieb in dieser Stellung bis in die Mitte der neunziger Jahre. Seine wissenschaftlichen Neigungen trieben den Vierzigjährigen noch einmal als Studenten auf die Universität, und dieses zweite Studium beendigte er mit einem glänzenden Doktorexamen. Er ließ sich nun als Schriftsteller in Berlin nieder und wurde 1902 Syndikus der inzwischen neugebildeten Handelskammer in Berlin. Im Jahre 1910 wurde er in Breslau ins preußische Abgeordnetenhaus und nach einer Ungültigkeitserklärung seiner Wahl 1911, sowie bei der Neuwahl 1913 wiedergewählt. Er war ein Bruder des Danziger Oberbürgermeisters Heinrich Ehlers, der vor ihm ebenfalls Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses gewesen war. Otto Ehlers starb am 27. Juni 1917.

Für die Breslauer Zeitung schrieb Ehlers wöchentlich zwei Leitartikel, immer kurz und knapp gehalten, voll von Geist und treffender Satire, ein Plauderer eigener Art, dessen Stil aus lauter aneinandergereihten fesselnden Bemerkungen zu bestehen schien, die doch durch einen gemeinsamen Grundgedanken zusammengehalten wurden und treffsicher bewiesen oder in bestimmter Färbung beleuchteten, worauf es ankam.

Sodann befruchtete sowohl den politischen wie den lokalen Teil mit immer neuen Anregungen Wilhelm Wetekamp. Geboren am 4. September 1859 zu Lippstadt, wirkte er an unserem Heiligen Geist-Gymnasium und -Realgymnasium, und vertrat von 1893 bis 1903 Breslau im Preußischen Abgeordnetenhaus. Er kann als der eigentliche Begründer der städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen in Breslau gelten, die unter der Amtsführung des Stadtschulrats Dr. P f u n d t n e r rasch emporblühten. Den ersten Artikel für die Breslauer Zeitung schrieb Wetekamp im Frühjahr 1893 über Wechselzöten; die späteren Gegenstände,

die er behandelte, betrafen die Schulreform: Aufhebung der Vor-schulen, Einheitsschule, Koedukation, Mittelschulen; ferner Volksbibliotheken und Lesehallen, Volksheime, Lateinschrift, Zensuren, englische Arbeiterbewegung u. a. mehr. Am 1. April 1903 siedelte Wetekamp als Direktor des Werner Siemens-Gymnasiums nach Berlin-Schöneberg über, und seit der Zeit wurden seine Beiträge seltener.

Ein treuer Mitarbeiter war uns besonders auch Prof. Dr. Karl Doormann. Geboren am 22. Februar 1858 im Kreise Stormarn in Holstein, studierte er Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie und Volkswirtschaftslehre, war dann an den Gymnasien in Schweidnitz, Brieg, Bunzlau und zuletzt in Königshütte tätig. Seit 1907 war er Mitglied des Reichstages für den Wahlkreis Bunzlau-Lüben. Seine gediegenen, sachkundigen und klaren volkswirtschaftlichen Artikel waren uns stets willkommen.

Aus den Kreisen der Abgeordneten erhielten wir außer den genannten regelmäßigen Mitarbeitern: Eugen Richter, Dr. Doormann, Dr. Ehlers, Dr. Müller-Sagan und Wetekamp, gelegentliche Beiträge von Dr. Müller-Meiningen, Gyßling, Zwick, Dr. Schepp, Carl Kanzow, Meyer-Frankfurt, Konietzny und anderen mehr. Berliner politische Briefe schreibt uns neben schon früher genannten Korrespondenten auch Max Lesser, Berlin. Andere Berliner Mitarbeiter auf politischem Gebiet waren Dr. Gustav Lewinstein, der Herausgeber der Deutschen Tabakszeitung, Heinz Krieger, Theodor Kappstein, Dr. Roeder, Carl Schumacher, Eliza Ichenhaeuser, Hermann Schöler, Jacob Scherek, und auch Eduard Goldbeck wußte treffliche Artikel für uns im freisinnigsten Sinne zu schreiben. Erst später deckte ein Prozeß auf, daß er heimlich ebenso geistreich und überzeugungsfrisch auch Artikel für die antisemitische Staatsbürgerzeitung zu schreiben wußte. Dr. Mil Richter-Leipzig behandelte volkswirtschaftliche Fragen, Dr. Lindsay Martin und Dr. Freiherr v. Mackay zumeist das Gebiet der ausländischen Politik und Volkswirtschaft. Die juristische Literatur bespricht für uns muster-gültig Justizrat Dr. Lemberg.

Ein trefflicher Kämpfer auf liberal-kirchlichem Gebiet war der Landeshuter Pastor Rudolf Kobbelt, der sich unter dem Deck-

namen Sincerus oder Sincerus Flaminus verbarg (gestorben am 16. April 1919). Bürgermeister Achilles-Sagan erwies sich auf dem Gebiete der Kreis- und Kommunalpolitik sachkundig und federgewandt.

Aus Wien berichteten uns Dr. Julian Sternberg, dann Richard Charnatz, über Böhmen schrieb Ferdinand Gruner-Trautau, aus Paris Carl Lahm, aus Rom Albert Zacher unter dem Decknamen Salvatore Cortesi (gest. am 12. Mai 1911) und Josef Sonntag; aus den nordischen Staaten Dr. Asche, aus Konstantinopel Dr. J. Auerbach, aus London Menson. Dazu kamen dann noch viele gelegentliche Mitarbeiter, namentlich aus Breslau und Schlesien, und die zahlreichen, man kann fast sagen zahllosen, vervielfältigten Korrespondenzen auf den verschiedensten Gebieten.

Im Feuilleton vertreten finden wir, wenn wir der Zeit nachgehen, Francis Brömel-London, Ernst Eckstein, Karl Eugen Schmidt-Paris, Rainer Maria Rilke, Paul Bourget (deutsch v. Lothar Schmidt), Oskar Höcker, Fortunatus-Wien (Hermann Heim), Paul Ernst, Ernst v. Wolzogen, Frieda Freiin v. Bülow, Prof. Dr. Hermann Cohn-Breslau, E. v. Vely (Emma Simon), Ernst v. Hesse-Wartegg (gest. am 19. Mai 1918), Dr. Jon Lehmann, Carl Kraus-Wien, Henri Albert-Paris, Lothar Schmidt, Helene Stelzner, Wilhelm F. Brand-London, Paul Wilhelm-Wien (Wilhelm Dworaczek), Anton Lindner-Wien, Felix Holländer, Johannes Schlaf, Eugen Isolani, Eduard Engels-München, Olga Wohlbrück, Dr. Alfred Semerau, Georg Muschner-München (gefallen am 4. Oktober 1915), Dr. Käthe Schirmacher, Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger, Georg Brandes, Karl Bleibtreu, Paul Holzhausen, Dr. Hermann, Hans Bethge, Adolf Zimmermann, Leopold Jacobson-Wien, Ricarda Huch, Dr. Max Adler-Paris, Ewald Gerhard Seeliger-Hamburg, Heinrich Hart (gest. am 11. Juni 1906), Adolf Götz-Hamburg, Paul Fechter-Dresden, Dr. Paul Lindau, Dr. Viktor Lederer, Ludwig Klinenberger-Wien, Prof. Dr. Sarrazin, Dr. Herbert Stegemann, Willi Rath, Paul Scheerbart (gest. 14. Oktober 1915), Leo Greiner, Dr. Adolf

Kohut, Dr. Gustav Karpeles (gest. 21. Juni 1909), Ellen Key, Prof. Dr. Wilhelm Ostwald, Hermann Bang - Kopenhagen, Ludwig Hevesi - Wien (Ludwig Schlesinger, gest. 27. Februar 1910), Dr. Ernst Schultze - Hamburg, Hans Benzmann, Julius Hart, Josef M. Jurinek - München, Anna Malberg, Hermann Kienzl, Prof. Otto Hesse, Richard Rieß - München, Dr. Arthur Sakheim - Hamburg, Ludwig Ganghofer u. a.

Berliner Musikberichte sandten uns Moos, Ernst Otto Nodnagel, Erich Urban, Paul Schlesinger, Ludwig Rubiner, M. Diesterweg. Aus Hamburg erhielten wir Musikkritiken von Heinrich Chevalley.

Die bildenden Künste besprachen Elias-Berlin (unter dem Zeichen glu) Anna Lucie Plehn (Deckname Alp), Erich Klossowski, Dr. Fritz Wolff-Breslau, Richard Muther (gest. am 29. Juni 1909), Prof. Dr. Masner, Prof. Dr. Bernhard Patzak.

Unter den heimischen Mitarbeitern sind besonders die Jünger der humoristischen und satirischen Muse zu nennen, die in Schlesien so besonders zahlreich sind, ja eine ganze Schule ausmachen. Ich erinnere nur an Rudolf Löwenstein, David Kalisch, Siegmар Mehring und Fritz Engel. Die Leser der Breslauer Zeitung erfreuten sich wiederholt der flott gereimten und witzigen Verse von Carl Biberfeld, Dr. Hermann Hamburger, Ludwig Sittenfeld (gest. am 14. März 1910), Dr. Franz Treuenfels (†), und Dr. Georg Tarnowski. Sonst seien von den heimischen Mitarbeitern auf dem Gebiete des Feuilletons noch genannt: Dr. Fritz Haber, der berühmte Sohn unseres Stadtrats Siegfried Haber, Götschel-Görlitz (†), Marie Oehlke, Philo vom Walde (Johannes Reinelt, gest. 18. Januar 1906), Richard Wendriner, Kurt Walter Goldschmidt, Dr. Hans Kurella (†), Josef Theodor Glaser (gest. 8. Juni 1906), Rosa Urbach, Paul Albers, Else Wenzig, Paul Keller, Pastor D. Paul Menzel (gest. 5. Dezember 1911), Hermann Stehr, Dr. Willi Cohn, Prof. Dr. Felix Bobertag (gest. 12. Juli 1907), August Friedrich Krause, Martin Ehrenhaus, Dr. Therese Oppler, Dr. Bertha Badt, Arthur Silbergleit u. a. mehr.

Romane lieferten uns u. a. Olga Wohlbrück, Conrad Telmann, Ouida, Felix Holländer, Laura Marholm, Hermann Heiberg, E. Daudet, Friedrich Spielhagen („Selbstgerecht“, „Faustulus“), Daniel Lesueur, Pierre Loti, Reinhold Ortmann, E. Roland, Wilhelm Jensen, Georges Ohnet, Elsbeth Meyer-Förster, Dora Duncker, Rudolf Herzog, Hans Land, Ossip Schubin, Ernst Wichert, Balduin Groller, Gabriele Reuter, Ulrich Frank, Georg Freiherr v. Ompteda, Rudolf Hirschberg-Jura, Carl Busse, Heinrich Lee, Helene Böhlau, Theo v. Torn (Szafranski), Moritz Löb, Stanislaus Lucas, Franz Wichmann, Georg Hirschfeld („Der Wirt von Veladuz“ und „Hans aus einer anderen Welt“), Robert Kohlrausch, Fedor v. Zobeltitz, Georg Hermann („Die Nacht des Dr. Herzfeld“ und „Die geborgte Sonne“), Anny Wotho (gest. am 30. Juli 1919), Dora Lotti (Kretschmer).

\* \* \*

Nach Alfred Kerr schrieb uns die Berliner Briefe zunächst Felix Holländer und dann, seit 1901, Walter Turszinsky. Theaterbesprechungen lieferte uns neben Turszinsky auch der später nach Berlin übergesiedelte Dr. Weyl. Walter Turszinsky war vielleicht unser erster und einziger Berliner Vertreter für das Feuilleton, mit dessen Beiträgen sowohl die Redaktion wie das Publikum in gleicher Weise höchlichst zufrieden waren. Nicht sowohl die Berliner Theaterkritiken, zu denen die Leser in weniger intemem Verhältnis stehen, wie die Plaudereien über die gesellschaftliche, wirtschaftliche, soziale, politische und künstlerische Welt Berlins hatten bei fast allen Verfassern der Berliner Briefe mehr oder weniger Anstoß in diesem oder jenem Betracht erregt. Walter Turszinsky, ein Sohn der Hansastadt Danzig (geb. am 1. Januar 1874), hatte sich völlig in Berlin eingelebt, kannte die Metropole aufs genaueste und wußte mit scharfem Blick, treffendem Witz und behaglichem Humor der Breslauer und schlesischen Lesewelt immer und immer in fesselnder Form gerade das mitzuteilen, was ihr erfreulich, interessant und anregend war. Er starb am 21. Mai 1915, erst einundvierzig Jahre alt. An seine Stelle trat Hermann Kienzl, der sich aber im Wesentlichen auf





Prof. Dr. Emil Bohn



Emil Walter



Dr. Jon Lehmann

die Theaterwelt beschränkte, und ihm folgte Jacob Scherek, nun ausschließlich als Berliner Theaterreferent. Die Lücke, die Walter Turszinsky hinterlassen, füllte, wenn auch in ganz anderer Art, Dr. Ludwig Bauer - Wien, aus, dessen allwöchentliche Feuilletons rasch allgemein beliebt und fast mit Spannung erwartet wurden. Er ging dann während des Krieges nach der Schweiz, setzte von dort noch seine stets im großen Stile gehaltenen psychologischen und soziologischen Menschen- und Gesellschaftsschilderungen fort, bis er 1919 dieser Art schriftstellerischer Betätigung seinerseits müde wurde. Dr. Oskar Wilda übernahm es, an seine Stelle zu treten.

## Besitzwechsel

### Verlag der Breslauer Zeitung Dr. Alfred Oehlke

Wenn ich in der obigen Darstellung teilweise schon vorausgegriffen habe bis in die Zeit während des Weltkrieges und bis in die Gegenwart hinein, so nehme ich jetzt den Faden der Erzählung hinsichtlich der äußeren Geschichte der Breslauer Zeitung wiederum mit dem Ende des Jahres 1913 auf.

Nach dem Tode von Dr. Lehmann leitete ich gemeinsam mit Dr. Hamburger zunächst im Auftrage der Erben die Zeitung weiter, bis eine endgültige Auseinandersetzung erfolgen konnte. Da Dr. Lehmann zugleich auch Besitzer der Breslauer Morgenzeitung gewesen war und keinen Erben hinterlassen hatte, der an seine Stelle treten konnte, so lag es in dem Wunsche sowohl der Witwe wie der stillen Teilhaber des Verstorbenen, beide Zeitungen in andere Hände übergehen zu lassen. Wir wurden dahin einig, daß ich die Breslauer Zeitung und Dr. Hamburger die Breslauer Morgenzeitung übernehmen sollte. Damit verlor ich an Dr. Hamburger einen Kollegen, mit dem ich fünfzehn Jahre hindurch in angenehmster und ersprießlichster Weise zusammengearbeitet hatte. Ich suchte einen Ersatz durch die Übernahme von Kollegen Da u von der Breslauer Morgenzeitung für die Breslauer Zeitung, der nunmehr mein erster politischer Redakteur und zugleich der Leiter der Kommunalpolitik wurde, während Dr. Wilda aus der

Politik zu seinem eigentlichen Fach, dem Feuilleton, überging und zugleich an Dr. Hamburgers Stelle die Theaterkritik für die Breslauer Zeitung übernahm. Die handelsgerichtliche Eintragung der Besitzübergabe an mich erfolgte unter dem 7. August 1914, also gleichzeitig mit dem Beginn des Weltkrieges. Gemeinsame Prokura erhielten: S. G o t t s c h a l k und A l b e r t R u n g e.

---

## Die Breslauer Zeitung im Weltkriege

Von den Schwierigkeiten, die über die Presse in der ersten Zeit nach Ausbruch des Weltkrieges hereinbrachen, kann sich kaum jemand eine Vorstellung machen, der diese ungeheure Erschütterung nicht selbst in leitender Stelle durchlebt hat.

Sehen wir zunächst einmal ab von der Zensur, die sofort mit unerhörter Schärfe über die Presse verhängt wurde. Schon an sich wurden der Presse die gesamten Stoffgebiete entzogen, die bisher ihren Inhalt ausgemacht hatten, und das geschah auf allen Gebieten, im Handel, im Lokalen, im Feuilleton und in der Politik. Alles, was bisher die Zeitungen und ihren Leserkreis interessiert hatte, wurde mit einem Male interesselos. Die Börsen wurden geschlossen, und damit, aber auch sonst, fehlte dem Handelsteil die eigentliche Nährquelle. Im Feuilleton interessierte sich kein Mensch mehr für die Erörterungen historischen, literargeschichtlichen, philosophischen, ästhetischen und ähnlichen Inhaltes, die bis dahin dort gepflogen worden waren. Aus dem lokalen Teil verschwand das Vereins- und Versammlungsleben und vieles, vieles andere, und in der Politik vollends wurden für den Augenblick alle die Fragen gegenstandslos, die bis dahin so eifrig erörtert worden waren. Was galt uns in jenen Tagen Arbeitslosenversicherung und Schutz der Arbeitswilligen, Freihandel und Schutzzoll, Geburtenrückgang und Wahlrecht und der Streit der Parteien überhaupt? Das Wort des Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“ galt schlechthin. Es kam hinzu das völlige Schwinden des Büchermarktes. So reichhaltig später, noch während des Krieges, die Literatur, zumal die Kriegsliteratur wieder wurde, so völlig verödete in jenen Tagen der Verlegermarkt, und es dauerte geraume Zeit, bis er sich den neuen Verhältnissen anpaßte.

Durch diesen radikalen Umschwung, der der Presse gewissermaßen den Boden, auf dem sie bisher gestanden, völlig unter den

Füßen wegzog, wurden auch alle, oder wenigstens der größte Teil der Mitarbeiter, die bisher mit ihren Beiträgen die Zeitungen geistig ernährt hatten, kalt gestellt. Es gab nur einen und zwar ganz neuen Stoff, den Kriegsstoff.

Woher aber diesen Stoff nehmen? Telephon und Telegraph waren in Breslau oft tagelang völlig gesperrt. Auf dem Telegraphenamte saß ein Major als Zensor, der seine Erlaubnis auch zur Verbreitung der Wolffschen Telegramme an die Presse grundsätzlich nicht erteilte. Auf den schüchternen Hinweis, daß diese Wolffschen Telegramme zur Weitergabe an die Presse von den Berliner amtlichen Zentralstellen ausdrücklich bestimmt seien, erwiderte er, das ginge ihn nichts an, er habe seine eigene Meinung, er stehe da im Namen Sr. Majestät, in der Presse würde ohnehin viel zu viel gedruckt. Auf die Bitte, wenigstens den Tatbestand, der aus dieser seiner Stellungnahme sich ergebe, an das Wolfische Hauptbüro in Berlin telegraphieren zu dürfen, verweigerte er auch die Zulassung dieses Telegramms. So blieb denn dem Leiter der hiesigen Agentur des Wolffschen Büros nichts übrig, als nach Berlin zu fahren, was nicht mehr so einfach war, wie bis dahin, sondern viel Zeit erforderte, um Bericht zu erstatten. Nach einigen Tagen wurde denn nun endlich dieser gestrenge Zensor beseitigt, und die Presse in Schlesien erhielt wenigstens wieder einige Telegramme. Bis dahin aber war sie lediglich auf die brieflichen Mitteilungen des Wolffschen Telegraphenbüros angewiesen und auf die Nachrichten, die sie in Berliner Zeitungen fand; denn eigene Korrespondenten in Kriegsangelegenheiten mußten erst beschafft werden. Und das ging bei dem Mangel drahtlichen Verkehrs nicht so rasch, wie es erwünscht gewesen wäre. Es kam hinzu, daß auch die Meldungen der Berliner Blätter in Breslau von der Zensur in weitem Umfange beanstandet wurden, erst sehr viel später erfolgte die Bestimmung von Berlin aus, daß die in Berlin zensierten Nachrichten in Breslau zensurfrei seien, wobei wir sehr bedauerten, daß nicht auch Zeitungen wie die „Kölnische Ztg.“ oder die „Frankfurter Ztg.“ in diese Freigabe mit einbegriffen waren.

Die Folge dieser Zustände war, und nicht nur für die Breslauer Presse, eine weitgehende Uniformierung aller Zeitungen. Da der Kreis der erlaubten Nachrichten und Artikel ein sehr beschränkter war, so konnten die Zeitungen allen ihren Lesern nur denselben



von der Zensur erlaubten Stoff bieten. Das war für die größeren Zeitungen ein recht bedenklicher Zustand. Ihr Ansehen gründete sich auf die größere Reichhaltigkeit und auf die Qualität der redaktionellen Arbeit. Da diese Möglichkeit in der ersten Zeit des Krieges fortfiel, liefen sie Gefahr, von der kleineren, reinen Nachrichtenpresse verdrängt zu werden.

Sehr übel bemerkbar machten sich die fortgesetzten Verkehrsstörungen, durch die die Zeitungsnummern sehr unregelmäßig in die Hände der Postabonnenten kamen, die immer ungeduldiger und ungeduldiger wurden, und in Schlesien dauerten diese Störungen bis Ende des Jahres 1914.

Besonders empfindlich war es auch, daß die auswärtige Post ganz unregelmäßig hier eintraf. Die Ausgabe der einzelnen Zeitungsnummern mußte, wie bisher, genau auf die Minute bei den Bahnpostanstalten erfolgen. Das Material für die Nummern aber lief nicht, wie sonst, zu bestimmten Stunden bei der Redaktion ein. Die Berliner Vormittagspost z. B. kam, wenn überhaupt, sehr oft erst nachmittags, und die Nachmittagspost erst spät abends an. Die Redaktion konnte somit oft erst des Abends und zu einer Zeit mit ihrer Arbeit beginnen, in der diese sonst mit Rücksicht auf die Setzerei und Druckerei nahezu erledigt sein mußte. Und dazu kam noch, daß eine Verschiebung der Züge die Auflieferung namentlich der Morgenblätter um eine volle Stunde früher notwendig machte. Diese Unregelmäßigkeiten bewirkten auch, daß von geordneten Dienststunden keine Rede sein konnte, sondern daß die Redakteure fortdauernd, wo nicht vollzählig, so doch in der Mehrzahl auf der Redaktion im Wartedienst verharren mußten.

Eine Erlösung war es, als endlich der erste Tagesbericht des Generalquartiermeisters von Stein am 24. August eintraf und als bald eine regelmäßige Ausgabe dieser Berichte zu einer bestimmten Tagesstunde einsetzte.

Sehr schmerzlich empfunden wurde es, daß im ersten halben Jahre der Kriegsführung alle Feldpostbriefe von der Veröffentlichung grundsätzlich ausgeschlossen waren. Es war das eine Bestimmung, die noch aus dem Jahre 1870/71 herstammte, und die damals zwar bestanden hatte, aber nicht innegehalten worden war, da es während des französischen Krieges Zensurbehörden in dem jetzigen Sinne und Umfange nicht gab. Erst später wurde die Ver-

öffentlichung der Feldpostbriefe, nach vorausgegangener Zensur, gestattet, und jedermann wird zugeben, daß diese Feldpostbriefe mit zu dem Besten gehören, was während des ganzen Krieges in der deutschen Presse veröffentlicht worden ist. Es war geradezu erstaunlich, von welcher Frische und Anschaulichkeit, wie packend und fesselnd, wie journalistisch gewandt diese Schilderungen waren, die meist nicht entfernt zur Veröffentlichung bestimmt und von Leuten verfaßt waren, die nie bisher eine Zeile für die Presse geschrieben hatten. Es bewährte sich auch hier wieder der Satz, daß jeder in den Dingen beredt ist, die er gründlich versteht.

Im Gegensatz dazu versagten die Kriegskorrespondenten am Anfang gänzlich. Nicht durch ihre Schuld, denn es waren zum Teil die besten Federn, die sich in den Dienst der Kriegsberichterstattung gestellt und später, als die Bedingungen zu ihrer Arbeit günstiger geworden waren, sich als solche bewährt haben, aber die Kriegsleitung hatte gerade bei Beginn des Krieges ihre guten Gründe, alles das nicht schreiben zu lassen, was man daheim gern von den Kriegsberichterstellern erfahren hätte. Und so merkte man den Berichten der ersten Zeit das Gequälte an, die Mühe, überhaupt etwas zu schreiben, während man das wirklich Wissens- und Mitteilenswerte entweder nicht wußte oder nicht mitteilen durfte.

Damit komme ich zur Zensur überhaupt.

Die Kriegszensur ist recht alten Datums. Es ist bekannt, daß schon Friedrich der Große die Presse in seinem Interesse benutzte und selbst Schlachtenberichte für die Zeitungen verfaßte, um die Stimmung im eigenen Lande zu heben und eine bestimmte Wirkung auf das Ausland hervorzurufen. In weit größerem Umfange hatte Napoleon die Presse teils geknebelt, teils mit eigenen Nachrichten versehen, auch von ihm hat man gesagt, daß er sein eigener Kriegsberichterstatte sei. Die Presse gewann dann in der Folge während der Kriege um so mehr an Einfluß, als ihre Verbreitung in der Bevölkerung aller Länder und vor allem die Schnelligkeit der Übermittlung der Nachrichten auf telegraphischem Wege zunahm. Eine kurze, aber gute Geschichte der Kriegszensur bietet das Militärwochenblatt in Nummer 103 des Jahrganges 1914, Seite 2308 ff. In der Schärfe aber, wie in diesem letzten Kriege, war die Zensur noch niemals gehandhabt worden. Besonders ist in allen vor-

aufgehenden Kriegen die Erörterung der inneren Politik nirgend derartig lahmgelegt worden, wie es diesmal in den kriegführenden Ländern geschah. In dem Merkblatt für die Presse, das bei Ausbruch des Krieges den Zeitungen zugestellt wurde und auch in den Ergänzungen dazu war in den fünfunddreißig dort aufgeführten Leitsätzen von einem Verbot, innerpolitische Verhältnisse kritisch zu behandeln, keine Rede. In Punkt 4 der Ergänzungen war auch nur gesagt, daß die im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers vom Reichskanzler geleitete A u s w ä r t i g e Politik in dieser kritischen Zeit, die über ein Jahrhundert entscheidet, durch keine offene oder versteckte Kritik gestört und behindert werden dürfe. Wenn in dem Leitsatz 1 der Ergänzungen gesagt war: „ein Zweifel an der nationalen Gesinnung und Entschlossenheit irgend eines Deutschen, einer Partei oder Zeitung wirkt im hohen Maße nachteilig, weil es den Eindruck der deutschen Einheit und Energie beeinträchtigt“, so war hier doch nur der Ausdruck des Mangels an nationaler Gesinnung verboten, aber nicht jede Kritik. Namentlich war die, wenigstens hier in Breslau geübte Praxis auffällig, jede Kritik an jeder Maßnahme jeder Behörde ohne weiteres mit dem Hinweis darauf zu untersagen, daß man solche Beschwerden den Behörden unmittelbar einsenden möge. Dadurch fehlte in dieser ersten Zeit der heilsame und notwendige Einfluß, den die Presse auf den Bürokratismus auszuüben geeignet und berufen ist. Solche Klagen aus dem Publikum, den Behörden unmittelbar eingereicht, vermehrten zwar die Nummern der unbeachtet bleibenden Aktenstücke in den Schreibstuben der Bürokratie, schafften aber keine Abhilfe. Ich bin z. B. fest überzeugt, daß das völlige Versagen der Feldpost beim Ausbruch des Krieges nicht so lange hätte andauern können, wenn die Presse freiere Arme gehabt hätte, obwohl gerade auf diesem Gebiete, weil das Ärgernis gar zu groß und gar zu allgemein war, der Presse notgedrungen ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit eingeräumt wurde. Im Großen und Ganzen aber mußte die Notwendigkeit der Zensur von der verständigen, patriotischen Presse durchaus anerkannt werden, und nicht nur auf dem Gebiete der militärischen Maßnahmen und allem, was darum und daran hängt, und der auswärtigen Politik, sondern auch auf dem der inneren Politik. In jener Zeit der hochgespannten Begeisterung der Gesamtheit des Deutschen Volkes wirkte jenes

vorhin angeführte Wort des Kaisers von dem Aufhören aller Parteien deshalb so stark, weil jeder die eigene selbstverständliche Auffassung darin ausgedrückt fand. Der Burgfriede war in der ersten Zeit des Krieges einfach eine Forderung des Tages für jedermann, und für politische Streitereien hätte niemand Verständnis gehabt.

Das war im Anfang des Krieges, später machte sich das Bedürfnis nach freierer Aussprache mehr und mehr geltend. In der Frage des U-Boot-Krieges stießen Regierung und Opposition hart aufeinander, und in einzelnen Fällen mußte der Zensurdruck scharf angewandt werden. In der Frage der Erörterung der Friedensziele gab die Regierung Anfang Dezember 1916 nach. Es zeigte sich aber zunächst, daß die Zahl der Blätter, die von dieser Freiheit Gebrauch machten, sehr gering war, und daß sich auch die Form der Polemik vorerst in gemäßigten Grenzen hielt. Die Breslauer Zeitung vertrat dabei den Standpunkt, daß eine zweckmäßige Erörterung der Friedensziele doch erst möglich sei, wenn bestimmte militärische Ergebnisse feststünden, und daß die Forderung, große Eroberungspläne womöglich durch die Regierungsorgane zu propagieren, „hohe Ziele zu stecken, um die Begeisterung anzufeuern“, ebenso abzuweisen sei, wie jeder Verzicht, wie der Krieg auch ausgehen möge.

Im Anfang des Krieges bereitete die Zensur der Presse, wenigstens hier in Breslau, sehr erhebliche und zum Teil unnötige Erschwernisse. Es ergingen unausgesetzt Verbote, deren Zweck und deren Grund einzusehen unmöglich war. Auch der rechte Ton im Verkehr wurde an den militärischen Stellen erst allmählich gefunden. Die Zahl der Verbote sowohl wie der Verfügungen stand im umgekehrten Verhältnis zu der Sicherheit grundsätzlicher Gesichtspunkte, von denen aus diese Maßnahmen erfolgten. Es hat rund ein halbes Jahr gedauert, bis wir endlich soweit waren, zu wissen, was die Militärbehörde eigentlich wollte. Die Gesichtspunkte des Merkblattes reichten zu solcher Erkenntnis nicht aus, sondern es ergingen immer neue Verbote, deren Zweck beim besten Willen nicht einzusehen war. Dazu kam die ungeheure Menge der Verfügungen, die erlassen wurden, und deren Zahl schon Ende 1916 das zweite Tausend längst überschritten hatte.

Einen Überblick über diesen Wust zu gewinnen, war unmöglich. Die Bitten der Presse, die Gesamtmenge der Verfügungen zu sichten und gedruckt oder sonst vervielfältigt, vor allem geordnet, der Presse zugänglich zu machen, verhallten zwar nicht ungehört, es wurde die Herausgabe eines solchen Büchleins auch in Aussicht gestellt, es kam aber erst zustande, als es bereits überflüssig geworden war. Denn als die Zensur erst selbst wußte, was sie wollte, war sich sehr bald auch die Presse darüber klar, was zu verschweigen notwendig sei, sodaß man sich nicht mehr um die einzelnen Verfügungen kümmerte, sondern sich lediglich von dem eigenen Urteil leiten ließ. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1916 haben wir von der Zensur eigentlich kaum noch etwas gemerkt. Die Zahl der Verfügungen nahm zwar nicht ab, aber sie wurden als unerheblich einfach zu den Akten genommen. Wir wußten jetzt selbst, was wir zu tun und zu lassen hatten.

Die Nervosität der Zensur in Schlesien in dem ersten Halbjahr des Krieges ist hauptsächlich daraus zu erklären und damit bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, daß wir hier, wie bekannt, bis in den Dezember 1916 hinein immer noch vor der Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs, namentlich auch in Oberschlesien, standen, und daß deshalb die Zensur glaubte, besonders wachsam sein und auch vieles verbieten zu müssen, was in Berliner und anderen Blättern gedruckt werden konnte. Daß die Verbreitung der Berliner Blätter in Schlesien eine sehr starke und dort erfolgte Veröffentlichungen von derselben Wirkung seien, wie in einem einzelnen schlesischen Blatte, dieser Erkenntnis verschloß man sich nicht ganz, mochte aber nicht zu dem Mittel greifen, das allein folgerichtig hätte angewandt werden müssen, nämlich den Eingang Berliner Blätter in das Bereich des VI. und V. Armeekorps ganz zu verbieten.

Die Ängstlichkeit der Zensurstelle ging so weit, daß sie sogar illustrierte Beilagen, die an eine große Zahl von Blättern aus allen Teilen Deutschlands, und also auch nach Schlesien gingen, und die sonst allerorten anstandslos verbreitet werden durften, hier in Schlesien verbot. Es war eine besondere Reise von mir nach Berlin notwendig, um eine Verfügung durch den Großen Generalstab durchzusetzen, daß illustrierte Beilagen nur der Zensur an ihrem Ursprungsort unterliegen.



Indes, die Zensur auch in ihrer schlimmen Zeit hatte eine gute Seite. Die Presse wurde in jener Zeit überschwemmt mit Zuschriften der allerseltsamsten Art und mit allen möglichen und unmöglichen Vorschlägen, auf deren Veröffentlichung die Einsender selbstverständlich das allergrößte Gewicht legten, weil sie überzeugt waren, daß die Beachtung ihres Vorschlages für das Heil des Vaterlandes aufs äußerste notwendig sei. In solchen Fällen schickten wir die Schriftstücke gelassen zur Zensur, die meist garnicht anders verfahren konnte, als ihr „nein“ darauf zu schreiben, und dann stellten wir den Verfassern unter dem Ausdruck tiefsten Bedauerns und dem Hinweis auf die Unerbittlichkeit der Zensur ihr schätzenswertes Manuskript wieder zu, befreit von dem tödlichen Haß, den bekanntlich jeder auf eine Zeitung wirft, die ihm ein eingesandtes Manuskript zurückschickt.

Zu den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich einem ordnungsmäßigen Zeitungsbetrieb entgegenstellten, kam dann noch der dauernd bedrohliche Mangel an Personal.

Aus meiner Expedition wurde im ersten Kriegsmonat bis auf zwei jüngere Leute das sämtliche männliche Personal eingezogen. Eine eingestellte Hilfskraft wurde nach kurzer Zeit auch eingezogen und erst später wieder freigegeben. Oft mußte ich bis morgens um 3 Uhr die Nachtexpedition der Zeitung überwachen und wurde dann des Morgens gegen 5 Uhr wegen einer eingelaufenen Extrablatt-Depesche durch das Telephon schon wieder aus dem Bett geklingelt.

Die Breslauer Zeitung hat zwar keine eigene Druckerei, und insofern trifft sie die Sorge für die Drucklegung nur mittelbar. Immerhin aber geraten Redaktion sowie Expedition in Schwierigkeiten, wenn mit Satz und Druck nicht alles klappt, und die rechtzeitige Fertigstellung der Zeitung gefährdet ist. Hier nun hat sich der Segen der Setzmaschinen in vollem Umfange bewährt. Während der Handsetzer in der Stunde durchschnittlich zwei Winkelhaken = 22 Zeilen setzt, schafft ein mäßig tüchtiger Maschinensetzer immerhin 70 Zeilen in der Stunde. Es wäre bei dem schweren Mangel an Personal ganz unmöglich gewesen, die Zeitung in dem Umfange, wie geschehen, herzustellen, wenn nicht die Setzmaschinen eine Ersparnis an Setzern von 60 bis 70 Prozent herbeigeführt hätten.

Mit ganz besonderer Anerkennung muß dabei der Treue und Arbeitswilligkeit des Setzer- und Druckerpersonals gedacht werden. Die Druckereibesitzer waren in dieser Zeit vollkommen in die Hand ihrer Arbeitnehmer gegeben, denn bei dem allgemeinen Mangel an Buchdruckereipersonal fand jeder, der seine Entlassung nahm, unter den günstigsten Bedingungen Unterkunft in einem anderen Betriebe. Mir ist aber in der ganzen schweren Zeit bis Ausbruch der Revolution nicht ein Fall bekannt geworden, daß im technischen Personal sich Unwilligkeit und Widerstreben gezeigt hätte, obwohl wir die Leute oft bis auf die Knochen ermüden mußten. Das lebhafteste Interesse, die Zeitung nicht nur rechtzeitig herzustellen, sondern ihr auch ein möglichst schönes Bild zu geben, war bei dem technischen Personal ebenso vorhanden, wie bei der Redaktion.

Allerdings mußte der Zeitung, als erst der Nachrichtendienst im Gange war, ein ganz anderes Bild gegeben werden, wie vorher in den Zeiten des Friedens.

Der Krieg hat fast alle Blätter wenigstens in ihrer äußerlichen Aufmachung zu Sensationsblättern umgeformt. Das geschah nicht mit einem Schlage, aber doch ziemlich rasch, und es war sehr interessant, zu beobachten, wie eine Zeitung nach der anderen, und zuletzt auch diejenigen, die in Friedenszeiten von aller Sensation am weitesten entfernt waren, allmählich kapitulieren mußten. Dieser neue Charakter zeigte sich auf den ersten Blick, den man auf eine Zeitung warf. Wenn sonst die ernstesten Zeitungen auf der ersten Seite mit einem gehaltvollen Leitartikel zu beginnen pflegten, und die neuesten Nachrichten vielfach erst weit hinten im Depeschenteil zu suchen und zu finden waren, so wurde jetzt die Zeitung so eingerichtet, daß schon auf der ersten Seite in großen Überschriften die neuesten Ereignisse mitgeteilt waren. Schriftarten, die sonst Jahr und Tag still in den Setzkästen geruht hatten, wurden herausgeholt. Die fetten Schriftarten überwogen, und die gewöhnlichen Schriftgrößen Petit, Borgis und Korpus genügten nicht mehr. Man griff, und zumal in den Überschriften, zu Mittel, zu Cicero, zu Doppelmittel und darüber hinaus zu mehrfachen Cicerogrößen, sodaß Überschriftslettern von drei- bis vier-, ja fünf- und siebenfacher Cicerohöhe keine Seltenheit mehr waren. Die Fülle der Nachrichten, und zwar wichtiger Nachrichten, machte

eine besonders geschickte Anordnung notwendig. Es mußte bei dem Umbrechen dafür gesorgt werden, daß auch Meldungen, die an Wichtigkeit hinter anderen zurückstanden, aber darum doch von größtem Interesse waren, nicht erdrückt wurden. So mußten denn die Überschriften in der Größe sorgfältig ausgesucht und beim Umbrechen der Kolumnen die Anordnung und Stellung der einzelnen Nachrichten aufs peinlichste überwacht werden. Wenn es in Friedenszeiten die Regel war, daß die Metteurs auf Grund ihrer Übung und Erfahrung nach bestimmten Anweisungen, die ihnen beim Abschluß gegeben wurden, im einzelnen die Kolumnen selbständig umbrachen, so geschah dies jetzt unter Aufsicht der Redakteure, und zwar nicht, wie in Friedenszeiten vielfach der jüngeren Kräfte, der Schlußredakteure, die in dieser Tätigkeit erst ihre Ausbildung vollendeten, sondern die Aufmachung der Zeitung war nunmehr Sache der erfahrensten und geschicktesten Kräfte in der Redaktion. Es wurde zur Regel: die Zeitung wird unter Aufsicht geschulter Redakteure umbrochen.

Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte den Redaktionen auch das fast zum Übermaß gesteigerte brennende Interesse des Publikums an den neuesten Kriegsnachrichten. Die häufige Ausgabe von Extrablättern, das dreimal tägliche Erscheinen meiner Zeitung, die Herausgabe eines Montagsblattes, genügte dem Publikum nicht. Man wollte den Inhalt der Zeitungen schon erfahren, ehe die Zeitung zur Ausgabe gelangte, und wählte dazu den Weg der telephonischen Anfrage. Das Läuten der Telephonglocken hörte den ganzen Tag nicht auf. Es mußte ein besonderes Personal zur Bedienung der Fernsprecher bestellt werden. Ganz besonders arg wurde der Ansturm, wenn Extrablätter ausgegeben wurden. Dann lautete die regelmäßige Frage: „Wir hören das Ausrufen von Extrablättern, können Sie uns nicht sagen, was darin steht?“ Der Fernsprecher ist gewiß für die Redaktion die denkbar nützlichste Einrichtung, er hat aber den einen Fehler, daß man den Teilnehmer am anderen Hörer nicht sehen kann, und daher in vielen Fällen nicht weiß, mit wem man eigentlich zu tun hat, also nicht nachprüfen kann, ob der Anfragende zu der Zeitung überhaupt in irgend einer Beziehung steht, die ihm ein Recht gibt, eine so außerordentliche Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, wie die, den künftigen Inhalt der Zeitung schon vorher telephonisch zu er-

fahren. Daß mit diesen Fragen ein ganz außerordentlicher Mißbrauch getrieben worden ist, bewies unwiderleglich der Umstand, daß mit dem Glockenschlag neun die bis dahin unbezähmbare patriotische Neugier plötzlich aufhörte, denn nun kostete die Anfrage 20 Pfennige, und das Gewicht dieser zwei Nickel wog dann doch schwerer, als das dringende patriotische Interesse, das sich bis neun Uhr gezeigt hatte. Nach neun Uhr hatten wir in der Redaktion Ruhe vor den Telephonanrufen; nur ganz vereinzelt stellte sich nach jener Stunde noch eine Anfrage ein, die dann von uns freundlich beantwortet wurde.

Das dringende Bedürfnis des Publikums indes, die neuesten Kriegsnachrichten so rasch wie möglich zu erfahren, trat um so stärker hervor, als, wie erwähnt, die Herausgabe von Extrablättern später nur in seltenen Fällen gestattet wurde. So wurde denn die Forderung nach einem Montagsblatt immer lebhafter erhoben. Als ich vor 26 Jahren Redakteur wurde, erschien am Montag früh nur eine Zeitung, der *Zeitgeist*, als Beilage des Berliner Tageblattes, übrigens eine literarische, aber keine politische Beilage. Erst später tauchte dann das erste politische Montagsblatt auf, blieb aber zunächst vereinzelt. In den Redaktionen der Provinzblätter war der Montag Nachmittag daher eine erholende Arbeitszeit; es gab keine Zeitungen zu lesen. Das ist alsdann nach und nach anders geworden; die Montagsblätter wurden immer häufiger, und jetzt, während des Krieges, hat sich ihre Zahl so gesteigert, daß wir von den größeren Zeitungen, die in der politischen Abteilung gelesen werden, am Montag Nachmittag ebensoviel Lesestoff haben, wie an den anderen Wochentagen. Man hat daran gedacht, sei es im Wege der freien Vereinbarung oder gar des gesetzlichen Zwanges, die Nacharbeit von Sonntag auf Montag zu verbieten und so das Erscheinen von Montagsblättern unmöglich zu machen. Ich halte solche Bestrebungen für rückständig, und gar während des Krieges konnte davon gar keine Rede sein. Eine solche Maßnahme würde gerade damals, nachdem die Montagsblätter einmal eingeführt waren, eine Vergewaltigung des Publikums und eine Mißachtung seiner wohlberechtigten Interessen gewesen sein. Ob nicht auch sonst und auch jetzt nach dem Kriege, schon vom rein redaktionellen Standpunkt aus, die Vorarbeit am Sonntag Abend und

in der Nacht zum Montag sich empfiehlt, ist mindestens zu erwägen. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich nur feststellen, daß gerade auf das Drängen meiner Redakteure, gegen meinen Widerstand als Verleger, für den die Herausgabe des Montagsblattes in jener geschäftlich so schlecht liegenden Zeit eine neue nicht unerhebliche Belastung bedeutete, das Montagsblatt eingeführt worden ist. Da die Breslauer Zeitung damals täglich dreimal, also mit einem Mittagblatt, erschien, so war die Arbeit für das Montagmittagsblatt für die diensthabenden Redakteure eine derartig schwer zu bewältigende, daß sie selbst wünschten, diese Arbeit durch die Herausgabe eines Montag früh erscheinenden Blattes auf ein normales Maß zurückzuführen. Unsere erste Montags-Morgennummer kam am 1. April 1915 heraus.

Wenn so der Ausbruch des Krieges den Zeitungen eine Fülle von Schwierigkeiten sowohl für die redaktionelle Arbeit wie für die technischen Betriebe brachte, so stand dem keineswegs ein Ausgleich in finanzieller Hinsicht gegenüber. Im Gegenteil.

Es ist richtig, daß das Lesebedürfnis während der Kriegszeit sehr stark stieg, und daß fast alle Zeitungen eine erhöhte Abonnentenziffer aufzuweisen gehabt haben werden. Aber das Inseratengeschäft, das als das eigentliche wirtschaftliche Rückgrat eines Zeitungsbetriebes anzusehen ist, erfuhr bei den meisten und auch bei der Breslauer Zeitung zunächst einen derartigen Rückgang, daß die gesteigerte Abonnentenziffer, vermehrter Straßenverkauf und die Herausgabe von Extrablättern nicht entfernt einen finanziellen Ausgleich bieten konnten.

Es sei noch ein Wort über die Extrablätter gesagt, die während des Krieges eine so bedeutende Rolle spielten. Selbstverständlich kommt es für den Vertrieb von Extrablättern sehr wesentlich darauf an, mit dem Verkauf der neuesten Nachrichten zuerst am Markte zu sein. So schafften sich denn viele Zeitungen besondere Extrablattmaschinen an, die nicht eben billig waren, und deren Verzinsung zur Unmöglichkeit wurde, als die Herausgabe der Extrablätter in Breslau in jedem einzelnen Falle von der Genehmigung der Kommandantur abhängig gemacht wurde. Wir haben diese Maßnahme trotzdem als eine Erlösung begrüßt, da mit der Ausgabe von Extrablättern geradezu Unfug getrieben wurde. Freilich blieb es uns in der Folge manchmal unerklärlich, weshalb



eine Nachricht als Extrablatt verboten wurde. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, hielt die hiesige Kommandantur die Nachricht von der Versenkung der Hampshire mit Lord Kitchener für nicht wichtig genug, um sie durch Extrablatt verbreiten zu lassen! Man kann nur annehmen, daß der gerade diensttuende Offizier sich über die Bedeutung der Persönlichkeit Lord Kitcheners nicht ganz im Klaren gewesen ist. Aber trotzdem wurde, wie gesagt, die Einführung der Genehmigungspflicht von uns als eine Wohltat empfunden, denn es stellte sich heraus, daß bei der Masse der ausgegebenen Flugblätter der Absatz durchschnittlich ein so geringer war, daß nicht einmal die Herstellungskosten gedeckt wurden.

Übel bemerkbar machte sich auch die immer mehr anwachsende Papierteuerung und Papiernot, die schließlich zu einem Eingreifen der Regierung führte. Die erste amtlich verfügte Einschränkung des Zeitungsdruckpapieres trat am 1. Juli 1916 in Kraft. Für die Breslauer Zeitung betrug die Einschränkung 11 %. Diese Einschränkung hatte für eine Zeitung von dem Charakter der unsrigen umsomehr ihr Mißliches, als sie in Gefahr geriet, auf das Niveau der billigen Konkurrenzpresse herabzusinken, wenn sie ihren Umfang allzusehr einengen mußte. Aber außerdem waren jene behördlichen Bestimmungen an sich ein Muster bürokratischer Ungeschicklichkeit. Zunächst war viel zu wenig berücksichtigt, ob eine Zeitung bis dahin schon gespart hatte oder nicht, eine Ungerechtigkeit, von der die Breslauer Zeitung besonders hart betroffen wurde, und die abzustellen alle meine Bemühungen gegenüber der Harthörigkeit der Reichspapierstelle vergeblich blieben. Sodann wurde kein Unterschied zwischen dem Bedarf in den einzelnen Monaten gemacht. Es blieb gänzlich unberücksichtigt, ob es sich um die stille Zeit des Hochsommers oder um die regere Geschäftszeit im Herbst und vor Weihnachten handelte; man ließ auch den durchschlagenden Unterschied zwischen der parlamentslosen Zeit und den Monaten unbeachtet, in denen die viel Papier erfordernden Parlamentsberichte zu veröffentlichen waren. Am 1. Januar 1917 trat eine Verschärfung ein, und es mußten von diesem Tage ab 15  $\frac{1}{2}$  % Papier weniger verbraucht werden. Am 1. Juli wurde die Ziffer auf 33 % erhöht, und abgesehen von der Revolutions-

verfügung im November 1918, wonach der Wochenumfang der Breslauer Zeitung einschließlich der Sonntagsnummer nur noch 58 Seiten betragen durfte, — eine Verfügung, die jedoch nur kurze Zeit in Kraft war, — trat die steigende Papiernot in der Verfügung vom 1. Januar 1919 am deutlichsten in Erscheinung, nach welcher außer den 33% noch 15% Wenigerverbrauch vorgeschrieben wurde. Dieser 15prozentige Einsparungszuschlag blieb indes auch nur einige Wochen in Kraft. Immerhin wurde die Breslauer Zeitung durch jene Zwangsverfügungen genötigt, ihr Abendblatt auf einen halben Bogen einzuschränken und vom 10. November 1917 ab ihr Mittagsblatt eingehen zu lassen. Tatsächlich war die Breslauer Zeitung bis dahin mit ihren 19 Nummern in der Woche die am häufigsten erscheinende Zeitung des Ostens gewesen, und in Deutschland hatten überhaupt nur etwa drei Zeitungen eine gleiche hohe Zahl wöchentlich erscheinender Ausgaben aufzuweisen.

Parallel mit dieser Papiereinschränkung ging eine sprunghafte Papierverteuerung, die ein Einschreiten der Regierung notwendig machte, um nicht einen Teil der kleineren Presse zum Erliegen kommen zu lassen. Die amtliche Regelung des Preises für Druckpapier erfolgte zuerst unter dem 1. Januar 1917, und zwar in der Form, daß Aufschläge zu dem Friedenspreise festgesetzt wurden, die sehr rasch und sprunghaft erfolgten. Es betrug der Aufschlag am 1. Januar 1917 für das 100 kg 11 Mark, am 1. November 27,75 Mark, am 1. April 1918 32,75 Mark, am 1. Juli 33,50 Mark, am 1. Januar 1919 47,75 Mark, am 1. April 1919 63,25 Mark, am 1. Juli 1919 79,25 Mark, am 1. Oktober 1919 119,55 Mark. Danach hatte eine Zeitung mit einem jährlichen Papierverbrauch für den Betrag von 100 000 Mark in Friedenszeiten jetzt für die gleiche Papiermenge fast zwei Drittel Millionen aufzuwenden! Die Reichskasse zahlte zwar eine Unterstützung an die Papierhersteller und vergütete den Zeitungen für den Doppelzentner 4 Mark zurück, sonst wären die Preise noch höher gewesen, aber diese Summen fielen bei der sich so ungeheuerlich steigenden Aufwärtsbewegung kaum ins Gewicht. Diese riesige Preissteigerung, verbunden mit der Verteuerung aller anderen Herstellungskosten, nötigte alle Zeitungen zu Erhöhungen des Inseraten- und des Bezugspreises, wobei die Zeitungen in Breslau,

die in ihrer freien Verlegervereinigung eine treffliche Organisation hatten, fast in allen Fällen, wo nicht gleichmäßig, so doch gemeinsam vorgingen.

Auf dem Gebiete des Inseratenwesens machte sich, namentlich bei Ausbruch des Krieges, noch ein weiterer Umstand sehr unangenehm bemerkbar. Das Publikum ging nämlich vielfach von der Meinung aus, daß Inserate die Zeitung kein Geld kosteten, zum mindesten aber die Zeitungen dazu da wären, bei der Veranstaltung von Wohltätigkeitssammlungen die Kosten der Veröffentlichung eines solchen Unternehmens zu tragen. Wer das Bedürfnis hatte, wohlthätig zu sein, eröffnete diese seine Tätigkeit regelmäßig damit, sich an die Zeitungen zu wenden, mit der Bitte um unentgeltliche Aufnahme meist sehr umfangreicher Aufrufe an das Publikum. Den Wohltätigkeitssinn und den Opfermut des Deutschen Volkes während des Krieges in allen Ehren, aber daß manche solcher Wohltätigkeitsunternehmungen mit starken persönlichen Interessen verknüpft waren, die teils direkt auf dem Gebiete des materiellen Gewinnes, teils auf dem der Eitelkeit und des Ehrgeizes lagen, kann leider nicht geleugnet werden. Es kam noch hinzu, daß bei vielen Wohltätigkeitsveranstaltungen, von denen nicht alle einen ganz einwandfreien Charakter trugen, die Zeitungsverleger garnicht in der Lage waren, nachprüfen zu können, ob die Veranstalter hinsichtlich ihrer Lauterkeit oder aber auch hinsichtlich der zweckmäßigen Verwendung der gesammelten Mittel Vertrauen verdienten. Die Vereinigung der Breslauer Zeitungsverleger einigte sich daher schließlich dahin, den Wohltätigkeitsaufrufen höchstens einen Rabatt von 50 %, später nur von  $33\frac{1}{3}\%$ , zu bewilligen, und man machte nun dieselbe Erfahrung, wie mit den Telephonanrufen nach neun Uhr, das heißt, der Sammel-eifer nahm plötzlich in ganz erstaunlichem Umfange ab.

Stark in Anspruch genommen wurde die Zeitung auch durch öffentliche Bekanntmachungen, die manche Behörden zu bezahlen sich rundweg weigerten, oder für die sie nur Preise bewilligen wollten, die außer jedem Verhältnisse zu den Selbstkosten der Zeitung standen. Man kann sagen, daß die Zeitungsverleger Deutschlands auf diese Weise ungezählte Millionen geopfert haben, indem sie im weitesten Umfange als unentgeltliche Publikationsorgane der verschiedensten Behörden in Anspruch genommen

wurden und sich in Anspruch nehmen ließen. Auch hier wußten sich die Breslauer Zeitungsverleger durch festes Zusammenhalten allmählich zu schützen.

Ich berührte schon oben die Schwierigkeiten, mit denen die Zeitungen während des Krieges dauernd in der Personalfrage zu kämpfen hatten. In der Expedition wurde mein Geschäftsleiter, Albert Runge, schon am 17. August eingezogen, und mir blieben zu seiner Vertretung nur zwei jüngere Kräfte, Rudolf v. L w o w s k y, der aber auch bald zu den Fahnen einberufen wurde, und Paul W a c h e, übrig. Eine große Erleichterung war es dann für mich, als im Mai 1917 Runge wenigstens in Breslau garnisoniert wurde, und es sich ermöglichen ließ, daß er neben seiner militärischen Dienstzeit stundenweise sich an der Geschäftsleitung beteiligen konnte. Von den weiblichen Kräften verblieb mir während des ganzen Krieges als Hauptmitarbeiterin die Kassiererin, M a r i e M e h l h o s e; Schalterbeamtin war E l i s a b e t h K o s c h a t e.

In der Redaktion waren die älteren Redakteure S. G o t t s c h a l k und Dr. W i l d a nicht mehr im kriegsdienstpflichtigen Alter. In der Politik stand an erster Stelle Franz D a u, der dann aber auch eingezogen wurde. Neben ihm waren tätig Fritz Ernst B e t t a u e r vom August 1914 bis zum April 1917, Otto v. H o e r n e r vom September 1914 bis zum Juni 1915, Fritz N e u l a e n d e r vom Oktober 1915 bis zum Mai 1918, vom April 1918 bis zum März 1919 Ernst H a l a m a; Dr. L a n g e n s t r a ß e n wurde mir erst im Dezember 1918 wiedergegeben. Neu traten im November 1918 ein Hans S c h n e i d e r und zum 1. Januar 1919 Fritz O h e i m. Im lokalen Teil arbeitete neben Bruno H o c h b e i n Z i n g l e r vom August 1915 bis zum Dezember desselben Jahres. H o c h b e i n ging im Oktober 1918 an die Oberschlesische Grenzzeitung. Ich mußte schon vorher, da ich einen anderen Ersatz für die eingezogenen Kräfte nicht finden konnte, der Reihe nach meine beiden Töchter, E v a und H e d d a, in den lokalen Dienst einstellen, und dann für Hochbein im September 1918 E d i t h a W i l d a, die Tochter unsres Dr. Oskar Wilda. Nach dem Kriege, im Januar 1919 trat M a n f r e d R o s e n f e l d bei uns als Volontär und im Oktober dieses Jahres F r a n z D a l n o k i als Handelsredakteur ein. Redaktionsekretärin und zugleich Mit-

arbeiterin in der Geschäftsstelle war während der ganzen Zeit Grete Schlosser. Erst nach Ausbruch der Revolution kehrten in den Expeditionsdienst zurück Albert Weigelt und Rudolf v. Lwowsky. Sie hatten beide den ganzen Krieg mitgemacht.

Die Reklamationen für die im Dienste verbliebenen Redakteure und kaufmännischen Angestellten waren eine dauernde Sorge. In dem letzten Kriegsjahr wurde indes dies Geschäft so geregelt, daß ich alle Vierteljahre eine Gesamtliste des männlichen, noch im kriegsdienstfähigen Alter befindlichen Personals einzureichen und ihre Unabkömmlichkeit zu begründen hatte. Es wurde im allgemeinen bei der Prüfung dieser Eingaben seitens der militärischen Behörden mit Wohlwollen verfahren.

Die leitenden Metteure bei der Firma Graß, Barth u. Co., denen während des Krieges das schwierige und verantwortungsreiche Amt des Umbrechens der Zeitung oblag, waren Georg Lindner, der indes im dritten Kriegsjahre schwer erkrankte und am 16. August 1919, erst 55 Jahre alt, verstarb, Ignatz Wisniewski, Heinrich Kiese Wetter, Heinrich Nowak und der Inseratenmetteur Albert Rohn.

Die politische Haltung der Breslauer Zeitung während des Krieges habe ich hier, nach dem, auf Seite 274 Gesagten, nicht darzustellen. Als Kuriosum möchte ich nur erwähnen, daß mir im Januar 1915 eine scharfe Verwarnung seitens der Zensurstelle zuteil wurde, als ich den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, in dem der Krieg als eine Strafe für die Sünden des deutschen Volkes und eine Folge des Niederganges des religiösen und sittlichen Lebens hingestellt war, sehr ernst kritisiert hatte. So eng fühlte sich damals noch Schwert und Kanzel verbunden, eingedenk vermutlich des Spruches, daß „nur ein guter Christ ein guter Soldat sein könne“!

Andererseits möchte ich auch an dieser Stelle der von sozialdemokratischer Seite verbreiteten und dann kritiklos nachgesprochenen Unterstellung entgegentreten, als ob die Breslauer Zeitung kriegshetzerisch gewirkt und zu den alldeutschen Organen gehört habe, die durch überspannte annexionistische Forderungen sich allen Friedensmöglichkeiten widersetzt, den Krieg als einen Eroberungskrieg aufgefaßt und auf eine Verlängerung des Krieges



hingearbeitet hatten. Jeder Nachprüfende wird sich aus der gesamten Haltung der Zeitung überzeugen können, wie unbegründet diese Vorwürfe waren. Gefordert hat die Breslauer Zeitung nur, und zwar in sehr bescheidenem Maße, eine bessere Grenze gegen Osten, insbesondere einen vermehrten Schutz für Oberschlesien, das bekanntermaßen beim Ausbruch des Krieges dem russischen Einmarsch wehrlos offen lag, sodaß es noch heute wie ein Wunder erscheinen muß, daß diese Nährstelle deutscher Kraft nicht sofort von dem Feinde vernichtet wurde. Diese damalige Forderung will mir auch heute noch nicht unberechtigt erscheinen gegenüber der Tatsache, daß wir Deutschen es gewesen sind, die mit unserem Blute Polen befreit haben, das seinen Befreiern recht wohl ein bescheidenes Opfer, im wesentlichen die Warthegrenze, hätte bringen können. Wie dieses Polen dann, unter dem Schutze der siegreichen Entente, seinen schuldigen Dank gegen uns abgetragen hat, gehört zu den bittersten und häßlichsten Erscheinungen der Kriegsfolgen, ändert aber nichts an der Berechtigung jener obigen Forderung.

Im übrigen war die Breslauer Zeitung von der Gerechtigkeit unserer Sache bei Ausbruch des Krieges überzeugt, wie sie es heute noch ist; sie glaubte an den Sieg der deutschen Waffen, oder doch an die Unmöglichkeit des Sieges der Feinde. Sie hielt die Aufrechterhaltung des Burgfriedens für notwendig, auch wenn von liberaler Seite Opfer dafür gebracht werden mußten. Ein festes Zusammenhalten aller Parteien schien ihr ebenso notwendig, wie die Wahrung der Regierungsautorität. Schon aus diesem Grunde hat sie das zügellose Alldeutschtum und die während des Krieges erstandene „Vaterlandspartei“ dauernd und scharf bekämpft, wie sie sich durchaus auf den Boden der bekannten Friedensentschließung vom 19. Juli 1917 gestellt hat. Immer wieder hat sie die Alldeutschen ermahnt, das Fell des Bären nicht schon teilen zu wollen, ehe er noch erlegt sei. Ebenso scharf freilich hat sie jederzeit jene Schwach- und Flaumacher zurückgewiesen, die den deutschen Kampfesmut zu lähmen am Werke waren, während unsere Brüder und Söhne noch draußen an der Front gegen einen furchtbaren und zuletzt überlegenen Feind heldenhaft fochten. Als dann gar nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges die Schmähung des eigenen Vaterlandes in schamloser Weise über-

hand nahm, gab unser Dr. Oskar Wilda in einem Artikel „Deutscher Wert“ vom 23. März 1919 der Auffassung der Redaktion Ausdruck wie folgt:

„Das deutsche Volk — so urteilte ein Neutraler — habe, nachdem es als Sieger aus dem Kampfe gegen die feindliche Welt hervorgegangen, Selbstmord begangen. Damit nicht genug, schien es dem physischen Selbstmorde, der ihm die Früchte einer in der Weltgeschichte unerhörten Leistungsfähigkeit, eines unvergleichlichen Heldentums raubte, den moralischen hinzuzufügen, indem es — mit echt deutscher Schonungslosigkeit und gewissenhafter Strenge gegen sich selbst — die Ursachen seines schließlichen Zusammenbruchs in sich selbst suchte und die Untersuchung der von den Feinden geflissentlich in die Welt geschleuderten Schuldfrage als die dringlichste Angelegenheit erachtete, bei deren Beantwortung wir, unseren gehässigen Anklägern und zielbewußten, schlangenklugen Verleumdern in die Hände arbeitend, nicht genug tun konnten an Selbstbezüglichung und Selbstzüchtigung. Nicht nur der rücksichtslose Eifer der Usurpatoren, die dem gestürzten Regime allen Makel kurzsichtiger und verbrecherischer Torheit aufzudrücken für ihre Pflicht und für das Gebot einer klugen, auf Sicherung des Errungenen bedachten Politik hielten und dabei außer acht ließen, daß sie den Gegnern für ihre nicht nur gegen die alte Regierung, sondern gegen das deutsche Volk gerichteten Anklagen willkommene Waffen lieferten, sondern auch die wohl keinem anderen Volke in gleichem Maße eigene Gewissenhaftigkeit und auf Wahrheit dringende Strenge gegen sich selbst führten gerade die Besten in ihrer Nachprüfung des eigenen Wesens zu einer Selbstverurteilung, die einem moralischen Selbstmorde gleichkam. Und dieser Umschwung der Stimmung, der angesichts der trüben Gegenwart, der erschreckenden Folgen oder Begleiterscheinungen des Umsturzes der alten Ordnung die Vergangenheit und das eigene Selbst auf einmal in neuem Lichte sah und zum Zweifel an der Vortrefflichkeit des deutschen Volkes führte, das uns immer als ein Volk der Selbstzucht, der gesunden, arbeitsfrohen Tüchtigkeit, der schöpferischen Ordnung erschienen war und nun all diese Tugenden auf einmal verleugnete, war wohl begreiflich.

Unsere Gegner haben dem Worte, das nur Ausdruck berechtigten vaterländischen Hochgefühls war: unserem „Deutschland, Deutschland über alles“ den Sinn eines die Weltherrschaft sich anmaßenden Eroberer- und Machtwillens gegeben, eine Auslegung, hinter deren verständnislosem Irrtum ein gut Teil nicht verstehen wollender Böswilligkeit sich verbarg. Aber freilich haben wir, von dem Werte unseres Volkstums durchdrungen, an eine große Mission der Deutschen in der Welt geglaubt, haben mit ehrlicher Überzeugung, ohne uns einer Überhebung bewußt zu sein, des Dichters Verkündigung nachgesprochen, daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde. Will man uns diese stolze Verblendung zur Schuld stempeln? „Jedes große Volk“, sagt Dostojewski, „glaubt und muß glauben, daß in ihm allein die Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten und sie zum letzten Ziele, das ihnen allen vorbestimmt ist zu führen. . . . Der große Eigendünkel, der Glaube, daß man das letzte Wort der Welt sagen will und kann, ist das Unterpfand des höchsten Lebens einer Nation.“ War das Volk Kants, Goethes und Schillers, das Volk, das vor 100 Jahren die Schlachten der Freiheitskriege schlug und den Korsen besiegte, das ein halbes Jahrhundert später das große Werk seiner Einigung vollendete und in allen Werken des Friedens den Völkern voranschritt, zu solchem Glauben nicht berechtigt? So glaubten wir an uns, als der Weltkrieg losbrach; und wir glaubten an unseren Sieg, weil wir von unserem Recht überzeugt waren, nicht nur, weil wir das Bewußtsein unserer ungeheuren Kraft hatten. Unsere Siegeszuversicht hatte also ihre stärkste Wurzel in einem ethischen Grunde. Es ist deshalb kein Wunder, liegt vielmehr in unserem Volkscharakter begründet, daß nun, nachdem wir alle Schmach und Not der Besiegten erfahren haben, nachdem unsere physische und moralische Kraft nach der unerhörtesten Anspannung in Erschöpfung zusammengebrochen ist, wir auch an unserem Rechte irre geworden sind, und nicht nur an unserem Rechte, sondern auch an unserem Werte. Erschütternder und vielleicht noch bedenklicher als die Zügellosigkeit der empörten, aus unbelohnten jahrelangen Kämpfen und fruchtlosem, hartem Entbehren zu wildem, schrankenlosem Begehren aufgepeitschten Massen, denen das Gefühl für nationale Würde und Pflicht schien abhanden gekommen

zu sein, ist das trostlose Eingeständnis der besten, die feinste Auslese der Nation darstellenden, zu ihren Führern berufenen Geistern: daß sie den Glauben an ihr Volk und damit an sich selbst verloren haben. Die Frage, ob wir wirklich das sind und waren, wofür wir uns gehalten, das, worauf sich unsere Ansprüche auf Geltung unter und vor den Nationen gründeten, unterwühlte das Fundament, auf dem unser Selbstvertrauen ruhte. In diesem Augenblick erst, da wir selbst uns preisgaben, an uns selbst irre geworden waren, war unsere Niederlage vollendet. Was hat die kleineren Völker, die Tschechen, die Polen, unsere beutelüsternen Nachbarn, an das Ziel ihrer alten Sehnsucht: zur nationalen Selbständigkeit geführt? Nur der unerschütterliche Glaube an sich selbst, den sie auch unter schwerem Druck und während der Aussichtslosigkeit politisch ungünstiger Zeiten bewahrten! Ohne diesen Glauben ist ein Volk verloren! Und haben wir in der Tat genügend Grund, den Glauben an uns aufzugeben?

Es gibt leider bei uns noch Köpfe genug, die Wort und Feder dazu mißbrauchen, die Arme-Sünderstimmung im deutschen Volke zu vertiefen. Einer unserer Über-Pazifisten, der mit perverser Eifer, möchte man sagen, alles zusammenzutragen liebt, was zur Belastung Deutschlands als des Hauptschuldigen an und in diesem Kriege dienen kann, der die harten Notwendigkeiten des Krieges, für die eben der Krieg an sich verantwortlich zu machen ist, dem deutschen Volke als Verbrechen anrechnet, der sich über die Beschießung der Festung Paris aus Ferngeschützen aufregt, die „fast vierjährige Seelenqual“ der französischen Bevölkerung in dem besetzten Nordfrankreich und Belgien (aber keineswegs die Seelenqual der von den Russen heimgesuchten Ostpreußen) weichherzig nachfühlt und folgerichtig auch die voreilige Pariser Feier der Wiedererlangung der beiden Provinzen „im Grunde seines Herzens mitfeiert“, wobei ihn „bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses ein Schauer der Erregung durchzittert“, der die Waffenstillstandsbedingungen der Entente, obwohl er in ihnen den „typisch militärischen Sadismus“ feststellt, nach allem Geschehenen „noch als milde für ein Land erachtet, dessen Gebiet vom Kriege fast ganz verschont geblieben ist“ — dieser besser deutsch schreibende als deutsch fühlende Pazifist meint, daß das deutsche Volk sich von dem Fluche der V e r a c h t u n g, der auf ihm liegen werde,

reinigen müsse. Ein ihm an unbefangener Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Logik erfreulich überlegener Gesinnungsgenosse hat im „Vortrupp“ diesen wunderlichen, traurig verrannten Friedensapostel, den er mit bewundernswerter Ruhe, aber auch Nachdrücklichkeit abführt, dahin belehrt, daß das deutsche Volk nach den Riesenleistungen dieses Krieges von den Angelsachsen, den Amerikanern und Engländern, die als Nationen von Sportsieuten diese Leistungen nach ihrem wahren Werte beurteilen werden, der allergrößten Hochachtung sicher sein dürfte, ob diese nun zur offenen Bekundung gelange, oder ob sie verhehlt werde. Und könnte uns eine etwa zur Schau getragene Verachtung der anderen Ententevölker, vor allem der Italiener oder der Franzosen, kümmern? Könnte sie anders als lächerlich wirken bei diesem Volke, das nach zweifellos anerkanntem, aber freilich auch durch immer erneute Hoffnung erleichtertem Durchhalten seine Rettung und seinen jetzt mit so rücksichtsloser und unmenschlicher Härte ausgenutzten „Sieg“ fremder Hilfe, Amerikanern und Negern verdankt? Gibt es ein Volk, das in diesem ungeheuren Ringen eine größere physische und moralische Leistungsfähigkeit offenbart und einen stärkeren Beweis seiner Tüchtigkeit erbracht hat, als das deutsche, das mit unzulänglichen, seine Unterstützung übermäßig in Anspruch nehmenden Bundesgenossen gegen eine erdrückende Übermacht sich nicht nur behauptet und mit der Zerstümmerung des russischen Kolosses allein eine ungeheure Tat vollbracht hat, sondern auch nach mehr als vier erschöpfenden Jahren als Sieger in feindlichen Gebieten dastand und als Sieger den Frieden erzwungen hätte, wenn nicht eine neue Weltmacht die mit frischer, aus unerschöpflichen Hilfsquellen sich stetig mehrender Kraft in den Kampf eingriff, den von furchtbarem Blutverlust und Entbehrungen geschwächten Fechter zur Aufgabe des aussichtslos gewordenen Kampfes und alles bereits Errungenen genötigt hätte? Das nach seinem jähen Zusammenbruch wehrlos der Willkür übermütiger und zum Teil rachsüchtiger Gegner preisgegebene, sich selbst zerfleischende deutsche Volk kann freilich kein Gegenstand mehr der Bewunderung sein; es fragt sich aber, ob ein anderes Volk unter den gleichen Umständen die furchtbare Probe, die dem deutschen Volke auferlegt war, besser bestanden hätte.



Und wenn wir ethisch die Völker wägen, so wüßten wir nicht, hinter welchem das vielgeschmähte, von seinen eigenen Söhnen zum Teil schnöde bloßgestellte deutsche Volk zurückzutreten hätte. Trotz allem, was man, teils mit Recht, teils mit Unrecht, den Vertretern des alten Regimes und dem deutschen Volke zur Last gelegt hat, wird ein gerechter Richter kaum die sittliche Überlegenheit auf der Seite der Ententevölker feststellen; etwa bei den Briten, die mit dem mehr ehrlichen als erhebenden Schlachtruf „business as usual“ sich in den mörderischsten aller Kriege stürzten, in dem sie keineswegs nach ihrem Sportgrundsatz „fair play“ verfahren, bei den Franzosen, die durch die bis heute noch ungesühnte Ermordung des Friedensfreundes Jaures ein gefürchtetes Kriegshindernis beseitigten und während des Krieges durch besondere Unmenschlichkeit, durch eine oft sadistische Grausamkeit gegenüber wehrlosen Gefangenen, durch die Schändung von Kriegergräbern ihre Zivilisation bewiesen, und deren Rachsucht und Raubgier auch bei den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen sich so schamlos offenbart; etwa bei den verräterischen Italienern mit ihrem „sacro egoismo“, von den Rumänen, Serben und Montenegrinern ganz zu schweigen? Nur der letzte unserer Gegner, der uns als solcher verständlicher und achtenswerter, denn als Neutraler erschienen ist, darf auf unsere Anerkennung als eine nicht ausschließlich von den Motiven eines rücksichtslosen, wirtschaftlichen und nationalen Egoismus, sondern auch von höheren sittlichen Ideen geleitete Macht Anspruch erheben. Der Gedanke des Völkerbundes, der Völkerversöhnung, an dessen Ernst uns anfangs zu glauben schwer fiel, hebt, so viel materielle Berechnung auch mit ihm verbunden sein mag, die Vereinigten Staaten hoch empor über ihre von Raubtierinstinkten beherrschten Alliierten und umleuchtet das Sternenbanner mit unvergänglichem Glanze. Es bleibt freilich abzuwarten, ob diesem Idealismus des Gedankens auch der entsprechende Idealismus der Tat, die seine reine Verwirklichung gegen alle Widerstände und Verzerrungsgelüste durchsetzt, sich gesellen wird. Erst dann wird man über den Wert des amerikanischen Gedankens und über den Yankee, in dem wir bisher immer in erster Linie den smarten Geschäftsmann und Rekordwüterich gesehen haben, und der dann auf eine höhere Schätzung seinen

Anspruch erwiesen haben würde, ein abschließendes Urteil fällen können.

Der Sieg ist bei den Angelsachsen verblieben; ob ihr Geist fortan dauernd die Welt beherrschen wird, müssen wir der Zukunft anheimstellen; für wünschenswert vermögen wir trotz des amerikanischen Völkerbundgedankens diese Herrschaft nicht zu halten. Längst sind die Zeiten hin, da England mit der Macht großer religiöser Ideen die Welt bewegte.

Heute bedeutet uns England nicht mehr als die Verkörperung einer gesunden, aber kaltherzigen und rücksichtslosen wirtschaftlichen und nationalen Selbstsucht, die vom Staatsmann bis hinab zum Arbeiter, den Sombart als einen „maßlos praktischen nüchternen Gesellen“ bezeichnet, das Inselvolk beherrscht; und die Frage, was die Amerikaner an dauernden Werten für die Menschheit geschaffen haben, beantwortet ein deutscher Gelehrter am Schlusse eines mehrere Jahre vor Ausbruch des Krieges geschriebenen Buches über die Vereinigten Staaten dahin: „Es ist ihr Verdienst, in einer verhältnismäßig kurzen Zeit ein ungeheures Gebiet der Menschheit erschlossen und dadurch den Reichtum der Welt an Rohstoffen und Lebensmitteln außerordentlich vermehrt und eine wirtschaftliche Organisation aufgebaut zu haben, die ihres gleichen sucht.“ Fragt man aber nach den geistigen Werten, die sie der Welt geschenkt haben, so ist auf die bezeichnende Tatsache hinzuweisen, daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Amerika als einziger Schriftsteller von Weltruf einen Mark Twain besaß. Und alle puritanische Strenge der amerikanischen Religiosität erscheint flach und nüchtern neben der metaphysischen Tiefe, die sich in dem Gedanken- und Gefühlsleben des deutschen und des in vielem ihm innerlich wesensverwandten russisch-slawischen Volkes offenbart, das die in unseren Zeiten unvergleichliche Erscheinung eines Tolstoi hervorgebracht hat und das ein Schriftsteller nicht mit Unrecht als den Christus unter den Völkern bezeichnet. Vielleicht kommt einst der Tag, wenn die Stürme dieser unsicheren Gegenwart verbräut sind und der Wahnwitz blinder Zerstörung und Selbstvernichtung bezwungen ist, an dem ein gesundes, neuerstandenes, freiheitliches Rußland und das neue Deutschland sich auf dem gleichen Wege zusammen-

---

finden und die vereinte Leuchte ihres Geistes die Welt erhellt. Der Tag des Deutschen, den Schiller prophezeite, und den wir schon nahe wähten, wird und muß kommen, wenn das deutsche Volk, das der Welt so viel gegeben hat und noch zu geben haben wird, das Gut sich bewahrt, ohne den keines Volkes Bestand und Größe gesichert ist: den Glauben an sich und seinen Wert."

---

## Die Breslauer Zeitung und die Revolution

Der plötzliche Ausbruch der Revolution am 9. November überraschte die Breslauer Zeitung ebenso wie alle Welt, aber sie sah alsbald die geschichtliche Notwendigkeit dieses Umsturzes ein, und nahm keinen Anstand, sich mit der Revolution solidarisch zu erklären. Das hinderte jedoch einige Heißsporne der Umstürzler nicht, meine Beseitigung von der Leitung der Breslauer Zeitung zu verlangen, womit sie freilich kaum ernst genommen wurden, geschweige denn auch nur bei den eigenen Genossen durchdringen konnten. Die Revolution vollzog sich bekanntermaßen überhaupt in Schlesien in verhältnismäßig ruhigen Formen, und der Betrieb der Breslauer Zeitung als solcher wurde erst später, im Sommer 1919, in zwei Fällen unterbrochen, bezw. schwer geschädigt: einmal durch den **Setzerstreik**, der vom 30. Mai bis 7. Juni dauerte, während welcher Zeit sämtliche hiesigen Zeitungen überhaupt nicht erscheinen konnten, und dann während des schlesischen **Eisenbahnerstreiks**, der am 24. Juni begann und am 1. Juli endete, und der eine Versendung der Zeitungen nach auswärts unmöglich machte. Beide Vorgänge sind noch so frisch im Gedächtnis, daß ich sie hier nicht zu schildern brauche.

Eine Änderung in dem äußeren Bilde der Zeitung trat am 3. August 1919 ein, an dem die Breslauer Zeitung einen neuen **Titelkopf** erhielt: es war der elfte in ihrer hundertjährigen Geschichte. Die Gründe für diese Umwandlung lagen in der Veränderung des Gesamtbildes, das die Zeitung unter der Einwirkung des Krieges erhalten hatte, wie ich es oben Seite 299 geschildert habe. Ich kann meine Arbeitfüglich schließen mit den Worten, die ich damals der Neuerung zum Geleit auf den Weg mitgab:

„Wenn wir das neue Titelblatt dem alten tunlichst angeähelt haben, so wollen wir damit zum Ausdruck bringen, daß die Bres-

---

lauer Zeitung auch in Zukunft entschlossen ist, ihrer von dem „alten Stein“ gegründeten guten Tradition treu zu bleiben. Sie will auch weiter ihren Lesern ein sorgsamer und gewissenhafter Berater sein, und sie wird sich bemühen, all' ihre beste Kraft einzusetzen für die Pflege echter Vaterlandsliebe und freiheitlichen sozialen Bürgersinnes. Aber sie wird sich darüber hinaus den Forderungen der neuen Zeit, die so vieles grundstürzend geändert hat, nicht verschließen, und sie wird, wie in der äußeren Form, so auch in ihrem Inhalt, den neuen Wein in neue Schläuche zu füllen bemüht sein. Mit einem Wort, die Breslauer Zeitung soll und wird auch in ihrem hundertsten Lebensjahre jung bleiben, ohne die reichen Erfahrungen ihrer guten und ehrenvollen Überlieferung zu vergessen.“

---



## Sach- und Namenregister

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen)

- Achilles, Bürgermeister 286.  
 Aderholz, Friedrich 103.  
 Adler-Paris, Dr. Max 286.  
 Ahrens, Dr. Felix 264.  
 Albers, Paul 287.  
 Albert, Henry 286.  
 Alexander II., Zar 167. 227.  
 Alexander von Bulgarien 244.  
 Alexis, Willibald 58.  
 Alldeutsche 308.  
 Allgemeine Oder-Zeitung 103 ff.  
 Allgemeine Preussische Staatszeitung  
   34. 49. 67. 71.  
 Alp 287.  
 Alters- u. Invaliditätsvers. 230. 246.  
 Ambrosch, Minna 13.  
 Anonymität 278 f.  
 Arbeiterverein 134.  
 Arbeitslosenversicherung 246.  
 Arnau, Curt v. 242.  
 Arndt, E. M. 97.  
 Arnim, Graf Harry 207 f.  
 Arnoldi, Bischof 112.  
 Asch, Dr. 134. 192. 221.  
 Asche, Dr. 286.  
 Assig u. Siegersdorff, Dr. Andreas 30.  
 Auerbach, Berthold 134.  
 Auerbach, Dr. J. 286.  
 Auerswald, Hans v., General 137.  
 Auerswald, Rudolf v., Minister  
   134. 171.  
 Augsburger Allgem. Zeitung 49.  
 Ausgabe A u. B der Bresl. Ztg. 270.  
 Badt, Dr. Bertha 287.  
 Bäckler-Büro 279.  
 Bamberger, Ludwig 232. 234. 240.  
 Bang, Hermann 287.  
 Barsch, Paul 272. 281.  
 Barsch-Wigger, Hedwig 272. 281.  
 Barth, Friedrich 9.  
 Barth, Hermann 75. 83. 87 f. 91. 99.  
   101. 106. 126. 128. 150. 159 ff.  
 Barth, Johann August 30. 75. 91.  
 Bauer, Caroline 208.  
 Bauer-Wien, Dr. Ludwig 289.  
 Bebel, August 197.  
 Becker, Heinrich 13.  
 Behnsch, Dr. 84. 134. 140.  
 Bender, Dr. Georg 240. 255. 282.  
 Bender, Expeditionsvorsteher 282.  
 Benedek, General v. 187.  
 Bennigsen, Rudolf v. 210. 215. 220. 229.  
 Benzmann, Hans 287.  
 Berger, Ludwig 268.  
 Berges, Philipp 264.  
 Bergmann 247.  
 Berlepsch, H. E. v. 251.  
 Berliner Kongreß 215.  
 Berliner Tageblatt 300.  
 Berndt, Gustav 242.  
 Bethge, Hans 286.  
 Bettauer, Fritz, Ernst 306.  
 Bettelheim, Anton 248.  
 Beust, v., Minister 190.  
 Biberfeld, Carl 287.  
 Bielschowsky, Albert 252.  
 Bielschowsky, Gustav 268.  
 Bierey, Theaterdirektor 21. 52 ff. 90.  
 Bischhoff, Eduard 268.  
 Bismarck, Fürst Otto v. 172 f. 176 ff.  
   182 ff. 191. 198. 211 ff. 215. 229 f. 246.  
   253 f. 261.  
 Bleibtreu, Karl 286.  
 Blum, Robert 191. 137 f. 143.  
 Blumenthal, Oskar 208.  
 Bobertag, Dr. Felix 239. 287.  
 Bodenreform 257.  
 Boehlau, Helene 288.  
 Bohn, Dr. Emil 236 ff. 282.  
 Bote aus Oberschlesien 56.  
 Bothe, Dr., Regierungsrat 29.  
 Bouneß, Justizrat 192.  
 Bouquet, Paul 286.  
 Boyen, v. 97.  
 Brachmann, Dagobert 280.  
 Brachvogel, E. 188 f.  
 Brand, Wilhelm 239. 286.

- Brandenburg, Graf v., Minister 137.  
 Brandes, Georg 286.  
 Braniß, Prof. Dr. 143. 145.  
 Braun-Wiesbaden, Carl 208.  
 Braunert 280.  
 Brenn, v., Minister 72.  
 Brentano, Lujo 203.  
 Breslauer Diskontobank 205.  
 Breslauer Erzähler 5. 9.  
 Breslauer Figaro 99.  
 Breslauer Fremdenblatt 159.  
 Breslauer Gewerbeblatt 159.  
 Breslauer Lokalblatt 77.  
 Breslauer Morgen - Zeitung 142. 174.  
 281. 284. 289.  
 Brieger, Oskar, Dr. med. 268.  
 Brockhaus, F. A. 222.  
 Brömel, Francis 286.  
 Bromig, Dr. Gustav 251.  
 Buchdruckergewerbe - Tarifgemein-  
 schaft 258.  
 Bucher, Lothar 172.  
 Buchhandel 122. 124.  
 Bülow, Fürst Bernhard v. 212.  
 Bülow-Cummerow v. 105. 109.  
 Bülow, Frieda, Frein v. 286.  
 Bürkner, Robert 104. 161. 163. 169. 172.  
 Burglriede 296.  
 Busse, Carl 288.  
  
 Camphausen, Ludolf, Minister 134. 156.  
 Camphausen, Otto v., Minister 215.  
 Canning, Minister 62.  
 Caprivi v. 253. 265.  
 Carl, Prinz v. Preußen 45. 75.  
 Carlos, Don, Prinz 63. 88.  
 Carlotta v. Portugal 47.  
 Caro, Professor J. 257.  
 Casanova 61.  
 Castlereagh 32 f. 47.  
 Cauer, Dr. 143. 145.  
 Cauer, Minna 145.  
 „Censeur“ 43.  
 Charmatz, Richard 286.  
 Chevalley, Heinrich 287.  
 Cholerajahr 1831 71.  
 Christoph Wild (Julius Stein) 218.  
 Cohn, Dr. Willi 287.  
 Cohn, Professor Dr. Hermann 286.  
 „Constitutionel“ 43.  
 Cortesi 286.  
 Coßmann, Journalist 210.  
  
 Dalnoki, Franz, Redakteur 306.  
 Darwin, Charles 102.  
  
 Dau, Franz 280. 289. 306.  
 Daudet, E. 288.  
 Delbrück, Rudolf v. 211 f.  
 Demaisonneuf, General 31.  
 Demokratische Klub 134.  
 Demokratisch - konstitutionelle Verein  
 134.  
 Demonow, Wladimir 238.  
 Deschenteil 263.  
 Dercks, Emil 283.  
 Deutsch 238.  
 Deutsche Blätter für Poesie usw. 9.  
 Deutsch-freisinnige Partei 223. 233. 240.  
 254.  
 Deutsche Tabakszeitung 285.  
 Deutscher Volksverein 134.  
 Devrient, Schauspieler 70.  
 Dienststunden der Redaktion im Welt-  
 krieg 293.  
 Diesterweg, M. 287.  
 Dölle, Paul 240.  
 Doormann, Professor Dr. Karl 285.  
 Dresdner, Dr. Albert 264.  
 Droste zu Vischering, v. 91.  
 Duncker, Dora 288.  
 Dunin, v. Erzbischof 91.  
 Dyhrenfurth 134.  
  
 Eckart (Anton Bettelheim) 239.  
 Eckstein, Ernst 215. 286.  
 Eggeling, Prediger 55.  
 Ehlers, Dr. Otto 284 f.  
 Ehrenhaus, Martin 287.  
 Ehrlicke, Börsenberichterstatler 223.  
 Eigentlich Konstitutionelle 144. 147.  
 Eisenbahnen 85 f. 94 f. 116 f.  
 Eisenbahnerstreik 316.  
 Ekdal (Deckname) 280.  
 Elias-Berlin 287.  
 Elsaß-Lothringen 133. 196. 257.  
 Elsner, Dr. Moritz 81. 84. 134. 138.  
 140 ff. 164. 259.  
 Elsner, Joh. Gottfried 79.  
 Engel, Alexander 282.  
 Engel, Fritz 287.  
 Engels-München, Eduard 286.  
 Engels, Friedrich 115.  
 Eras, Dr. Wolfgang 223 f. 225. 252 f.  
 Erdmann, Oskar 241.  
 Erfurter Parlament 147.  
 Erichsen, Leo 282.  
 Ernst August v. Hannover 87.  
 Ernst, Paul 286.  
 Essener Zeitung 224.  
 Extrablätter 300 f. 302.  
 Extrablätter-Maschine 302.

- Falk, Adalbert, Kultusminister 198. 219.  
 Falkbeer, Börsenberichterstatte 223.  
 Fechter, Paul 286.  
 Feit, Prof. Dr. Geheimrat VII.  
 Feldmann, Börsenberichterstatte 223.  
 Feldpost 295.  
 Feldpostbriefe 281. 292 ff.  
 Ferdinand v. Neapel 47.  
 Ferngespräche 242 f.  
 Fernsprecher im Weltkrieg 300 f.  
 Feuillet 89. 91. 152. 162. 164. 175.  
 180. 208. 214. 224 f. 227. 231. 235 f.  
 239. 248. 252. 257. 263. 274 f. 278.  
 282 f. 286 ff. 289 ff. 291.  
 Fischer, Eugenie, Sängerin, s. Nimbs  
 78.  
 Fischer-Gesellhofen, Julius 252. 282.  
 Fischer, Theaterdirektor 21.  
 Fitger, E. 262.  
 Foerster, Redakteur 282.  
 Förster, Dr., Domherr 112.  
 Förster, Fürstbischof 225.  
 Förster, Theaterdirektor 259.  
 Forckenbeck, Max v. 219.  
 Format 85. 89. 147. 149. 162.  
 Fortschrittspartei, Deutsche 169. 189.  
 204. 206 f. 211 ff. 217. 219. 222 f. 230.  
 Fortunatus-Wien (Hermann Heim) 286.  
 Foureaux, Seiltänzer 51.  
 Frank, Ulrich (Ulla Wolff) 248. 251.  
 288.  
 Frank, Bankier 148.  
 Frankfurter Zeitung 220. 229. 292.  
 Franz, Professor Dr. Julius 282.  
 Franz I., Kaiser 79.  
 Franz Joseph, Kaiser 167. 190.  
 Franzos, Karl Emil 215.  
 Freie Stimme 211.  
 „Freikugeln“ 22.  
 Freisinnige Vereinigung 265 ff.  
 Freisinnige Volkspartei 265 ff. 271. 275.  
 Freisinnige Zeitung 261.  
 Frentzel, Abg. 186.  
 Frey, Sylvester 225.  
 Freytag, Gustav 250.  
 Friedensziele 296.  
 Friedenthal, Minister 219.  
 Friedenthal, Kommerzienrat 205.  
 Friedländer, M., Druckerei 76. 79. 84.  
 Friedländer, Gebr. 205.  
 Friedländer, Hugo 238.  
 Friedrich d. Große 110.  
 Friedrich Wilhelm 30. 150. 182.  
 Friedrich Wilhelm III. 45. 47. 67 f. 71.  
 92 f.  
 Friedrich Wilhelm IV., 92 f. 96 ff. 127.  
 131. 168.  
 Friedrich III., Kaiser 249.  
 Fritze, Redakteur 281.  
 Fröhlich, Otto 282.  
 Fromberg, Conrad 221.  
 Fromberg, Heinrich 192 f.  
 Fülleborn, Professor 5.  
 Fürstenkongreß, Frankfurter 176.  
 Galland, Dr. Georg 252.  
 Ganghofer, Ludwig 287.  
 Gardefeu, R. 214. 218.  
 Gartenlaube, Österreichische 211.  
 Gasteiner Vertrag 184 f.  
 Gatter, Paul 282.  
 Gatter-Barsch, Julie 282.  
 Gebhardt, Bruno 242.  
 Gellken 249.  
 Geiger, Abraham, Dr. 100.  
 Geiger, Geheimrat Prof. Dr. 286.  
 Gembs, Stenograph 281.  
 Georg III. von England 46.  
 Georg IV. von England 46 f.  
 Gerhardt, Prof. Dr. 247.  
 „Geschundene Raubritter“ 214.  
 Giesen, Alexander 207.  
 Glagau, Otto 202.  
 Glas G. 245.  
 Glaser, Joseph Theodor 287.  
 Göppert R. H. 225.  
 Goethe 7. 11 ff. 22. 50. 58 f. 60.  
 Götschel, Georg 252. 287.  
 Göttinger Sieben 87.  
 Götz-Hamburg, Adolf 286.  
 Goldbeck, Eduard 285.  
 Goldschmidt, Kurt Walter 287.  
 Gothein, Georg 241. 265. 267.  
 Gottschalk, S. 272. 279. 290. 306.  
 Gottschall, Rudolf v. 10. 153. 164. 166.  
 225. 231.  
 Gottstein, Dr. J. 247.  
 Graeff, Justizrat 134. 143 f.  
 Granier, Julius, Buchhändler 163.  
 Graß, Barth u. Comp. 30 ff. 62. 65. 73.  
 76. 79. 84. 87. 101. 123. 150. 163.  
 Graß, Dr. Samuel 30.  
 Grattenauer, Dr. 53. 55 f. 79. 100.  
 Greiner, Leo 286.  
 Grillparzer 110. 257.  
 Grimm, Gebrüder 97.  
 Gröhn, Waldemar 281.  
 Grollier, Balduin 225. 288.  
 Groß, Literat 183.  
 Groß, Ferdinand 225. 239.  
 Gründerzeit 199 ff. 208.

- Gruner, Ferdinand 286.  
 Gumbinner, Dr. 209 f.  
 Guttman'sches Büro 280.  
 Gylling, Abg. 285.  
 Haase, Prof. Dr. Friedrich 143. 145.  
 Haber, Herrmann 267. 273. 275.  
 Haber, Dr. Fritz 287.  
 Haber, Siegfried, Stadtrat 287.  
 Habicht, Ludwig 180. 188. 215.  
 Habicht, Max 9.  
 Hagen, Abgeordneter 171.  
 Hagen, Friedr. Heinrich v. der 9. 39. 50.  
 Hahn, Martin 251.  
 Haja, Otto 279.  
 Halama, Ernst, Redakteur 306.  
 Hamburger, Dr. Hermann 282. 287. 289.  
 Hamburger, Dr. Paul 236. 242. 250. 252. 259. 260 f. 268. 274. 280.  
 Hamburgische Korrespondent 33. 49. 67.  
 Hamilton, Herzog 25.  
 Handelsteil 38 f. 56. 89. 117 ff. 119. 147. 157. 167. 183. 200 ff. 208. 223. 228. 241. 263. 271. 279. 291.  
 Hannoversche Courier 205.  
 Hansemann, David, Minister 83. 116. 134.  
 Hardenberg, Fürst v. 24 f. 28. 42 ff. 47. 49.  
 Harkort 150. 152.  
 Hart, Heinrich 231. 239. 286.  
 Hart, Julius 287.  
 Hartleben, Otto Erich 60.  
 Hauptmann, Gerhart 116.  
 Hegel 91.  
 Heiberg, Hermann 288.  
 Heidenhain, Prof. Dr. Rudolf 257.  
 Heidrich, W., Rektor 225.  
 Heilberg, Adolf 251. 268. 275.  
 Heilmann, Hans 274. 282.  
 Heim, Hermann 286.  
 Heimann, E., Bankhaus 205.  
 Heinke, Polizeipräsident 66. 73 f. 83. 101. 141. 164.  
 Helgoland 235 f.  
 Helmholtz, Prof. 257.  
 Hengstenberg 113.  
 Hermann, Dr. 286.  
 Hermann, Georg 288.  
 Herold, Depeschbüro 279.  
 Herrenhaus 127. 171. 199.  
 Herzog, Rudolf 288.  
 Hesse, Prof. Otto 287.  
 Hesse-Warlegg, Ernst v. 286.  
 Hevesi, Ludwig 239. 287.  
 Heyden v., Regierungsrat 73.  
 Heymann, Adolf 260. 279.  
 Hilscher, Rudolph 70. 74. 107.  
 Hippe, Prof. Dr. VII.  
 Hirschberg-Jura, Rudolf 288.  
 Hirschfeld, Georg 288.  
 Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe im Weltkrieg 307.  
 Hobrecht, Artur 187. 215. 219.  
 Hochbein, Bruno 281. 306.  
 Höcker, Oskar 286.  
 Höcker, Maler 58.  
 Hödel 215.  
 Hoepfner, Therese 225.  
 Hoerner, Otto v. 281. 306.  
 Hoffmann, E. T. A. 58.  
 Hoffmann v. Fallersleben 102.  
 Hofmann v., Staatssekretär 212.  
 Hofrichter 164.  
 Hohenlohe, Kardinal 198.  
 Hohenlohe, Adolf, Prinz, Minister 171.  
 Holländer, Felix 286. 288 f.  
 Holtei, Karl v. 6 f. 9. 11. 13. 21 f. 23 f. 40. 206. 225.  
 Holtei, geb. Rogée 51.  
 Holzapfel 240.  
 Holzerland 241.  
 Holzhausen, Paul 286.  
 Honigmann, Dr. Paul 134. 242.  
 Hopfen, Hans 241. 243.  
 Horwitz 225.  
 Horusloge 8.  
 Huch, Ricarda 286.  
 Hugo, Victor 188.  
 Ibsen, Henrik 235 f.  
 Ichenhaeuser, Eliza 285.  
 Illustrierte Beilage 297.  
 Inseratenwesen 33. 35 f. 40 f. 79. 89. 119 ff. 198 ff. 302 f. 305.  
 Isolani, Eugen 286.  
 Jacobsohn-Wien, Leopold 286.  
 Jacoby, Johann 192.  
 Jaenicke, Carl 225.  
 Jagow v. 239.  
 Jahn, Turnvater 97.  
 Janke, Otto, Verleger 222.  
 Jean, Paul 57 f.  
 Jensen, Wilhelm 225. 288.  
 Johann, Erzherzog, Reichsverweser 136 f. 156.  
 Johann IV. von Portugal 47.  
 Journal des Débats 44.  
 Journal de Paris 44.

- Jüdische Gemeinde, Breslauer 99 f.  
 Jürge, Abel (Dr. Schipke) 231.  
 Junge, Karl August 259.  
 Jungnitz, Prof. 41.  
 Jurinek-München 287.  
 Justinus, Oskar 225.  
  
 Kalbeck, Max 225.  
 Kablert, August 8. 12.  
 Kainz, Joseph 236.  
 Kaiserproklamation 196 f.  
 Kalide, Bildhauer 110.  
 Kalisch, David 287.  
 Kannegießer, Direktor 74.  
 Kanzow, Carl 285.  
 Kappstein, Theodor 285.  
 Karbstein 281.  
 Karl, Herzog von Braunschweig 67. 69.  
 O. Karl 282.  
 Karoline von Braunschweig 46 f.  
 Karpeles, Gustav, Dr. 206 287.  
 Katzenmusiken 135.  
 Kaufmann, Georg, Prof. Dr. 151.  
 Kaufmann, Richard 245.  
 Keil, Paul 281.  
 Keller, Paul 287.  
 Kerr, Alfred 274.  
 Key, Ellen 287.  
 Kiefer, Moritz, Börsenberichterstatler 223. 279.  
 Kienzl, Hermann 287 f.  
 Kiesewetter, Heinrich 307.  
 Kießling, Theaterpächter 77.  
 Kilian 178. 180.  
 Kipke, Carl, Musikdirektor 214.  
 Kirchmann, Jukus v. 211 f.  
 Kiß, Bildhauer 110.  
 Klagenfurter Zeitung 211.  
 Kleine Ausgabe der Bresl. Ztg. 270.  
 Kleine Chronik 228.  
 Kleist-Retzow, v. 172.  
 Klutschke, Justizrat 73.  
 Klinenberger-Wien, Ludwig 286.  
 Klossowski, Erich 287.  
 Kobbelt, Rudolf, Pastor 285.  
 Koebner, Redakteur 170. 205.  
 Köhler, Fritz, Rektor 225.  
 Kölnische Zeitung 49. 67. 292.  
 Königsberger Hartungsche Zeitung 261. 273. 280.  
 Kohlrausch, Robert 288.  
 Kohut, Dr. Adolf 287.  
 Kolonialpolitik 230. 240.  
 Kommune, Pariser 197.  
 Konietzny, Abg. 285.  
  
 Konsortium der „Breslauer Ztg.“ 267 f.  
 Konstitutioneller Zentralverein 134.  
 Konte, Gustav (August Semrau) 154.  
 Konzil, Vatikanisches 196.  
 Koreff, Dr. 24 f. 28.  
 Koschate, Elisabeth 306.  
 Koslowsky 280.  
 Kospoth, Freiherr v., Oberbürgermeister 71.  
 Kottwitz, v., Regierungsdirekt. 29. 46.  
 Kotzebue 33.  
 Krakau, Aufhebung des Freistaates 100 f.  
 Krankenkassengesetz 230.  
 Kraus, Carl 286.  
 Krause, August Friedrich 287.  
 Krebs, Julius 55 f. 81.  
 Kreisordnung 199.  
 Kretschmer 288.  
 Krieger, Heinz 285.  
 Kriegsberichterstattung 292 f.  
 Kriegsliteratur 291.  
 Kriegsverfügungen für die Presse 297.  
 Kriegszensur 294 f.  
 Kudraß, Karl Immanuel 91.  
 Kulturkampf 196. 198. 246.  
 Kundel, Carl 271.  
 Kunstausstellung, schlesische 50.  
 Kunstbesprechungen 283. 287.  
 Kurella, Dr. Hans 287.  
 Kurnik, Dr. Max 134. 137. 170. 205 f.  
 Kurszettel der „Bresl. Ztg.“ 263. 279.  
 Kutzen, Prof. Dr. 104.  
  
 Laboschin, Siegfried 283.  
 Lahm, Carl 286.  
 Lamprecht, Theodor 264.  
 Lancizolle 109.  
 Land, Hans 288.  
 Langenstraßen, Dr. Bodo VIII. 281. 306.  
 Langhans, d. Ältere 114.  
 Langhans, Baurat 99.  
 Lasker, Eduard 201. 205. 210. 219.  
 Lassalle, Ferdinand 211.  
 Laube, Heinrich 6 f. 10 f. 13. 19. 22. 70.  
 Lederer, Dr. Victor 286.  
 Lee, Heinrich 288.  
 Lehmann, Dr. Jon 275. 286. 289.  
 Lehmann, Dr. Markus 276.  
 Lemberg, Justizrat Dr. 285.  
 Lempp, Oskar 240.  
 Leo, Erich, Redakteur 281.  
 Leonhard, Franz 268.  
 Lepère, Herbert 281.  
 Lesser, Max 285.  
 Lessing 20.



- Lesueur, Daniel 288.  
 Lewald, August 22.  
 Lewald, Friedrich, Eisenbahndirektor  
   81. 83. 116. 134. 143. 225.  
 Lewinstein, Dr. Gustav 285.  
 Lewy, Dr. 238.  
 Liberale Vereinigung 210.  
 Liberalismus 202.  
 Lichnowsky, Fürst 137.  
 Lichtenstein, Dr., Franz 224.  
 Liebig, Justus v. 102.  
 Liebscher, Richard, Redakteur 267.  
 Lincoln, Gräfin 25.  
 Lindau, Dr. Paul 252. 261. 286.  
 Lindner, Anton 286.  
 Lindner, Heinrich 205.  
 Lindner, Lothar 271 f. 275.  
 Lindner, Georg 307.  
 Lindsay, Martin Dr. 285.  
 Lion, Julius 268.  
 Lion, Dr. Paul 221 ff. 235. 239. 253.  
   260 ff.  
 Lion'sche Erben 267.  
 Liszt, Franz 152. 224.  
 Literarische Rundschau 278.  
 Löb, Moritz 288.  
 Loebell, Prof. Dr. 31. 36. 55.  
 Löwe, Richard 280.  
 Löwenfeld, Raphael 225.  
 Locwenstein, Rudolf 287.  
 Lokaler Teil 37. 78. 84. 89. 95 f. 99.  
   223. 227. 235. 271 f. 274. 281 f. 291.  
 Lothar, Rudolf 251.  
 Loti, Pierre 288.  
 Lotti, Dora (Kretschmer) 288.  
 Louis Philippe 86.  
 Louise von Preußen 45 f.  
 Lucas, Stanislaus 288.  
 Ludwig XVIII. 43.  
 Lüttken, André 238.  
 Luft, Bruno 279.  
 Lund, Walter v. 241.  
 Luxemburgische Frage 190.  
 Lwowsky, Rudolf v. 306 f.
- Maassen, Finanzminister 83.  
 Mackay, Dr. Freiherr v. 285.  
 Mackenzie, Sir Morell 247.  
 Maczewski, Redakteur 281.  
 Magdeburgische Zeitung 67.  
 Malberg, Anna 287.  
 Mallinckrodt 190.  
 Manasse, Ludwig, Journalist 282.  
 Manteuffel v., Minister 161. 185.  
 Manteuffel, Otto, Freiherr v. 137. 151.  
 Marcuse, Max 279.  
 Marholm, Laura 288.  
 Markgraf, Dr. Hermann 253.  
 Markt, Hugo 283.  
 Marx, Karl 115. 211.  
 Masner, Prof. Dr. 287.  
 Max u. Comp. Buchhandlung 50.  
   123. 163.  
 Maximilian, Kaiser von Mexiko 190 f.  
 Mazas, Violinvirtuose 55.  
 Meffert, Dr. Franz 252.  
 Mehlhose, Marie 306.  
 Mehring, Sigmar 287.  
 Mehwald, Friedr., Redakteur 74. 77.  
 Meltzer, Oskar 193. 263.  
 Melzer, Dr. Ernst Friedr. 72. 77.  
 Memeler Dampfsboot 281.  
 Menson, Journalist 286.  
 Menzel, Pastor D. Paul 287.  
 Merckel v., Oberpräsident 26. 44. 66.  
   71 f. 74 f. 83. 101.  
 Merkblatt für die Presse im Weltkrieg  
   295 f.  
 Metternich, Fürst 3. 42. 47 f. 68.  
 Meunier, Attentäter 86 f.  
 Meyer, Dr. Alexander 170. 205. 210.  
   231 ff. 244. 253. 262. 265.  
 Meyer-Frankfurt 285.  
 Meyer-Förster, Elsbeth 288.  
 Meyer, Rudolf 202.  
 Michaelis, Redakteur 281.  
 Michaelson, Hermann 70. 99 f.  
 Miguel v. Portugal 47.  
 Milde, Stenograph 281.  
 Militärkonflikt 168. 172 f. 175 ff.  
 Militärvorlage, Caprivis 265 f.  
 Milkau, Dr. Geheimrat VII.  
 „Minerve“ 43.  
 Miscellen 49.  
 Mittelrheinische Volksztg. 224.  
 Mittler, Gerhard 245.  
 Mittmann, Paul 283.  
 Möller, E. 128.  
 Molinari, Theodor 134. 143 f. 148.  
 Monarchie 130 f.  
 „Moniteur“ 44.  
 Montagsblätter 301 f.  
 Moos 287.  
 Morier, Sir Robert 249.  
 Moser, Börsenberichterstatter 239.  
 Mosewius, Dr. Joh. Theodor,  
   Kapellmeister 52 f. 90 f.  
 Mühlher v., Kultusminister 191 f. 198.  
 Müller-Guttenbrunn, Adam 242.  
 Müller, Dr. Leonhard VIII, 161.  
 Müller-Meiningen, Dr. 285.  
 Müller-Sagan, Dr. Hermann 267.

- Münchener Neueste Nachrichten 211.  
 Münzer, Dr. Georg 282 f.  
 Mundt, Prof. Dr. Theodor 138.  
 Muschner, Georg 286.  
 Musikbesprechungen 152 f. 214. 224.  
 282.  
 Muther, Richard 287.
- Nachrichtendienst 49. 85 ff. 95.  
 Nagler v., Generalpostmeister 86.  
 Namensnennung der Verfasser von  
 Zeitungsartikeln 278.  
 Napoleon Bonaparte 48 f.  
 Napoleon. III. 165 ff. 185. 190. 195 f.  
 Nationalliberale Partei 189. 204.  
 210 ff. 219 f. 230. 233.  
 Nationalverein 165 f.  
 Nationalversammlung, Frankfurter  
 133. 135 ff.  
 Nationalversammlung, Preußische  
 133. 137.  
 Necker 257.  
 Nees v. Esenbeck 134. 141. 164.  
 Neisser, Prof. Albert 268.  
 Neisser, Gustav, Rechtsanwalt 268.  
 Neue Breslauer Erzähler 9.  
 Neue Breslauer Zeitung 31.  
 Neuendorff 282.  
 Neue Frankfurter Presse 211.  
 Neue Oderzeitung 103. 164.  
 Neue Rheinische Zeitung 115.  
 Neues Schlesisches Gebirgsblatt 56.  
 Neuhoff, Carl Adolf 264.  
 Neuländer, Fritz 306.  
 Neumann, Redakteur 280.  
 Neumann-Hofer, Adolf 264.  
 Neumann-Hofer, Otto 248. 251.  
 Neumann, Theaterdirektor 77.  
 Neuorganisation der Freisinnigen  
 Volkspartei 266.  
 Nietzsche, Friedr. 59.  
 Nimbs, Dr. Josef 4. 77 f. 83. 99. 101.  
 105 f. 133. 150.  
 Nimbs, Eugenie, Sängerin s. Fischer  
 78.  
 Nobiling 217.  
 Nodnagel, Ernst Otto 287.  
 Norddeutscher Bund 189.  
 Nord und Süd 252.  
 Normal-Zeitung 201. 203 f.  
 Nowak, Heinrich 307.
- Oehlike, Dr. Alfred 240. 259 ff. 273 ff.  
 275. 289 ff. 298.  
 Oehlike, Marie, geb. Plehn VII. 287.  
 Oehlike, Eva, 306.  
 Oehlike, Hedda, 306.  
 Oelsner, Theodor 159.  
 Oheim, Fritz 306.  
 Ohnet, Georges 231. 245. 288.  
 Ompteda, Georg, Freiherr v. 288.  
 Oppenheim, Bankier 100.  
 Oppenheim u. Schweitzer, Bankhaus  
 205.  
 Oppler, Dr., Therese 287.  
 Ortmann, Reinhold 288.  
 Ostwald, Prof. Dr. Wilhelm 246. 287.  
 Otto, Wilhelmine 139.  
 Ouida 248. 287.
- Papierteuerung u. Papiernot 302 f.  
 Parisius, Ludolf 210. 213. 238. 241.  
 Parlamentsberichte 279 f.  
 Partsch, Joseph 257.  
 Patzak, Prof. Dr. 287.  
 Pepita de Oliva 154.  
 Petersilie, Friederike 13.  
 Petras, Arthur 274.  
 Pfiel, Ernst v. Minister 137.  
 Pfundtner, Dr. 284.  
 Philo vom Walde (Reinelt, Johannes)  
 287.  
 Pinder, Oberbürgermeister 115.  
 Pinnow 115.  
 Plehn, Anna Lucie 287.  
 Pluddemann, Paul 283.  
 Polenpolitik, 131. 169. 256.  
 Politische Übersicht 262.  
 Polko, Dr. Carl 224.  
 Pollak, Egmont 283.  
 Porzó (Dr. Ad. Agai) 251.  
 Posner 280.  
 Preßgesetz 207. 211.  
 Preßprozesse 169 f. 173. 177 f. 182 ff.  
 207. 240. 253.  
 Pringsheim, Fedor, Stadtrat 268.  
 Proell, Karl 210 f.  
 Proteus (Alex. Meyer) 233.  
 Provinziallandtage 96.  
 Provinzieller Teil 36 f.  
 Pückler-Muskau, Fürst 91.  
 Puttkamer v., Minister 219.
- Quehl, Ryno 207.  
 „Quotidienne“ 44.
- Rahel (Varuhagen v. Ense) 12.  
 Rath, Willi 286.
- Oberschl. Grenzzeitung 281. 306.  
 Obst, Karl 282.  
 Oder-Zeitung s. Allgemeine u. Neue  
 Oderzeitung.

- Raumer, Friedrich v. 9. 46.  
 Rechenberg, Dr. 282.  
 Regenbrecht, Prof. Dr. 128 f.  
 Reichenbach, Graf Eduard 134.  
 Reimann, Theaterpächter 77.  
 Reinelt, Johannes 287.  
 „Reiserundschau“ 278.  
 Reklamationen von Redakteuren und Angestellten im Weltkrieg 307.  
 Rempel, Carl 280.  
 „Renommée“ 43.  
 Reuter, Gabriele 288.  
 Reuter, Fritz 115.  
 Reuter, Paul 153.  
 Revolution von 1918 316 f.  
 Rheinbaben, Baron v. 62.  
 Richter, Eugen 207. 213 f. 254. 261. 271. 285.  
 Richter, Dr. Mil. 285.  
 Riess-München, Richard 287.  
 Rilke, Rainer Maria 286.  
 Ring, Dr. Max 74. 87 f. 248.  
 Rodenberg, Julius 164.  
 Roeder, Dr. 285.  
 Roeder v., General 50.  
 Roepell, Richard, Prof. Dr. 134. 143. 145 f. 242. 257.  
 Roesler, Robert 225.  
 Roger, Gustave, Sänger 153 f.  
 Rogge, Journalist 223.  
 Rohn, Albert 307.  
 Roland, E. 288.  
 Ronge, Johannes 111 ff.  
 Roon, Albrecht, Graf v. 171. 175.  
 Rose, Dr. A. H. 282.  
 Rosegger, Peter 208.  
 Rosenfeld, Manfred, Redakteur 306.  
 Rubiner, Ludwig 287.  
 Rüdiger, Max 282.  
 Ruge, Arnold 135.  
 Runge, Albert 282. 290. 306.  
 Russ, Karl 215.  
 Russel, Lord 32.  
  
 Sachs, Journalist 262.  
 Sakheim-Hamburg, Dr. Arthur 287.  
 Salzburger Konferenz 190.  
 Sand, Karl 33. 45.  
 Sansibar 255.  
 Sarrazin, Dr. C. 286.  
 Sasse, Leon (Sachs) 245.  
 Schaffgotsch, Graf 40.  
 Schall, Karl 4 ff. 49. 51 ff. 57 f. 63. 65. 70 ff. 90. 99. 104 ff. 160. 243.  
 Schardt 281.  
  
 Scheerbart, Paul 286.  
 Schelling 91. 110.  
 Schembera, V. K. 225.  
 Schepp, Dr. 285.  
 Scherek, Jakob 280. 285. 289.  
 Scherner, Dr. Carl 225.  
 Scheuermann, Ludwig 259 f. 263.  
 Schiller, Friedrich v. 22. 33.  
 Schirmacher, Dr. Käthe 286.  
 Schlachthof, Breslauer 239 f.  
 Schlachtsteuer 199.  
 Schlaf, Johannes 286.  
 Schlehan, Robert 174 f.  
 Schleinitz, von Oberpräsident 161. 187.  
 Schlesinger, Ludwig (Hevesi) 287.  
 Schlesinger, Paul 287.  
 Schlesische Chronik 80 ff. 90. 95. 101. 141. 147. 159.  
 Schlesische Kirchenzeitung 113.  
 „Schlesische Presse“ 204 ff. 210. 221. 270.  
 Schlesische Provinzialblätter 9. 115.  
 Schlesischer Bankverein 193 f. 221 f.  
 Schlesisches Intelligenzblatt 56.  
 Schlesisches Morgenblatt 174.  
 Schlesische Volkszeitung 227.  
 Schlesische Zeitung 2. 21. 24 ff. 34. 66. 79 f. 84. 89. 98. 103 ff. 108. 111. 141. 203. 206.  
 Schlesische Zeitung f. Musik 74.  
 Schleswig-Holstein 133. 165. 168. 173. 177 ff. 181.  
 Schlöffel, Fabrikbesitzer 144.  
 Schlosser, Grete 307.  
 Schmelka, Schauspieler 51.  
 Schmidt-Paris, Karl Eugen 286.  
 Schmidt, Lothar 286.  
 Schmidt-Weißenfels 175.  
 Schmieding 255.  
 Schneider, Hans 306.  
 Schöler, Hermann 285.  
 Schönfeld v., Regierungsrat 101.  
 Schönthan, Paul v. 245.  
 Scholz, Buchhändler 24.  
 Scholz u. Comp., Buchhandlung 123.  
 Schrader, Abg. 254.  
 Schubert, Ossip 288.  
 Schuckmann v., Minister 65 f.  
 Schürmann, Dr. 279.  
 Schulgesetzentwurf, Zedlitzscher 258.  
 Schultze-Hamburg, Dr. Ernst 287.  
 Schulz, Dr. David 113.  
 Schumacher, Carl 285.  
 Schumm 281.  
 Schutz Zollpolitik 217 ff. 230.

- Schwarzburg-Rudolstadt, Erbprinz v. 62.  
 „Schwarze Freitag“ 201 f.  
 Schweitzer, Hermann, Bankier 205.  
 Schweitzer, Leopold 117. 141.  
 Schwerin, Graf v. Minister 134. 166.  
 Schwonder, Oskar 281.  
 Seckles, Ignaz. 203. 206. 223. 241. 253. 258. 260.  
 Seeliger, Ewald Gerhard 286.  
 Semerau, Dr. Alfred 286.  
 Semrau, August 128. 134. 142. 154. 164. 240. 259.  
 Semrau, Prof. Dr. Max 236. 252. 283.  
 Septennat 219 f. 226.  
 Servaes, Franz 264.  
 Setzerstreik 201. 203. 257 f. 316.  
 Setzmaschinen 241. 298.  
 Sezession 210. 222. 233.  
 Shakespeare 11 f.  
 Siegert, Robert, Maler 65.  
 Siegert, Stenograph 281.  
 Sierke, Dr. Eugen 239.  
 Silbergleit, Arthur 287.  
 Simon, Emma 286.  
 Simon, Heinrich 84. 110. 134.  
 Simon, Justizrat 192.  
 Simson, Handelskammer-Sekretär 143.  
 Sincerus (Kobbelt) 286.  
 Sintram, s. Heinrich Thilo 90.  
 Sittenfeld, Ludwig 287.  
 Skowronnek, Richard 252.  
 Skrobrotz 281.  
 Sölffing, Otto 280.  
 Sonntag, Josef 286.  
 Sozialdemokratie 194. 211. 215 ff.  
 Sozialpolitik 230. 246.  
 Spemann, Wilhelm, Verleger 222.  
 Spenersche Zeitung 49. 67.  
 „Spiegel“ 277.  
 Spielhagen, Friedrich 208. 215. 218. 248. 288.  
 Staatszeitung, s. Allg. Preuß. Staatsztg. 34.  
 Stadttheater, Breslauer 63.  
 Stadtverordnetenversammlung 128.  
 Stahl, Leo 281.  
 Stanjek, Dr. Johannes 260. 267. 272.  
 Stark, Lothar 281.  
 Steffens, Henrich 7. 9. 22. 24.  
 Stegemann, Dr. Herbert 286.  
 Stehr, Hermann 287.  
 Stein, August 229. 234.  
 Stein, Berthold 248. 271.  
 Stein, Fritz v. 50.  
 Stein, Dr. Julius 32. 77. 84. 104. 134. 138 ff. 142. 164 ff. 171 ff. 182 ff. 192 ff. 202 ff. 209. 211 ff. 216. 220 f. 231. 240. 249 f.  
 Stein, Julius (Christoph Wild) 218.  
 Steinkohle 119.  
 Stelzner, Helene 286.  
 Stenzel, Prof. Dr. Gustav 143. 146.  
 Stern (Sterne) 264.  
 Sternberg, Dr. Julian 286.  
 Sternwald, Franz 224.  
 Steuer- u. Wirtschaftsreformer 212.  
 Stöcker, Adolf 220.  
 Stoesch, Gustav 258.  
 Strauß, David Friedrich 91. 111.  
 Strauß, Johann 208.  
 Strauß, Richard 283.  
 Strehlke 13.  
 Streifzüge, Breslauer 272.  
 Streit, Karl 5.  
 Stroussberg 201.  
 Süß, E. 197.  
 Syrkin, Dr. N. 262.  
 Szafranski 288.  
 Tagesausgabe der Bresl. Ztg. 270.  
 Tageschronik 263.  
 Tarnowski, Dr. Georg 287.  
 Tatarennachricht 157 ff.  
 Telegraphenwesen 86. 155 ff.  
 Telman, Konrad 287.  
 Temme, Jodocus 141 f. 164.  
 Theaterbesprechungen 19 ff. 34. 38. 40. 50 f. 70. 77. 90. 99. 152. 154. 170. 206. 214. 274. 289.  
 Theaterkonflikt 259.  
 Theater, Neubau 99.  
 Theaterskandale 50 ff.  
 Theurer, Immanuel 267. 280.  
 Thilo, Heinrich 90.  
 Thilo, Eugen 110.  
 Thurow, D. 280.  
 Tiek, Ludwig 7.  
 Tietz, Friedrich 214.  
 Tiktin, Salomon 100.  
 Times 50.  
 Tischert, Dr. 279.  
 Titelpfopf 85. 130. 147. 149. 316.  
 Tobolt, Prof. Dr. 247.  
 Tolstoi, Graf Leo 313.  
 Torn, Theo v. (Szafranski) 288.  
 Tourniaire, Seiltänzertruppe 51.  
 Traeger, Albert 263.  
 Treitschke, Heinrich v. 2. 40. 240.  
 Treuenfels, Dr. Franz 287.

Trewendt, Eduard 103. 141. 162 f.  
193. 222.  
Trewendt, Ernst 223.  
Trewendt, Hans 221 f. 237. 265. 267 f.  
„Tribüne“ 261.  
Tschockke, Landtagsabg. 134.  
Turgeniew, Iwan 215. 231.  
Turszinsky, Walter 288.  
Twesten, Karl, Abg. 186. 197.

U-Boot-Krieg 296.  
Ublich, Pastor 113.  
Umbrechen der Zeitung im Weltkrieg  
300.  
Umfang der Bresl. Ztg. 38. 50. 67.  
198.  
Unfallversicherungsgesetz 230.  
Unfehlbarkeitsdogma 196.  
Uniformierung der Zeitungen im Welt-  
krieg 292.  
Unzelmann, Friederike 13. 51.  
Unzelmann, Karl Wolfgang 13.  
Urbach, Rosa 287.  
Urban, Erich 287.

Vaerst, Eugen, Baron v. 4. 21. 57 ff.  
72 ff. 77 ff. 84. 86 ff. 94. 99. 101.  
104 ff. 116. 160.  
Vaerst, Hermann Baron v. 64. 88.  
Vaterlandspartei 308.  
Vely, E. v. (Emma Simon) 286.  
Verein der Volksfreunde 134.  
Vereinigter Landtag 127 f.  
Vereinigung Breslauer Zeitungsverleger  
305 f.  
Verein Waldeck 261 f.  
Verkehrsstörungen im Weltkrieg 293.  
Verne, Jules 215.  
Villele, Minister 61.  
Vincke-Olbendorf, v. 134.  
Virchow, Rudolf 169. 184. 212.  
Völkerbund 131.  
Volksbibliotheken u. Lesehallen 284 f.  
Vollrath, Carl 224 f. 231. 235. 240.  
251 ff. 253. 258 f.  
Volontärstellen 280.  
Vossische Zeitung 49. 67.

Wache, Paul 306.  
Wackernagel, Prof. Dr. Wilhelm 8.  
22.  
Wagener, Geheimrat 201.  
Wagner, Adolph 220.  
Wagner, Richard 152. 214.  
Wahlagitation 261. 266.

Wahlverein der Freisinnigen Volks-  
partei 269.  
Waldeck, Benedikt Franz Leo 137. 143.  
Walter, Emil 258 ff. 266. 273.  
Wasserschleben, Prof. Dr., Ludwig  
143. 146.  
Webernot 115 f.  
Weierstraß 233.  
Weigelt, Albert 307.  
Weigert, Albert 225.  
Weiher u. Nimpsch, Freiherr v. 73 ff.  
Weil, Julius 215.  
Weis, Dr. Gottlieb Wenzeslaus, Re-  
dakteur 78. 83. 223.  
Weiß, F. G. Adolf 248.  
Weiß, Dr. Adolf 282.  
Weltkrieg 289 ff.  
Wendringer, Richard 287.  
Wendt, Prof. Dr. VII.  
Wenzel 116.  
Wenzig, Else 287.  
Wernhart, Hofrat 74.  
Westphalen v., Minister 161.  
Wetekamp, Wilhelm 284 f.  
Weyl, Dr. 288.  
Wichert, Ernst 288.  
Wichmann, Franz 288.  
Wiener, Gustav 279.  
Wilda, Prof. Dr. 134. 142 f.  
Wilda, Dr. Oskar VIII. 14 ff. 280. 289.  
306. 307 ff.  
Wilda, Editha 306.  
Wilhelm I., Kaiser 166. 187. 215. 248 f.  
Wilhelm II., Kaiser 256. 290.  
Wilhelm, Herzog von Braunschweig 69.  
Wilhelm, Paul 286.  
Windthorst, Ludwig 190.  
Wismar, Otto 251.  
Wisniewski, Ignatz 307.  
Witte, Prof., Dr. Karl 17. 50. 55. 58.  
70.  
Wittenberg, Dr. 279.  
Wöllners Zensuredikt 42.  
Wohlbück, Olga 246. 247. 286. 288.  
Wohltätigkeitsammlungen im Welt-  
krieg 305.  
Wolf, Dr. Arthur 280.  
Wolf, W., Redakteur 83.  
Wolff, Bernhard 155 f.  
Wolff, Breslau, Dr. Fritz 282. 287.  
Wolffbüro 280. 292.  
Wolff T. W. (Kasemattenwolff) 114 f.  
Wolframsdorf v., Generalleutnant 57.  
Wollmarkt, Breslauer 117 f.  
Wolter, Charlotte 259.  
Wolzogen, Ernst v. 286.



Wotbe, Anny 288.  
Wutke, Dr., Geheimrat VIII.

Yorck, General 57.

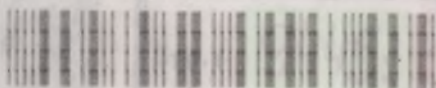
Zacher, Albert 286.  
Zäschmar, Carl 148. 159. 161 f.  
Zäschmar, Carl Sigismund 30. 73. 75.  
79. 87. 150. 160.  
Zameit, Redakteur 281.  
Zedlitzscher Schulgesetzentwurf 258.  
„Zeitgeist“ 300.  
Zeitung für die Elegante Welt 34.  
Zeitungsverleiber 154.

Zelle 232.  
Zensur 42 ff. 49. 67 f. 77. 87. 94. 96.  
110. 112. 116. 118. 129 f. 147 f. 291 ff.  
293 f.  
Zepterloge 8.  
Zetzsche, Eduard 155.  
Ziegler, Franz 186. 191 f. 212.  
Ziegler, J. F., Buchhandlung 148.  
Zimmermann, A., Stenograph 259.  
Zimmermann, Adolf 286.  
Zindler-Ohlau 225.  
Zingler 306.  
Zobeltitz, Fedor v. 288.  
Zuchold, Oskar 263. 282.  
Zwick, Dr. 285.



Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

9445 S



001-009445-00-0

